

A 541175

Die
Balkan-
staaten
und ihre
Völker

von
C. v. Hesse-
Wartegg

DR

15

H 59

02

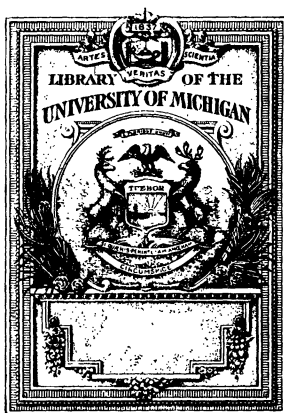
Die Balkanstaaten und ihre Völker

VON

Ernst von Hesse-Wartegg

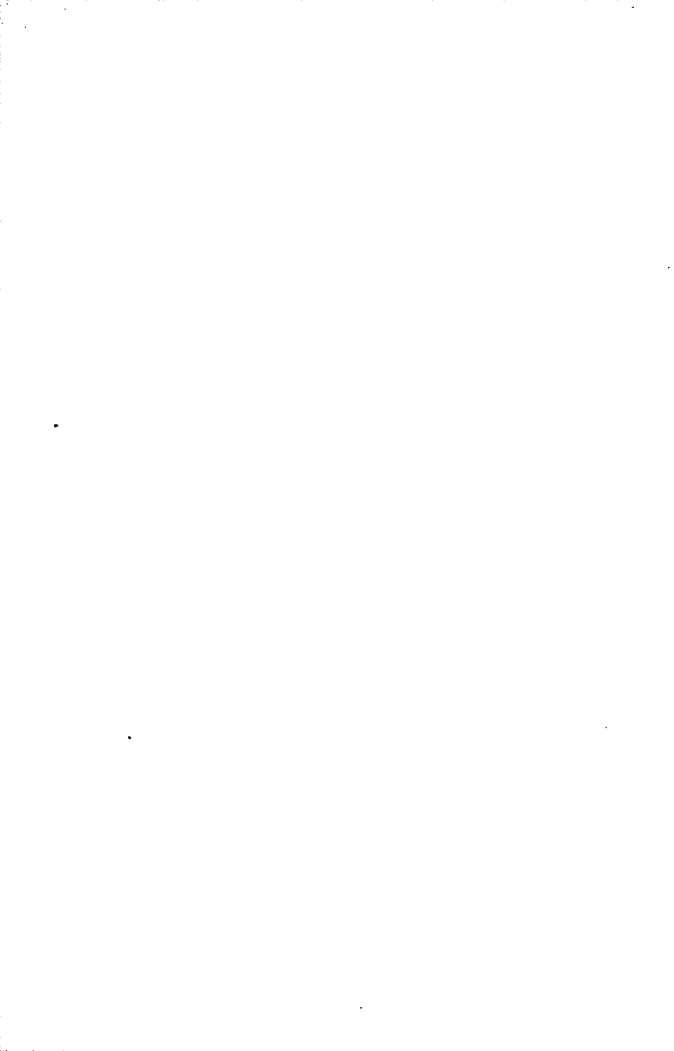
Verlag von Friedrich Pustet in Regensburg





DR
15
.H59

Die Balkanstaaten und ihre Völker



Ernst von Hesse-Wartegg

Die Balkanstaaten und ihre Völker

Reisen, Beobachtungen und Erlebnisse

Mit 33 Abbildungen



Druck und Verlag von Friedrich Pustet, Regensburg

1917

Harr.
7291
Geol.
1-20-1923
gen.

Printed in Germany

Mit dem vorliegenden Buch beabsichtige ich, an der Hand meiner verschiedenen Reisen, Beobachtungen und Erlebnisse auf der Balkanhalbinsel dem Leser ein Bild des einstigen Landbesitzes der europäischen Türkei in seinem jetzigen Zustand vor Augen zu führen. Die Politik wird dabei nur wenig berücksichtigt, denn die letzten Balkankriege haben in die verwickelten Verhältnisse der neuen Staaten zwischen der Adria und dem Schwarzen Meer statt der erhofften Klärung nur noch größeren Wirrwarr geschaffen. Vor einer endgültigen Lösung der Balkanfragen wäre es also zwecklos, den Inhalt eines Buches wie das vorliegende nach den augenblicklichen Staatsgrenzen einzuteilen. Was heute serbisch ist, kann morgen griechisch oder bulgarisch werden oder umgekehrt, und besonders Mazedonien harret noch seiner bleibenden Bestimmung.

So war es für mich gegeben, die Länder und Völker der Balkanhalbinsel so zu schildern, wie ich sie auf meinen selbstgewählten Reisefrouten gesehen habe. Vom Eisernen Tore ausgehend, führe ich den Leser der Reihe nach durch die drei Donaufstaaten nach der Türkei, dann vom Bosphorus durch Mazedonien und Griechenland nach den Ländern der Adria. Was sich dort dem Reisenden darbietet, ist zum großen Teil Neuland, das erst in jüngster Zeit der Touristik, dem Handel wie der wirtschaftlichen Ausbeutung erschlossen wird und einer großen Zukunft entgegengeht. Sie wird besonders für Mitteleuropa von einschneidender Bedeutung werden, und eben deshalb verdient der Balkan gerade jetzt erhöhte Aufmerksamkeit.

Der Verfasser

Die Donau als Hauptverkehrsstraße nach dem Balkan

Für den Reisenden von Mitteleuropa nach dem Balkan bildet das Eiserner Thor durch die südlichen Karpathen die wichtigste Einfahrtspforte. Die Donau selbst hat sie auf ihrem Laufe durch das Gebirge gebrochen, und ihr entlang führt auch der wichtigste Schienenstrang, der Mitteleuropa mit den Balkanstaaten, seit neuester Zeit auch in einer Länge von fünftausend Kilometern mit Vorderasien verbindet. Kaum war die Orientbahn eröffnet, so ergoß sich ein ungeahnter, von Jahr zu Jahr steigender Personen- und Frachtenverkehr nach den neugeschaffenen Balkanstaaten mit dem vorläufigen Endziel Konstantinopel. Dieses dünne Paar glänzender Stahlschienen hat die bis dahin vom Türkenreiche abhängigen Balkanländer wie mit einer Lanzette aufgestochen, und ihnen entlang rollt abendländische Kultur dorthin, um weite, in vieler Hinsicht noch jungfräuliche Gebiete für den Touristenverkehr wie für Handel und Industrie zu erschließen.

Die Bahnlinie ist darin der eigentlichen Straße für den Großverkehr vorausgeeilt, und diese ist der Donaustrom selbst. Er weist von Natur aus den Weg, auf welchem zwei so riesige Gebiete, wie Mitteleuropa und die Balkanhalbinsel, zu dem größten Wechselverkehr gelangen können. Zur Bewältigung der stetig zunehmenden Beziehungen im großen Maßstab genügen Eisenbahnen nicht, sie erfordern bekanntlich Wasserstraßen, und da ist es gewiß gerade jetzt am Platze, zunächst auf die Donau besonders hinzuweisen, die aus dem Herzen Süddeutschlands ohne Unterbrechung nach dem Schwarzen Meere läuft und dort Anschluß nach Konstantinopel sowie allen Häfen des Orients bis in den persischen Golf findet. Seltsamerweise ist diesem so bedeutenden Verkehrsweg bisher in Deutschland nicht jene Beachtung geschenkt worden, die er verdient. Der Hauptgrund mag darin liegen, daß die Donau durch ihre Stromschnellen und Engpässe bis in die jüngste Zeit als durchgehende Wasserstraße gar nicht in Betracht kam. Erst allmählich wurden sie durch Österreich mit großen Opfern beseitigt, und das wichtigste Hindernis der Schifffahrt, die sieben Stromschnellen von Orsova, an der Grenze Ungarns gegen den Balkan, fiel erst anläßlich der Jahrhundertfeier dieses Staates im Jahre 1896, ein Werk, dessen Ausführung an fünfunddreißig Millionen Mark verschlungen hat. Doch auch ohne diese natürlichen Hindernisse wäre die Donau kaum früher als Verkehrsstraße in Betracht gekommen, weil gerade der durchwegs schiffbare Unterlauf

des Stromes im Gegensatz zu Rhein und Elbe während des ganzen Mittelalters und der Neuzeit von nur halb zivilisierten Völkern beherrscht wurde, die jeden freien Schiffsverkehr unmöglich gemacht haben.

* * *

An die Stelle dieser Völkerschaften sind nun am Balkan geordnete Staatswesen getreten, Schifffahrt und Verkehr haben sich besonders im Gebiet der Balkanhalbinsel in ungeahnter Weise entwickelt, die Wasserstraße wird durch die beteiligten Regierungen, besonders durch Oesterreich-Ungarn, unausgesetzt verbessert, und seit vielen Jahren besteht von Regensburg oder doch von Passau an bis zum Schwarzen Meere ein reger Dampfschiffsverkehr. Den Verkehrsbedürfnissen Deutschlands nach dem Kriege würde nun ein ungeheurer Vorschub geleistet werden, wenn die Dampfschifffahrt auf der Donau noch weiter stromaufwärts durch Bayern bis nach Ulm an die württembergische Grenze durchgeführt werden könnte. Gleichzeitig damit müßte die Verbindung Donau-Main-Rhein für die Großschifffahrt eingerichtet werden. Bemerkenswerterweise bestand sie bereits vor achtzig Jahren. Im Jahre 1837 hatte sich eine „Württembergisch-bayerische Dampfschiffahrtsanstalt“ für die beiden Strecken Ulm-Regensburg und Regensburg-Linz gebildet, deren geringer Erfolg indessen bald darauf die bayerische Regierung veranlaßte, die Sache zu übernehmen, die Befahrung der Strecke Ulm-Donaumörth fallen zu lassen und dafür einer „Königlich Bayerischen Dampfschiffahrtsanstalt“ die Strecke Donaumörth-Linz zu übertragen. Im Jahre 1862 wurde sie an die schon dreißig Jahre vorher gegründete österreichische Donaudampfschiffahrtsgesellschaft abgetreten. Jetzt schon wird auch die obere Strecke der Donau von Regensburg bis Passau von Dampfbooten befahren, es herrscht auch ansehnlicher Frachtschiffsverkehr, aber es würde sich für den lebhafter einsetzenden Warenverkehr nach dem Balkan und Orient gewiß lohnen, der bayerischen Donau baldigst noch größere Beachtung zu schenken. Nicht nur der Handel der Uferstaaten Bayern und Württemberg ist daran in hohem Grade interessiert, sondern auch der Mitteldeutschlands, ja selbst der Industriegebiete Rheinlands und Westfalens, die ja durch den Ludwigskanal zwischen Main und Donau doch bereits die Wasserverbindung mit der Donau bei Kelheim oberhalb Regensburg besitzen. Freilich ist die Verbreiterung und Vertiefung der vorhandenen Wasserwege mit großen Geldopfern verbunden, aber sie sind

gering im Verhältnis zu dem ganz unberechenbaren Vorteil für Mittel- und Westdeutschland, eine ununterbrochene Dampferstraße nach den östlichen Meeren und ihren Küstenländern, zunächst Türkei und Kleinasien, zu erhalten. Die Entfernung von Ulm nach dem Schwarzen Meere beträgt 2645 Kilometer, und die Donau fließt auf ihrem ganzen Lauf durch ungemein fruchtbare, reichbesiedelte Länder, ja es dürfte kaum einen anderen Strom gleicher Größe auf dem Erdenrund geben, der ein so dichtbevölkertes Stromgebiet aufzuweisen hätte. Welche Möglichkeiten bieten sich Deutschland auf diesem Wasserwege noch dar!

Auch in touristischer Hinsicht ist die Donau bisher etwas stiefmütterlich behandelt worden. Von der Quelle bis zum Austritt aus Ungarn ist sie überaus reich an landschaftlichen Schönheiten, dazu an Städten, Burgen und Merkwürdigkeiten, wie kein zweiter Strom. Schon ihre Quelle im schönen Schwarzwald ist eines Besuches wert. Sie liegt in einem monumentalen Beden unmittelbar vor dem Fürstenbergschen Schloß in Donaueschingen. Ihr klares, vom Grunde emporsprudelndes Wasser wird durch einen unterirdischen Kanal in die Brigach geleitet, und eine Inschrift besagt: „678 Meter über dem Meere, 2840 Kilometer bis zum Meere“. Wie wildromantisch sind die großartigen Felschluchten, die die vereinigten Flüßchen Brege und Brigach unterhalb des stolzen Sigmaringer Schlosses in der Rauhen Alp durchrauschen, wie schön das Stadtbild des alten Ulm mit seinem wolkenragenden Domturm, oder die urdeutschen, von fremden Einflüssen ganz unberührten Ortschaften, Burgen, Denkmäler am weiteren Lauf, voll von zum Teil hochwichtigen geschichtlichen Erinnerungen, die bis in die Römerzeit zurückreichen, so Donauwörth, Teufelsfelsen, Neuburg, Ingolstadt, Weltenburg mit seinem uralten, 775 gegründeten Kloster, und Befreiungshalle bei Kelheim. Hier hat sich die Donau durch die Raltberge wilde Schluchten gerissen, mit senkrecht abstürzenden, kahlen Felsmauern, die an ihrem Fuße nicht einmal für einen Fußsteig Raum lassen. Bei Kelheim, wo der Ludwigskanal mündet, treten die Berge weiter zurück, und das altertümliche Stadtbild von Regensburg erscheint, das allein schon eines längeren Besuches wert ist, nicht nur wegen seiner herrlichen Kirchen und uralten Ritterhäuser, sondern auch wegen des nahen Donaufstaus und der Walhalla, dieses grandiosen „Tempels deutscher Ehren“.

Von Regensburg, wo die Donau den nördlichsten Punkt ihres langen Laufes durch halb Europa erreicht, fließt sie durchschnittlich

zweihundert Meter breit, dem Südfuß des Bayerischen Waldes entlang, an dem alten Straubing vorbei, durch die Kornanmühlern Bayerns ihrer Vereinigung mit dem wilden Inn entgegen, den sie bei ihrem Eintritt auf österreichischen Boden, bei Passau, erreicht. Es ist eine der hübschesten Stellen des ganzen Stromlaufes. Die malerische Stadt erhebt sich mit ihren stattlichen Häusern, Kirchen und Palästen auf einer langgestreckten, felsigen Halbinsel zwischen beiden brüdenreichen Flüssen und an ihrer Spitze fließen die beiden zusammen, an der Nordseite noch die liebliche Ilz aufnehmend. Der Inn erscheint viel stattlicher und wasserreicher als die Donau, und er ist es hauptsächlich, der sie zu dem gewaltigen, nahe einen halben Kilometer breiten nun folgenden Strom macht.

Den weitaus bedeutendsten Anteil an dem Schiffsverkehr auf der Donau hat die schon 1829, mit einem einzigen Dampfer gegründete „Erste K. K. priv. Donaudampfschiffahrtsgesellschaft“, die sich seither zum weitaus größten Binnenschiffahrtsunternehmen Europas entwickelt hat. Im Jahre 1882 wurde in München die Süddeutsche Donaudampfschiffahrtsgesellschaft, dazu noch in Budapest eine ungarische Dampfergesellschaft gegründet, die mit der Wiener Gesellschaft jedoch nur in bezug auf den Frachtenverkehr in Wettbewerb kommen. Während der Frachtenverkehr der Wiener Gesellschaft in Wien jährlich ungefähr sieben Millionen Meterzentner erreicht, ist jener der Süddeutschen Gesellschaft annähernd anderthalb Millionen, der ungarischen Gesellschaft eine Million Meterzentner. Den Personenverkehr besorgt ausschließlich die Wiener Gesellschaft. Seit 1913 ist zu den österreichischen und ungarischen Schiffahrtsgesellschaften noch der „Bayerische Lloyd“ mit dem Sitz in Regensburg getreten, der sich in mächtigem Aufschwung befindet, ein Gesellschaftskapital von acht Millionen Mark und außer einer Anzahl von Dampfern bereits an hundert Fahrzeuge in der Größe von sechshundert bis tausend Tonnen besitzt. Zu dem Frachtenverkehr auf Dampfern kommt noch jener auf Flößen, Ruderschiffen, Zillen usw., zusammen jährlich ungefähr zehntausend in Wien eintreffende Schiffe mit einer Gesamtladung von gegen zwei Millionen Meterzentnern. Bei all diesem großen Verkehr erreicht er auf der Donau doch nur etwa die Hälfte jenes auf dem Rhein, was mit dem Industriereichtum der dichter bevölkerten Rheingegend und der Nähe des verkehrsreichen Meeres zusammenhängt. Wie wichtig sich die vollständige Regulierung der

bayerischen Donau gestalten würde, geht schon daraus hervor, daß von den auf Dampfern bewegten Gütern auf die Strecke oberhalb Wiens nur 20 v. H., auf die Strecke unterhalb Wiens aber 80 v. H. entfallen. Umgekehrt ist das Verhältnis der mit Räderschiffahrt bewegten Güter; ihr weitaus größter Teil entfällt auf die Falsfahrt nach Wien und besteht der Hauptsache nach aus Steinen, Steinprodukten, Kohlen, Erzen, Halbfabrikaten und Holz, zu geringen Teilen aus Salz und Obst. In jüngster Zeit hat sich der Salzverkehr ab Regensburg nahezu bis zur Stärke des Bergverkehrs gehoben. Der gesamte in Wien eintreffende Dampferpassagierverkehr erreicht eine Viertelmillion Seelen.

* * *

Für den Reisenden ist die Flußfahrt von Passau nach Wien ungemein reizvoll; sie führt an dem lieblichen Linz, Grein, dem uralten Pöchlarn, Melk mit seiner berühmten Benediktinerabtei, Krems, Tulln usw. vorüber, durchwegs urdeutsche Ortschaften, die zum Teil vom Sagentranz der Nibelungen umwoben sind, dazu an Schlössern, Burgruinen, malerischen Landschaften und Stromszenen, besonders bei den Strudeln und Schnellen von Grein, wo die Donau auf hundertfünfzig Meter eingeengt ist. Andererseits bildet sie stellenweise die ihr eigentümlichen Werder und Auen, besonders bei Krems, wo sie sich auf mehr als einen Kilometer erweitert. Durch die großartige, mit einem Kostenaufwand von über hundert Millionen Mark durchgeführte Stromregulierung bei Wien wurden die Überschwemmungsgebiete beseitigt und Gelegenheit zur Anlage eines ausgedehnten Hafens geboten, nur schickt die Donau bloß einen schmalen Arm nach Wien selbst, so daß die Kaiserstadt das großartige Strombild, das Preßburg und vornehmlich Budapest darbietet, entbehrt. Die ganze, zwölfstündige Dampferfahrt zwischen Wien und Budapest ist von großer Schönheit, besonders oberhalb Waizen, wo sich die Donau in einer scharfen Biegung nach Süden wendet. Desto eintöniger wird die Gegend unterhalb Budapest in der weiten ungarischen Tiefebene, wo der Strom in zahlreichen Schlangenwindungen zwischen den öden Sandufern, Moorflächen, Schilf und bewaldeten Sümpfen vielarmig und inselreich dahinflutet. Bei Budapest beträgt seine Breite einen Kilometer und acht bis zwölf Meter Tiefe, bei Semlin, gegenüber Belgrad, anderthalb Kilometer Breite und vierzehn Meter Tiefe. Die Fahrt von Budapest bis Belgrad erfordert vierundzwanzig Stunden,

in umgekehrter Richtung entsprechend mehr; von Budapest nach Galatz, nahe der Mündung, dreieinhalb Tage bei viermaligen Fahrten in der Woche, mit täglichen Fahrten zwischen Budapest und Semlin; von Galatz nach Sulina am Schwarzen Meer verkehren im Anschluß an die Flußdampfer noch andere in siebenstündiger Fahrt.

Zu den österreichischen Passagierdampfern treten von Semlin ab an den drei anderen Wochentagen ungarische, dazu von Eurn-Severin ab russische Dampfer zweimal wöchentlich; doch der Personenverkehr bleibt zum weitaus größten Teil den österreichischen Schiffen. Erfreulicherweise erfolgt ihre Durchfahrt durch den schönsten Teil der ganzen Donau, das berühmte Eiserne Thor, bei Tag. Von Bazias an, tausend Kilometer vom Meere, durchbricht der mächtige, zwei Kilometer breite Strom auf einer Strecke von hundertdreißig Kilometer die wilden Gebirge, die sich von Serbien durch Südungarn und Siebenbürgen ziehen und an den Stromufern selbst über fünfhundert Meter hohe, fast senkrecht aufsteigende Felswände bilden. Dennoch unternahm zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die ungarische Regierung den Bau einer kühnen Straße dem Stromufer entlang. An den Ufern wie im Strom selbst steigen seltsame hohe Felsnadeln auf, manche gekrönt von Burgruinen aus alter Zeit, denn diese großartigste Stromenge Europas hat in all den vielen Völkerwanderungen und Kriegen eine sehr wichtige Rolle gespielt. Man braucht nur an Darius und Alexander, Trajan, Marc Aurel, Attila, Karl den Großen, die Einbrüche der Avaren, Magyaren, Mongolen, an die Kreuzzüge, Rudolf von Habsburg, Hunyadi, Sultan Soliman, Prinz Eugen, Napoleon, Kossuth, den Orientkrieg von 1853 bis 1856, endlich an den jüngsten Serbentrieg und den Übergang der Deutschen bei der alten, malerischen Feste Semendria oberhalb Bazias zu denken. Eine Stromschnelle folgt auf die andere; stellenweise wird der Strom auf hundertfünfzig Meter zusammengedrängt; an anderen zeigt das Flußbett, besonders bei niedrigem Wasserstand, zahlreiche Felsenriffe und senkrechte Felstürme, dazwischen trichterförmige Wirbel, doch die Schiffahrtsrinne ist durch kostspielige, mühsame Arbeiten überall gesichert worden. Hier und dort sind noch die Spuren der von Tiberius und Trajan gebauten Römerstraße sichtbar, und jenseits des herrlichen Engpasses von Razan erblickt man an einer senkrechten Felswand die berühmte Trajanstafel, die an die Vollendung dieser Straße im Jahre 101 n. Chr. erinnert.

Bei dem malerisch gelegenen Flecken *Orsova* stoßen die Königreiche Ungarn, Rumänien und Serbien aneinander, auf eine kurze Strecke bildet der Strom die Grenze zwischen Rumänien und Serbien, unterhalb *Praovo* jene zwischen Rumänien und Bulgarien. Von *Orsova* angefangen gilt auf der Donau bis zu ihrer Mündung *See-recht und Seesignalwesen*, denn hier setzt auch die Segelschiffahrt im Verein mit den Dampfern viel kräftiger ein und befördert jährlich weit über hundert Millionen Zentner Frachten.

Noch auf der Grenzstrecke zwischen Rumänien und Serbien ist die Donaufahrt von großer Schönheit, ja, sie erinnert an manchen Stellen an die Nilfahrt beim ersten Katarakt. Ihre Insel *Philae*, freilich ohne die Palmen und altägyptischen Tempel, ist das reizende Eiland *Ala Kala*, fünf Kilometer unterhalb *Orsova*, fast durchweg von Türken bewohnt, mit seinen mächtigen, halb verfallenen Festungswerken, seinen Moscheen und Gräberstätten, das einzige Stück der Balkanhalbinsel nördlich *Adrianopel*, das sich aus der Zeit türkischer Größe und Macht ganz unverändert erhalten hat. Die hohen Berge an den Stromufern treten unterhalb *Ala Kala* auf mehrere Kilometer wieder enger aneinander und bilden das berühmte *Eiserne Tor*. Das ganze, auf annähernd vierhundert Meter eingeengte Strombett wird hier von quer darüber reichenden Felsmassen durchzogen, mit zahlreichen Riffen unterhalb, dazu seichten Stellen und Wasserlöchern bis zu fünfzig Meter Tiefe, die also bis sechzehn Meter unter den Meeresspiegel reichen. An die Stelle des von den Römern gebauten Schleusentunnels ist seit Ende des vorigen Jahrhunderts zur Umschiffung dieser ganz unpassierbaren Strecke ein offener Kanal getreten.

Bei *Turn-Severin*, wo noch Trümmer der von Kaiser *Trajan* erbauten römischen Donaubrücke zu sehen sind, erreicht der Strom in einer Breite von einem Kilometer die einförmige rumänische Ebene, und damit haben die landschaftlichen Schönheiten ein Ende. Während das rechte, bulgarische Ufer in einer Höhe von zwanzig bis dreißig Meter steil nach dem Strom abfällt, ist das linke, walachische Ufer vollständig flach.

Der Dampfer gleitet auf dem trägen, trüben Strom dahin, ohne daß der Reisende für Stunden an den beiderseitigen Ufern irgend ein Dorf oder auch nur ein Haus zu Gesicht bekäme. Stellenweise erhebt sich in dieser trostlosen, nur von seltenen Schiffen unterbrochenen Einsamkeit ein hohes Holzgerüst, auf dessen Spitze als Strom- und Grenz-

wächter irgend ein verschlafener Dorobanze lehnt. Seine beständigen Gesellschafter sind die Unmassen von Vögeln der verschiedensten Art, die einzigen Bewohner der breiten Sumpf- und Schlammufer, die sich auf walachischer Seite weit ins Land ziehen, mit zahlreichen Inseln und Seen. Scharen von Störchen und Reiherern fliegen umher oder stolzieren im seichten Wasser dem Ufer entlang, langbeinige, großschnabellige Pelikane stehen dort, auf Beute lauernd, in langen Reihen, große Schwärme von Enten werden von den Dampfern aufgeschreckt, und deren treueste Begleiter, die Möwen, folgen ihnen in ruhigem Fluge.

Was an Ortschaften am Strom vorhanden ist, liegt mit wenigen Ausnahmen auf bulgarischer Seite. Zunächst *Widdin*, das schon ganz den allgemeinen halborientalischen Charakter der Balkanstädte zeigt, mit engen, gewundenen Gäßchen und kleinen, ärmlichen Häusern, in denen neben ungefähr zehntausend Bulgaren dreitausend Türken und halb soviel spanische Juden wohnen. Zusammengedrängt innerhalb der mittelalterlichen Umwallung und beherrscht von einem bulgarischen Schloß, der früheren Zitadelle, liegen auch die bunten Basarbuden, viele Moscheen und eine neue bulgarische Kathedrale. Die schönste Straße, gleichzeitig der Korso der alten, aus der Römerzeit stammenden Stadt, führt den Donaukais entlang. Dort sind mit dem lebhaften Dampferverkehr auch verschiedene moderne Gebäude entstanden, Ämter, Hotels, ja sogar ein Kasino mit hübschem Garten. Doch länger als von einem Schiff zum anderen dürften sich hier nur die wenigsten Reisenden aufhalten, ebenso wie in dem zwei Dampferstunden weiter stromabwärts gelegenen *Lom Palanka*, dem Donauhafen für die bulgarische Hauptstadt *Sofia*. Noch ist er mit *Sofia* durch keine Eisenbahn verbunden, und die zwischen beiden liegende Balkankette wird über den *Bertovizapass* auf einer vortrefflichen Pfaßstraße überschritten, voll landschaftlicher Schönheit und Ausbliden auf die großartigen Gebirgsabstürze im *Wrahabalkan*.

Sehr malerisch zeigt sich auf der Weiterfahrt vom Dampfer aus das uralte, vom Kaiser *Heraklius* gegründete *Nikopoli*, ein noch fast ganz türkisches Städtchen, überhöht von einer Zitadelle, der Schauplatz verschiedener Schlachten zwischen den Türken, Ungarn und Russen. Die kleinen türkischen Holzhäuser, hier und dort unterbrochen von Moscheen und baufälligen Minaretts, ziehen sich eine tiefe Schlucht mit steilen Wänden hinan, und von dem alten Donauschloß auf der Höhe genießt man einen umfassenden Blick auf die weite

Stromebene jenseits, mit ihren großen Seen und Sümpfen, zwischen denen eingebettet in der Ferne die rumänischen Getreidestädtchen *Turnu-Margarele* und *Simniza* sichtbar sind. Überall hier, auch in der folgenden bulgarischen Stadt *Sistov* gibt es Denkmäler und sonstige Erinnerungen an die vielen Kämpfe zwischen den Russen und Türken. Jahrhunderte hat es gedauert, bis es den Russen endlich gelang, ihre Erbfeinde über die Donau und weiter über die *Mariza* zurückzuwerfen, und bei so unruhigen Zeiten war es freilich nicht möglich, aus der Donau jene große Verkehrsstraße zu machen, die sie zu werden verdient.

Immerhin hat die Dampfschiffahrt, besonders der Österreicher, den dortigen Uferstädten wie dem Hinterlande neues Leben und Blüte eingehaucht, den Dampfern folgten österreichische Handelsleute und Ansiedler, und wohin man auch kommen mag, überall findet man in den Städten österreichische Kolonien. Besonders in dem nun folgenden *Russchuk* ist sie dem großen Handel der Stadt entsprechend zahlreich. *Russchuk* ist die volkreichste, schönste und wichtigste unter den bulgarischen Donaustädten und wird auch auf der rumänischen Seite nur von *Galatz* übertroffen. Vom Strom aus gesehen, macht sie mit den großen, modernen Gebäuden auf dem vierzig Meter steil aufragenden Ufer einen viel stattlicheren Eindruck, als man ihn beim Besuch der Stadt selbst empfängt, denn das Innere enthält das gleiche armselige orientalische Winkelwerk der türkischen Balkanstädte, mit ähnlichen geschäftigen Basaren und ähnlichen Moscheen, deren es hier an dreißig gibt. Doch die heutigen Bulgaren sind schon mit dem „großen Reinmachen“ auch hier dreingefahren, haben neue Straßenlinien durch das türkische Labyrinth gezogen, Parkanlagen geschaffen, ein Theater, Schulen usw. gebaut und sind bestrebt, *Russchuk* auch äußerlich jene Bedeutung zu geben, die es als wichtiger Ausfuhrhafen und Eisenbahnknotenpunkt nach *Bukarest*, *Sofia* und *Varna* am Schwarzen Meer verdient. Der Hafen für *Russchuk* ist gleichzeitig jener für das auf rumänischer Seite gegenüber gelegene *Gurgewo*.

Bei *Eutrakan* tritt die hier vielverschlungene Donau auf beiden Ufern in rumänisches Gebiet, und nach wenigen Stunden ist das stark befestigte *Silistra* erreicht, mit Festungswerken auf jedem einzelnen der im weiten Kranz ringsum aufsteigenden Hügel.

Unterhalb wird der gewaltige Strom immer breiter, umschließt mit seinen Armen immer mehr Inseln und Sumpfland, so daß die

große Brücke für die Eisenbahn Bukarest-Constanza, die hier über die Donau führt, sechzehn Kilometer lang ist! Sie bildet eines der größten Werke des Brückenbaus, mit Pfeilern, die auf einunddreißig Meter unter dem Wasserspiegel fundiert werden mußten, und einer Brückenbahn, die achtunddreißig Meter hoch über dem Wasserspiegel liegt. Die Spannweiten zwischen den Pfeilern erreichen hundertneunzig Meter, so daß der größte Schiffsverkehr hier mit Leichtigkeit bewältigt wird.

Von den beiden Hauptausfuhrhäfen Rumäniens weiter abwärts, Brai la und Gala z, ist das letztere der Kriegshafen Rumäniens und der Sitz der Europäischen Donaukommission. Unterhalb Gala z die Grenze zwischen Rumänien und Rußland bildend, gabelt sich nach siebzig Kilometer langem Lauf der Strom in seine drei Mündungsarme, von denen der nördlichste, die Kiliamündung, wohl zwei Drittel der ganzen Wassermenge abführt, aber wegen seiner geringen Tiefe und der Barre außerhalb für größere Schiffe unbefahrbar ist. Dagegen ist die mittlere Mündung, die durch ungeheure Sümpfe fließende, hundertdreißig Meter breite Sulina, obschon sie kaum ein Zehntel der Wassermenge des Stromes enthält, mit sieben Meter Tiefe durchweg für Seeschiffe fahrbar und umfaßt den ganzen Großverkehr mit jährlich 1500 Schiffen mit annähernd zwei Millionen Registertonnen. Doch auch sie erfordert stete Fürsorge, und in dem auf einem Pfahlrost erbauten Städtchen Sulina an der Einmündung in das Meer erhebt sich am Kai der Palast der Donaukommission, welche die Einfahrtsmolen weit ins Meer hinausgeführt hat, um der Versandung, die den Strand jährlich um einen Meter vorschiebt, zu begegnen. Sulina ist Freihafen und Anlegeplatz regelmäßiger Dampferlinien Oesterreichs, Rußlands, Bulgariens, Griechenlands und Italiens. Hoffentlich kommt mit der Eröffnung der Dampfschiffahrt auf der bayerischen Donau dazu auch bald eine deutsche Dampferlinie nach ihrer Mündung und weiter hinaus nach den Seehäfen des nahen Orients. Welch ungeheurerer Umweg rings um ganz Europa herum den rheinischen Produkten durch die Donaustraße erspart wird, zeigt schon ein Blick auf die Karte. Was aber in Kriegszeiten noch unendlich mehr Wert besitzt, ist die vollkommene Sicherheit dieser Wasserstraße gegen alle Nachbarn der Mittelmächte auf dem Festlande wie zur See bis zum Schwarzen Meere.

S e r b i e n

B e l g r a d

Der Mitteleuropa nächstgelegene Balkanstaat ist Serbien, und die weitaus große Mehrzahl der Reisenden, die es besuchen, betreten es von Österreich aus mittels der bei Semlin über die Save an ihrer Einmündung in die Donau führenden Eisenbahnbrücke. Damit erreichen sie Serbiens bisherige Hauptstadt Belgrad und bekommen das junge Königreich gleich von seiner günstigsten Seite aus zu sehen. Wenn es auch schon seit drei Jahrzehnten besteht, so sind doch nirgendwo so viele abendländische Außerlichkeiten zu finden, wie in Belgrad. Man könnte es eigentlich als österreichisch-ungarische Stadt bezeichnen, denn was Belgrad, wie das ganze Serbien überhaupt, an Errungenschaften der Kultur aufzuweisen hat, verdankt es ausschließlich der benachbarten Doppelmonarchie. Es stünde gewiß viel besser um Serbien und sein Fortschritt wäre viel größer, wenn Österreich dort noch viel mehr zu sagen hätte. Der maßlose Stolz der serbischen Schnapphähne hat das bisher mit allen möglichen faulen, ja verbrecherischen Mitteln zu verhindern gesucht, und die Folge davon war das Verhängnis, das nun über das in seiner Regierung und in seinem Königshause vollständig verlotterte Staatswesen hereingebrochen ist.

* * *

Ungefähr vierzig Jahre sind vergangen, seit die Türken ihre serbische Provinz endgültig aufgeben mußten, und seit auf der uralten Zitadelle oberhalb Belgrad nicht mehr das rote Banner mit Stern und Halbmond flattert. Mehr als ein halbes Jahrtausend lang war es dort aufgepflanzt, aber so wenig Bleibendes haben die Türken in Belgrad geschaffen, daß die Spuren ihrer Herrschaft wie mit einem Rehrbesen weggeegt werden konnten, und davon nichts mehr übrig ist, als eine bescheidene Moschee. Die meisten Türken sind nach der Türkei zurückgekehrt, und in dem verfallenen kleinen Türkenviertel zu Füßen der Festung wohnen ihrer kaum mehr genug, um sie am Freitag

zu füllen. Ringsum, bis weit herunter zum Bahnhof der Orientbahn, ist seit zwei Jahrzehnten eine neue Stadt entstanden mit breiten Straßen und zum größeren Teile ebenerdigen Wohnhäusern. Hier und dort wurde auch der Anlauf zu anspruchsvolleren Bauten gemacht, und die Hauptstraße, ein breiter Boulevard, enthält deren eine ganze Anzahl. Dort erhebt sich der stattliche Konak, die einstöckige Villa, in der König Peter seine Residenz aufgeschlagen hat. Von ihren Fenstern blickt er unmittelbar auf den Schauplatz jener schrecklichen Bluttat, der er den Thron verdankt. Der alte Konak, wo die eigenen Offiziere des jungen Königs Alexander im Jahre 1903 den letzten Obrenowitsch und seine Königin Draga in so scheußlicher Weise abschlachteten, ist dem Erdboden gleichgemacht worden und schön gepflegte Blumenbeete bedecken die grauerweckende Stätte. Aber es klebt Blut an diesen Blumen, und ich konnte an dem bis an die König Milan-Straße reichenden Königsgarten nicht vorübergehen, ohne an die Schreckensnacht zu denken, die der Dynastie König Milans ein Ende bereitet hat. Ich konnte auch nicht zu den Fenstern des neuen Konak hinaufblicken, ohne des Urhebers zu gedenken, der nun die Königstrone trägt und einsam in den stillen Räumen haust. Nicht wie ein König seines Volkes, sondern ein trauriger Sklave seiner Mitverschwörer, dem seine ganze Umgebung Menetekel zuzurufen scheint. In den reich ausgestatteten Empfangsräumen des unteren Stockwerks ist noch niemals ein Fürst zu Gast gewesen, denn alle scheuten sich, seine doppelt und dreifach blutbefleckte Hand zu drücken.

Die Strafe hat nun ihn und seine Umgebung, die verbrecherischen Regierer seines unglücklichen Landes, erreicht, aber der fluchbeladene einstige Hauptmann der französischen Fremdenlegion hat noch eine viel größere Schuld zu büßen, denn der Weltkrieg ist in erster Linie mit auf ihn zurückzuführen.

Jenseits des von hohen Bäumen beschatteten Schloßgartens liegt das Gebäude der Schloßwache, eines stattlichen, gut uniformierten Korps. Dort ist auch in winzigen Räumen das Hofmarschallamt untergebracht. Anschließend daran ist das verwahrloste Gebäude des Auswärtigen Amtes, der Sitz des Ministers Pasitsch und seiner Helfer. In den schmutzigen, ungekehrten Räumen sind all die Pläne für die scheußliche Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaares, die heimlichen Mächenschaften zum Aufstand gegen die Donau.

monarchie, die Bombenattentate usw. ausgeheckt worden. In Batavia, der Hauptstadt von Java, fand ich mitten in der Stadt einen öden, ummauerten Schutthaufen und darauf eine Inschrift, die besagt, daß der Bewohner des Hauses, das sich dort einst erhob, wegen Verschwörung gegen die holländische Herrschaft enthauptet und sein Besitz für ewige Zeiten zerstört worden sei. Das wäre auch für Peter, Pasitsch und ihre Genossen eine, wenn auch gelinde, doch zum mindesten für immer sichtbare Strafe für ihre Verbrechen, die das Blut von Millionen Unschuldiger und das Elend Europas zur Folge hatten.

* * *

Die Hauptstraße weiter abwärts, gegen den Bahnhof zu, erhebt sich in einem Seitengäßchen der scheunenähnliche Holzbau, wo die Abgeordneten des serbischen Volkes, die Skupschтина, ihren Sitz aufgeschlagen haben. Aus dem einfachen Sitzungssaale sind alle Spuren der Dynastie Obrenowitsch vertilgt worden, und über dem Präsidentensitz prangt das lebensgroße Bild des Königs Peter. Unweit von der Skupschтина erhebt sich an einer Straßenecke das stattliche Offizierskasino, gerade so wie die Skupschтина der Schauplatz politischer Umtriebe, wo die eleganten, jungen Offiziere die Disziplin nach ihrer Art auslegen. Wären sie ebenso tüchtig und diszipliniert, wie sie in ihren schmucken Uniformen elegant aussehen, dann könnte man die serbische Armee beneiden. Wenn sie des Nachmittags auf der großen Promenade in der Michaelsstraße unter der eleganten Welt Belgrads erscheinen, mag so manches Frauenherz höher schlagen. Die alte serbische Nationaltracht ist dort unter den Lustwandelnden längst verschwunden; die Damen tragen Hüte und andere Kleider nach Wiener Muster, die Herren kleiden sich wie in den angrenzenden österreichischen Provinzen. Auch im Inlande, in Nisch, Kragujevatz, Pirot usw., ist von der Nationaltracht wenig mehr zu sehen, viel weniger als in dem benachbarten Bosnien, das die Serben ohne irgend welches Recht so sehr erstreben. Es läge mehr in ihrem Interesse, wenn sie sich um ihr eigenes, landschaftlich so schönes Land bekümmern würden, das noch sehr der Entwicklung bedarf. Aber es scheint, als besäßen sie ein verhängnisvolles Unvermögen zur Herrschaft. Einmal ist es ihnen gelungen, ein serbisches Reich zu gründen und es über einen beträchtlichen Teil der Balkanhalbinsel auszudehnen; das war aber haupt-

sächlich der machtvollen Persönlichkeit ihres Herrschers zuzuschreiben, denn als er starb, platzte auch das Reich in nichts, wie eine Seifenblase. Viel mehr Geschick besitzen sie für Verschwörung und Revolution, und ihre Kämpfe gegen die Türkenherrschaft haben manche Großtat aufzuweisen. Das sieht man oben in der alten Türkenfestung, um die herum in den letzten Jahren ein hübscher, wohlgepflegter Stadtpark entstanden ist. Dort sind in einem interessanten Museum all die Trophäen und Erinnerungen aus den Befreiungskämpfen untergebracht, an welchen die Gründer der beiden Königsdynastien Obrenowitsch und Karageorgiewitsch als Bauernführer so hervorragenden Anteil genommen haben. Wie einfach besonders die Obrenowitsch selbst als Fürsten gelebt haben, sieht man draußen in dem Prater, dem Bois de Boulogne von Belgrad, dem reizenden Topischider, wohin an schönen Tagen, besonders aber des Sonntags, die elegante Welt von Belgrad gerne pilgert. Mitten in dem schattigen Park erhebt sich das einfache Wohnhaus des Fürsten Michael Obrenowitsch, noch ganz so, wie es vor seiner Ermordung ausgesehen hat. Unter den Ausflüglern nach Topischider befinden sich auch häufig König Peter und seine Kinder, die einfache Prinzessin Helena und ihre allzu fröhlichen Brüder Georg und Alexander, die durch das Schicksal des Fürsten Michael an die Vergänglichkeit irdischer Macht erinnert werden sollten. Hat doch ihr Vater selbst den Tod des letzten Obrenowitsch auf dem Gewissen! Alexanders Leiche, sowie die der Königin Draga, haben noch keine monumentale Ruhestätte gefunden. In der kleinen Kapelle auf dem verwahrlosten Friedhof der Stadt sind beide Leichen zu Füßen der hinteren Mauer verscharrt worden, und zwei Holzkreuze, lose an die Wand gelehnt, bezeichnen die Stelle. Die unglückliche Mutter, Königin Natalie, läßt dort zwei Kerzen brennen und zeitweilig einen Kranz erneuern. Sonst denken wohl nur die wenigsten an den König Alexander und jene Frau, die vor allem seinen Tod verschuldet hat. Das Wohnhaus ihrer Familie, wo der König sie zu besuchen pflegte, steht an einer Straßenecke, nicht weit vom Offizierskasino.

Wer von der hoch über die Donau aufragenden Feste herabblidt auf die weite Ebene, die sich im Norden, jenseits Donau und Save, ausdehnt, mit den großen, flachen Inseln, die an der Vereinigung der beiden Ströme liegen, und von jenseits der Donau die weißen Häuser der Festung Semlin herüberwinken sieht, kann sich lebhaft den hohen militärischen Wert von Belgrad vorstellen, das schon so viele Belagerungen und Kämpfe erlebt hat. Unwillkürlich muß man dabei an Prinz Eugen, den edlen Ritter, zurückdenken, an den heute nichts erinnert, als ein von ihm errichtetes Festungstor, sowie an seinen Nachfolger Mackensen.

Seit den Tagen, als die Römer an die Stelle eines keltischen Lagers auf dem Belgrader Felsen eine Feste setzten, war Belgrad einer der wichtigsten Plätze für die vielen Heere, die im Laufe der Jahrhunderte nach Nord und Süd gezogen sind. Erst seitdem Europa den Serben die Unabhängigkeit gegeben hat, entwickelte sich Belgrad dank der Nachbarschaft der Donaumonarchie zu der belebten Stadt von heute mit ihren hunderttausend Einwohnern, mit Universität, Nationaltheater, hübschen Gärten, Denkmälern und einer stattlichen Kathedrale. Belgrad ist das Schönste, was das ungemein fruchtbare und dichtbevölkerte Land aufzuweisen hat. Es ist auch sein wichtigster, ja geradezu einziger Ausfuhrhafen und Hauptmarkt, wohin all die Landesprodukte, Getreide, Mais, Weizen, Pflaumen, Tabak, Wein, Seide und massenhaft Schweine gesandt werden, in einem Gesamtwert von ungefähr hundertzwanzig Millionen Franken, der eine nur um etwas geringere Einfuhr gegenübersteht. Seit der Bahnverbindung Belgrads und Serbiens überhaupt mit Saloniki ist die Regierung krampfhaft bestrebt, den Handel von dem verhassten Österreich ab- und dorthinzulenken. Wie sich die Verhältnisse nach dem Weltkrieg gestalten werden, wer könnte das heute sagen?

Durch das nordwestliche Serbien

Das ganze Serbien ist ein Land von großer landschaftlicher Schönheit, und besonders das Flußgebiet der Morawa, des Hauptflusses von Serbien, ist voll romantischem Reiz, ein Bergland, das den schönsten Gegenden Europas beigezählt werden kann. Seit meinen

Wanderungen dort vor einigen Jahren ist das Morawatal selbst durch die dem Fluß entlang führende Eisenbahn von Stalatsch aus nach Utschke dem Verkehr eröffnet worden. Abendländischer Unternehmungsgeist hat sich damit des großen Wald- und Mineralreichtums dieses westlichsten Winkels von Altserbien bemächtigt; in den ungeheuren Urwäldern ringsum, die auch noch tief in das benachbarte Bosnien reichen, erschallt die Axt des Holzfällers, und zu Füßen der ruinenhaften Ringmauern und Türme der dortigen uralten Serbenburg treibt die aus dem wilden Cetinjafluß gewonnene Elektrizität große Sägewerke, Webereien usw. Damals mußte ich noch auf streckenweise guten, zumeist aber elenden Fahr- und Reitwegen die Städtchen und Klöster dieses auch geschichtlich interessanten Gebietes aufsuchen. Mit den Verkehrsmitteln ist es eben in Serbien noch recht im Argen. Geld ist wenig vorhanden, die Bauern sind in vielen Gebieten nicht zum Zahlen der Steuern in bar zu bewegen und leisten lieber an einer bestimmten Anzahl von Tagen in jedem Jahre Wegearbeit. Dort sind dann die Straßen vortrefflich. So beispielsweise jene, die von dem altrömischen Städtchen Tschuprija nach dem altserbischen Kloster Ravaniza, nahe den Kohlengruben von Senje, führt. In der Hauptstraße von Tschuprija, so breit wie Unter den Linden, versank der Karren, der mich nach der elenden Herberge, noch dazu ein paar Kilometer weit vom Bahnhof der Orientbahn entfernt, brachte, bis an die Radachsen im Straßentot; in Ravaniza ist von dem einst hochberühmten Kloster, das der Serbenzar Lazar im vierzehnten Jahrhundert gründete, nur die ruinenhafte Kirche übrig, doch auf den Straßen zwischen beiden Orten fuhr ich wie von Berlin nach Brunwald. Nur lag gerade außerhalb Tschuprija ein Maultieraaß mitten auf der Straße, von Massen krächzender Raben halb aufgefressen. Es erinnerte mich an meine eigene Nacht in der Herberge von Tschuprija, wo mir beinahe dasselbe, aber nicht durch Raben, passiert wäre. Um die Kohlenausfuhr von Senje (auch Szenje geschrieben) nicht den Zufälligkeiten der Straße auszusetzen, ist von Tschuprija aus schon vor Jahren eine Schmalspurbahn dorthin angelegt worden.

Das „neue“ Kloster von Ravaniza ist auch schon halb verfallen. Aber die alten Popen, drei Mann mit langen, weißen Bärten, sind sehr gastfrei und wissen viel von Zar Lazar und der Schlacht auf dem

Amselfeld zu erzählen, wo Lazar in Gefangenschaft geriet und später enthauptet wurde. In dem verfallenen Gemäuer, zwischen dem die Popen emsig ihre Gemüsegärten pflegen, lebt man so recht in der alten Serbenzeit, weitab von allem modernen Verkehr. Die geistlichen Herren führten mich über knarrende Holztreppen hinauf ins Refektorium. Dort nahmen wir auf rohen Bänken an einem großen Bauertisch Platz, aßen Rukläse, Lauch, Rettiche und tranken Milch. Das war das Mittagsmahl. Aber der Propst würzte die Speisen mit seinen Erzählungen so lebendig, als wäre er selbst bei der großen Völkerschlacht von 1389 zugegen gewesen. Auf dem Amselfelde eroberten sich die Türken ihre Herrschaft über die Balkanhalbinsel, die ihnen nun Stück für Stück wieder entrisen wird. Wie anders hätte sich die Geschichte gestaltet, wenn die Türken damals geschlagen worden wären!

* * *

Ein zweites Bähnchen führt von Batotschino an der Morava nach der früheren Hauptstadt Serbiens *Kragujevac*, die ebenso uninteressant und nüchtern ist wie *Eschuprija* oder *Nisch*. Dafür ist die Umgegend desto interessanter, denn hier beginnt das fruchtbare Bergland der *Schumadija*, in dessen riesigen Wäldern die Serben unter ihren tapferen Bauernführern *Karadschordschi* (der schwarze Georg) und *Milosch Obrenowitsch*, unterstützt durch den russischen Rubel, ihre blutigen Aufstände gegen die Türken organisierten. Diese Wälder, von denen es heißt, daß „jeder Baum zu einem Soldaten wurde“, dienten ihnen als Schlupfwinkel und Sammelplätze, *Kragujevac* selbst später zum Waffenplatz und nach der Einsetzung autonomer Fürsten als Hauptstadt. Das einfache Haus, in dem diese bäuerlichen Landesherren residierten, wurde zur Hälfte das Opfer eines Brandes, die andere Hälfte dient heute als Offizierskasino. Wer das Serbenvolk in seiner Eigenart kennen lernen will, muß *Kragujevac* und seine ungemein fruchtbare Umgebung besuchen, denn hier sind die Serben noch unvermischt mit anderen Völkern, groß, kräftig, stolz auf ihre Geschichte und ausgesprochene Feinde aller Fremden, die sie gewöhnlich, ohne viele Unterschiede zu machen, mit dem schönen Namen „Schwob“ bezeichnen. In manchen Dörfern ringsum herrscht noch die Gütergemeinschaft, *Zadruga* genannt, jeder

Ort bildet gewissermaßen eine einzige Familie, mit dem Dorfältesten als Despot, der sogar über die Ehen seiner jüngeren Dorfgenosse zu entscheiden hat. Bei diesem ursprünglichen Bauernvolk bilden Mädchen nicht wie in manchen Gegenden Westeuropas eine Last, die man trachtet so rasch als möglich an den Mann zu bringen, denn beinahe ebenso groß und kräftig wie die Männer, dabei aber viel fleißiger, helfen sie wacker auf den Feldern mit. Heiratet ein Sohn, so bringt er eine Frau, also eine neue Arbeiterin in die Familie, heiratet ein Mädchen, so geht eine Arbeiterin verloren. Übrigens hat jeder erwachsene Mann Anspruch auf fünf Morgen Regierungsland und vergrößert so den Landbesitz der Zadruga. Das gibt neue Mais- und Roggenfelder, neue Pflaumengärten, an denen die Schumadija so reich ist. Das gibt dann auch viel Schlibowitz (Pflaumenschnaps), den sie vortrefflich zubereiten und noch besser zu trinken verstehen. Zur Erntezeit kann man überall noch die ursprüngliche Art des Dreschens sehen; die Serbenmädels jagen dann einfach Pferde über einen Fleck festgestampfter Erde, über die das geschnittene Getreide ausgebreitet wird, oder sie treiben Ochsen darüber, die ein Brett mit eingesetzten stumpfen Feuersteinstücken hinter sich ziehen.

Doch am einträglichsten ist die Schweinezucht — Serbien ist das Schweineparadies Europas, und sein bester Kunde war bis auf die jüngste Zeit die Donaumonarchie, gerade so wie es in dem zweiten Serbenlande, in Montenegro, mit den Hammeln der Fall ist. Der Industrie sind Serben wie Montenegriner abhold; von alten Zeiten her besitzen sie viel zu viel Stolz und Freiheitsinn, um sich in Fabriken sperren zu lassen und auf ihr Landleben, ihre fröhlichen Abende in der Dorfschenke, bei Gesang, Tanz und Schlibowitz zu verzichten.

Der flache südliche Teil der Schumadija wird besonders längs der Morawa häufig überschwemmt, und darunter hatten auch bei der Eroberung des Landes im augenblicklichen Weltkrieg die vordringenden verbündeten Heere zu leiden. Dort, wo die westliche Morawa sich mit der südlichen vereinigt, bei der Station Stalatsch der Orientbahn, zweigt die Bahn nach Utschitz ab, die mitten durch das blutigste Kampfgebiet gegen die Serben führt, früher ein solches gegen die türkischen Erbfeinde. In Stalatsch selbst, auf dem Berg über dem Zusammenfluß der beiden Morawa, liegen die malerischen Ruinen jener alten Serbenburg, die bereits im vierzehnten Jahrhundert von

den Türken zerstört wurde. In der Nähe besiegten im Jahre 1810 die Serbenführer Karageorgewitsch und der Haidud Weliko, allerdings mit russischer Hilfe, die Türken, und zwei Denkmäler, den beiden Nationalhelden errichtet, geben davon der Gegenwart Zeugnis.

* * *

Die ganze Gegend, durch die die Bahn führt, ist überreich an geschichtlichen Erinnerungen. Schon die erste Station, K r u s c h e v a c, ist bemerkenswert, denn das heute an zehntausend Einwohner zählende Städtchen war einst Hauptstadt des altserbischen Reiches und Residenz des Zaren Lazar, der bei der großen Schlacht am Amselfelde 1389 sein Leben verlor. Von seinem Palaste stehen heute nur ein Tor und einige Mauerteile. Dafür ist noch die von ihm gebaute Kirche erhalten, wenn auch durch die Türken stark beschädigt, denn sie benutzten das Gotteshaus als Arsenal. Als größte moderne Merkwürdigkeit von Kruschevac erschien mir indessen neben der bedeutenden staatlichen Pulverfabrik das Hotel Casino. In all den dorfsähnlichen Landstädten hat es mit der Unterkunft für Reisende seine schwere Not, denn was an Herbergen vorhanden ist, kann ein mit seinem Blut geizender Mensch, der auch die Gewohnheit hat, sich täglich zu waschen, kaum benutzen. Ich suchte daher mit Vorliebe die serbischen Klöster auf, deren Popen gern Gastfreundschaft üben und auch über vortrefflichen, gewöhnlich selbst erzeugten Landwein verfügen. Nur bekommt man die vielen Essiggurken, riesigen Rettiche, Kuhkäse und ähnliche Lederbissen, die im Verein mit Brot die Mahlzeiten bilden, bald satt. Wirkliche Hotels, wenn sie auch nur so gut oder schlecht sind wie jene in Belgrad oder Nisch, werden daher von den in Serbien reisenden Europäern mit Wonne begrüßt.

Auch K r a l j e w o, sechzig Kilometer weiter, hat schon sein Hotel, dem sein deutschsprechender Wirt den stolzen Namen „de Paris“ gegeben hat. Er war so liebenswürdig, mir zu einem Reisewagen, Preis zwölf Dinars (weniger als zehn Mark), für den Tag ohne Verpflegung für Kutscher und Pferde zu verhelfen, den ich für die Weiterfahrt im Tale des I b a r benutzte. Bei Kraljewo mündet nämlich dieser wasserreiche Fluß in die Morawa, und seinen Lauf aufwärts liegen einige der berühmtesten Klöster der ganzen Balkanhalbinsel. Das erste ist Z i c a (ausgesprochen Schitscha), das ich schon

nach einstündiger Fahrt erreichte, ein ehrwürdiger Bau mit großer Kuppelkirche, von dem Nationalheiligen St. Sawa Anfang des dreizehnten Jahrhunderts errichtet. Interessant sind die in neuerer Zeit wieder von einer Kalktünche befreiten Fresken, verschiedene Heilige darstellend. Der Archimandrit ließ es sich nicht nehmen, mir alle Erklärungen selbst zu geben und auch die Stellen der verschiedenen Eingangstüren zu zeigen, die für jeden der ersten sechs hier gesalbten und gekrönten Könige Serbiens durch die Mauer gebrochen wurden. Hatten sie die Krone auf dem Haupte, so wurde die betreffende Tür sofort wieder zugemauert. Die letzte Krönung der alten Könige erfolgte im Jahre 1336. Nach einer Pause von fünf und einhalb Jahrhunderten kam König Peter, frisch nach der Ermordung Alexanders und Dragas, um dem Beispiel seiner Vorfahren auf dem Serbenthron zu folgen. Schade, daß seine Ehrenpforte nicht zugemauert wurde, bevor er eintrat.

* * *

Von Zica flussaufwärts führt die ganz vortreffliche Straße in dem herrlichen Ibartal sechs Stunden lang aufwärts durch wildes, vollständig unbewohntes Gebirgsland, in dem sich ungefähr halben Wegs auf einem rings von Bergriesen umgebenen steilen Felsen die Ruine der Serbenburg Maglitsch aufbaut.

Erst des Abends — in dem engen Flußtal begann es bereits zu dunkeln — traten die Berge zurück, und bei der Mündung eines kleinen Flüsschens, der Studeniza, in den Ibar grüßte mich das Dörfchen Ušchdscha. Von dort hatte ich noch anderthalb Stunden Fahrt nach dem größten Heiligtum der Serben, dem Kloster *Studeniza*. Als ich es in der Dunkelheit auf einer das breite Tal beherrschenden Anhöhe mit seinen festen Mauern und dicken Türmen in phantastischer Weise vor mir auftauchen sah, erschien es mir wie irgend eine Gralburg aus den Sagen der abergläubischen, phantasiereichen Serben. Doch die in tiefer Stille wie ausgestorben daliegende Burg öffnete sich auf den Peitschknall meines Kutschers, und bald war ich in einer kahlen Mönchszelle untergebracht. Beim einfachen Abendbrot — weder Käse, Grütze und Essiggurken — in dem weiten, düsteren Refektorium erzählten mir die Mönche die Geschichte des Klosters und von den mannigfachen Ereignissen, die hier ihren Schauplatz hatten.

Frühmorgens zeigten sie mir zunächst die prächtige Hauptkirche, das hervorragendste Werk altserbisch-byzantinischer Baukunst, die sich an das vom ersten gekrönten Zaren Serbiens, Stephan Nemanja, im Jahre 1190 gegründete Kloster Zarska Laura anschließt. Leider ist die schöne Fassade aus weißem Marmor durch einen nüchternen, weißgetünchten Ziegelvorbau teilweise verdeckt, und das reich ornamentierte Hauptportal liegt jetzt innerhalb dieses Vorbaues. Die das hufeisenförmige Tor tragenden Marmorsäulen zeigen schönen Skulpturenschmuck, die Decke Eierfiguren in lebendiger Darstellung. Das der Hauptsache nach byzantinische Innere ist mit großen Fresken der altserbischen Könige und verschiedener slawischer Heiligen geschmückt, die ebenso wie die Säulen und der Marmorboden durch die Türken bei ihren Einfällen beschädigt, aber leider nicht wieder ausgebessert wurden. Von der Decke hängen mehrere vielarmige Kronleuchter, die Sakristei enthält eine Menge künstlerisch ausgeführter Silbergeräte und Messgewänder, dann altslawische Bücher von hohem Wert. Doch das wertvollste Prunkstück ist der herrliche Doppelsarg mit der Leiche des Stifter's.

Der zuvorkommende alte Abt ließ ihn für mich öffnen und die Überreste des ersten Serbentkönigs bloßlegen. Der äußere Sarg aus massivem Silber, von silbernen Engeln getragen, zeigt auf dem rot-samtnen Deckel ein großes Silberkreuz. Der innere ist aus schwarzem Holz mit reicher Gold- und Silberverzierung. Als er geöffnet wurde, beugte sich der Abt nieder, um die mit einem Tuche bedeckte Stirne der eingeschrumpften Leiche zu küssen. Dann ließ er die andächtig auf ihren Knien liegenden Landleute und Pilger aus der Umgegend, die eben ihre Andacht verrichteten, herankommen. In heiliger Ekstase küßten sie, sich unausgesetzt bekreuzigend, Särge, Kreuz und Leiche und endlich das auf der Brust liegende goldene Kreuz, das ein Stückchen des wahren Kreuzes Christi enthalten soll. Beim Betrachten der Mumie erinnerte ich mich, daß mir im Kloster Chilandári auf Athos ebenfalls ein Grab mit der Leiche des ersten Serbentkönigs gezeigt worden war. Welches ist das richtige? Ich frug den Abt und er erzählte mir, die Mönche des Berges Athos befänden sich im Irrtum, ich möge dies richtigstellen. Stephan Nemanja sei allerdings nach der Gründung des Klosters Studeniza nach Griechenland gepilgert und hätte dort sieben Jahre später, 1197, das erwähnte Kloster Chilandári gegründet. Er trat sogar selbst als Mönch ein und wurde

nach seinem Tode auch dort begraben. Bald darauf wurde er heilig gesprochen und erhielt dabei den Namen *S t. S y m e o n*. Später aber wurde die Leiche des Serbenkönigs von seinem Sohne, dem heiligen *S a w a*, von dort abgeholt und nach Studeniza gebracht, wo sie seither als Nationalheiligtum beigesetzt ist. Alle späteren Serbenkönige pilgerten nach ihrer Krönung hieher, um die Stirne ihres ersten Vorgängers zu küssen, als letzter der jetzige König Peter.

Dennoch hatte die Leiche, besonders in den letzten Jahrzehnten, keinen Frieden, dank den Feindseligkeiten zwischen den beiden jüngsten Serbendynastien Karageorgewitsch und Obrenowitsch. Als der letzte Karageorgewitsch auf dem Serbenthron saß, bestellte die Mutter des jetzigen Königs Peter bei einem Wiener Goldschmied den schönen Sarg, in welchem die Leiche des heiligen Symeon ruht, und ließ sie unter feierlichem Gepränge darin beisetzen. Als aber, natürlich wieder durch eine scheußliche Mordtat, die Obrenowitsch zur Regierung kamen, war es ihr erstes, diesen Silberfarg, der ihrer Ansicht nach die Leiche des ersten Serbenkönigs entweihte, beseitigen zu lassen. Er wurde im Klosterkeller verborgen, und *S t. Symeon* mußte sich mit dem Holzfarg begnügen, in dem er siebenhundert Jahre geruht hatte. Als Alexander und Draga traurigen Angedenkens Studeniza besuchten, sahen sie nichts von dem Silberfarg, doch um dem Heiligen ihre Verehrung zu bezeugen, schenkten sie der Kirche in Wien angefertigte, reich mit Gold besetzte Messgewänder und einen goldenen Kommunionbecher. Kaum waren sie auf Anstiftung Königs Peter in grauenhafter Weise abgeschlachtet worden und er selbst auf den blutbesudelten Thron gelangt, wurde auf seinen Befehl der Silberfarg glänzend gepußt und der heilige Symeon wieder hineingelegt. Nach den jetzigen Aussichten Serbiens zu schließen, hätte der Heilige nunmehr alle Hoffnung, in seiner Ruhe nicht mehr gestört zu werden, wenn seine sterblichen Überreste beim Serbenvolke nur nicht als wunderbar tätig betrachtet würden. Wer nämlich einen Teil davon bei sich trägt, soll kugelsicher sein.

Als ich des Nachmittags in der Weinlaube der kleinen Pilgerherberge beim Kloster mit einigen Mönchen bei feurigem Serbenwein saß, mochte dieser wohl ihre Zunge lösen. Sie erzählten, sie müßten bei der Leiche scharfe Wache halten, aber nicht der Kostbarkeiten, sondern der Gebeine wegen. Vor gar nicht langer Zeit erhielt der Archimandrit den Besuch des gefürchtetsten Räuberhauptmanns von

Serbien. Keineswegs um reumütig auf den Pfad der Tugend zurückzukehren. Im Gegenteil. Durch die Verfolgungen seitens der Gendarmen hätte er gar keine ruhige Stunde mehr, jeden Augenblick könnte ihn eine Kugel treffen, und so hätte er den Abt um ein ganz kleines Knochenstückchen des St. Symeon. Entrüstet jagte ihn der Abt aus dem Kloster. Einige Tage darauf wurden die Mönche durch Geräusche in der Kirche aus der Nachtruhe geweckt. Als sie herbeieilten, fanden sie die Särge erbrochen, und eine große Zehe der Leiche fehlte. Natürlich ahnten sie den Räuber, machten Anzeige, und bald darauf saß er im Gefängnis, seine Hinrichtung erwartend. Da erfaßte ihn Reue und er sandte die Zehe nach Studeniza zurück.

Nahе der Kirche erhebt sich eine schöne Kapelle mit der Inschrift in altserbischer Sprache: „Ich, Stephan Urosch, Diener Gottes, Sohn des großen Königs Urosch, König aller serbischen Lande und Küsten, baute diesen Tempel zu Ehren der heiligen und gerechten Joachim und Anna im Jahre 1314. Wer je diesen Tempel Christi zerstört, soll verflucht sein von Gott und von mir sündigem Menschen.“ Das haben sich augenscheinlich auch die Türken zu Herzen genommen, denn Studeniza blieb von ihnen verschont, ebenso wie die drei Duzend anderer kleiner Kirchen, die in der Umgebung von serbischen Sündern zum Heil ihrer Seelen gebaut wurden. Nur Pasitsch hat noch keine, und er hätte es am meisten nötig.

Weiter stromaufwärts verengt sich das Ibartal immer mehr. Im Gebirge liegt eine schon von den Römern benutzte frische Quelle, und das altrömische, gewölbte Badehaus dient heute noch den rheumatischen Badegästen von Joschaniza Banja. Einige Stunden weiter an dem nunmehr in einer Schlucht brausenden Ibar, bei dem Ort Raschka, mündet der gleichnamige Fluß, und an diesem, etwa dreißig Kilometer weiter aufwärts, liegt Nowibasar, während den Ibar aufwärts die zeitweilige Königsresidenz Mitrowiza und das berühmte Amselfeld liegt.

Nisch, die neue Hauptstadt von Serbien

„Nisch ist der Schlüssel von Serbien,“ hatte mir der türkische Wali von Üsküb gesagt, als ich ihn dort in seinem Konak kurz vor dem letzten Türkenkrieg über die Lage befragte. „Wer Nisch hat, ist Herr von Serbien.“ Die verbündeten Heere der Kaisermächte haben

ſich bekanntlich nicht mit der Einnahme von Niſch begnügt, ſondern haben das ganze Serbien erobert, ein Land, beinahe ſo groß wie Bayern und Baden, und mit weit über vier Millionen Einwohnern. Die Entfernung von Belgrad nach Niſch beträgt zweihundertvierundvierzig Kilometer, die vom Orientexpreßzug in gewöhnlichen Zeiten in fünf Stunden zurückgelegt wird, immer dem breiten, fruchtbaren Thal der Morawa entlang. Der wichtigſte Ort auf der ganzen Strecke iſt das ſchon geſchilderte *Stalatsch*, am Zusammenfluß der weſtlichen und der ſüdlichen Morawa gelegen. Von dem Felsen oberhalb deſ Ortes winken die Trümmer einer altſerbischen Burg herab, ein ſtrategiſch wichtiger Punkt, den die Serben neuerdings befeſtigt haben ſollen, denn hier beginnt die ungefähr zwanzig Kilometer lange, vielgewundene Morawaſchlucht, durch welche die aus den Felsen geſprengte Eiſenbahn nach *Uleginaſ* und Niſch weiterführt. Schon in den Freiheitskämpfen gegen die Türken in den Jahren 1807 bis 1813 wurde dieſer Paß von den Serben erfolgreich verteidigt, ebenſo im Herbſt 1876.

Jenſeits der Schlucht, bei *Oſchumiſ*, verbreitert ſich das Morawatal wieder, zwanzig Kilometer weiter folgt das uninteressante Städtchen *Uleginaſ*, wo im Jahre 1876 die unter dem Befehl deſ ruſſiſchen Generals *Eſchernajew* ſtehenden Serben vernichtend von den Türken geſchlagen wurden, und die nächſte größere Ortschaft iſt Niſch.

Mit ſeinen fünfundzwanzigtauſend Einwohnern iſt Niſch die zweitgrößte Stadt Serbiens, vor der Eroberung deſ Landes durch die Deutſchen und Öſterreicher auch für kurze Zeit ſeine Hauptſtadt, und dabei die ſtrategiſch wichtigſte. Die zwei Hauptſtröme deſ Landes, die Morawa und die aus Bulgarien kommende Niſchawa, vereinigen ſich hier, um in nördlicher Richtung der Donau unterhalb der Feſtung Semendria zuzuſtrömen. Die Morawa aufwärts führt die uralte Verkehrsſtraße über *Aſküſ* nach Mazedonien und Saloniki, die Niſchawa aufwärts eine zweite, noch bedeutendere Straße nach Sofia, und weiter über *Adrianopel* nach Konſtantinopel.

Dieſer beherrſchenden Lage entſprechend, war Niſch ſchon in uralten Zeiten ein bedeutender Ort, um deſſen Beſitz verſchiedene Völker blutige Kämpfe ausgefochten haben. Niſch iſt auch der Geburtsort Kaiſer Konſtantins deſ Großen und der Platz, wo *Claudius II.*, römischer Kaiſer, im Jahre 269 die Goten beſiegte. *Attila*,

die Geißel Gottes, zerstörte es mit seinen wilden Horden, Justinian ließ es wieder aufbauen. Im Jahre 1443 eroberte es der ungarische Feldherr Hunyadi. Die Türken nahmen den Platz den Ungarn wieder ab und behielten ihn zwei Jahrhunderte lang; da kamen die Österreicher unter dem Markgrafen Ludwig von Baden und erschlugen im Jahre 1689 einen glänzenden Sieg über sie. Schon ein Jahr später, 1690, fiel Nisch wieder in die Hände der Türken, und so ging die österreichisch-türkische Zwidmühle eine geraume Zeit weiter.

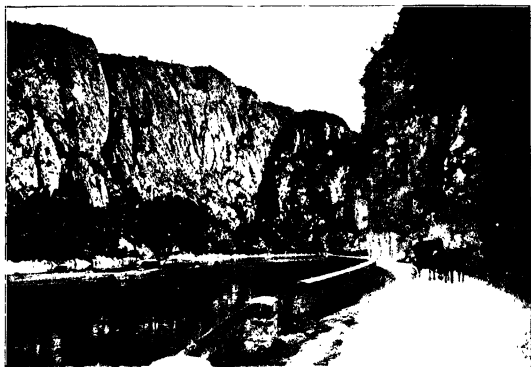
* * *

Diese Schlachten und Belagerungen haben Nisch natürlich stark mitgenommen; daß es sich aber heute so armselig und nüchtern zeigen würde, hätte ich doch nicht erwartet. Von den alten römischen Bauwerken ist keine Spur mehr vorhanden, und selbst von der alten Türkenfestung, die sich am Westufer der Nischawa, der heutigen Serbenstadt gegenüber, erhob, ist nichts mehr zu sehen. Beim letzten Ansturm der Türken, 1809, wurde sie von den serbischen Verteidigern unter Stephan Sindjelitsch in die Luft gesprengt. Die heutige Festung mit ihren dräuenden Steinmauern und dicken, viereckigen Türmen ist neu, der bedeutendste Bau der ganzen dorfähnlichen Stadt. Weit aus die größte Zahl ihrer Häuser ist ebenerdig, und nur das Verwaltungsgebäude neben der Festung, dann das königliche „Schloß“, früher der Konak des Paschas, und zwei Hotels erheben sich auf zwei Stockwerke. Die beiden Hotels liegen an der vom Bahnhof kommenden Hauptstraße, die ganz von Kaufläden mit vornehmlich deutschen Waren eingenommen wird. In neuester Zeit ist noch ein drittes Hotel, Rußki Zar (Kaiser von Rußland), hinzugekommen. Als ich zuletzt in Nisch weilte, war das Hotel d'Orient das beste. Obschon auch nur von bescheidenstem Rang und in den Zimmern, besonders in den Betten, in unangenehmer Weise belebt, war es doch der bevorzugteste Versammlungsort der Beamten und Offiziere, die an warmen Sommertagen im Hotelgarten die Darbietungen österreichischer Tanzmädchen und Singeltangelkünstler bewunderten und dazu österreichisches Bier tranken. An den Orient erinnert in Nisch nur der vor einem halben Jahrhundert von serbischen Baumeistern errichtete Dom im byzantinischen Stil mit fünf Kuppeln, und eine kleine Moschee mit Minarett, die in einer einsamen Straße von der türkischen Vergangenheit der Stadt träumt. Um etwas von der türkischen Einwohnerschaft

zu sehen, muß man die Nischawabrücke überschreiten. Am jenseitigen Ufer liegt im Schutze der Festung die enge, winkelige Türkenstadt. Wo bei diesen armseligen Verhältnissen nach der Flucht der Regierung von Belgrad die Ministerien, Gesandtschaften, Ämter und das Heer von Beamten und Offizieren untergebracht worden sind, ist mir ein Rätsel.

Die weite Ebene rings um Nisch ist von ausnehmender Fruchtbarkeit, und die fleißigen Bauern, der weitaus beste Teil des Serbenvolkes, bringen dort weit mehr an Lebensmitteln hervor, als Nisch unter gewöhnlichen Umständen bedarf. Als ich an einem schönen, sonnigen Morgen durch diese weite, von fernen Bergen umgebene Ebene fuhr, um den altrömischen Badeort Nischka Banja zu besuchen, kam ich an einer Kapelle vorüber, die zur Rechten der Straße vor einer serbischen Militärfaserne steht. Ein Unteroffizier am Tore winkte mir, auszufolgen und die Kapelle zu besuchen. Nun sah ich, daß ich an dem Ort war, wo die Türken aus den Schädeln von tausend gefallenen Serben einen Turm gebaut hatten. Die Schädel haben sich inzwischen aus dem sie umgebenden Mörtel gelöst und wurden in geweihter Erde begraben. Nur die Löcher, in denen sie steckten, sind noch da, und darüber wölbt sich heute das Dach der Kapelle.

Eine Stunde weiter gelangte ich nach der Station Nischka Banja, von wo ein Pfad zu dem wirklich anmutsvoll gelegenen Schwefelbad heraufführt. Als solches war es schon den Römern bekannt, und seitdem haben alle ihre Nachfolger die warmen Quellen gegen Rheumatismus benutzt, nicht zum wenigsten der jetzige Serbenkönig. Dabei sind die Bäder oder waren sie wenigstens noch vor einigen Jahren in einem Zustand vollständiger Verwahrlosung. Die späteren türkischen Bauten auf den römischen Grundmauern lagen in Ruinen, das Wasser sprudelte von einem Becken ins andere und verlief sich in einem Sumpf weiter unten, die Badezellen wurden, als ich den Ort besuchte, von den Bäuerinnen für ihre Wäsche benutzt, und der bescheidene Gasthof in der Nähe war vereinsamt und keineswegs verlockend. Unten in der Ebene fährt die Bahn zwischen Maisfeldern an dem Blodhaus Mahmud-Pascha-Han vorbei in das hochromantische, von wilden, mehrere hundert Meter hohen Felsen eingengte Tal der Nischawa, das sie nach sieben Kilometern bei Tschervena Reka (Roter Fluß) wieder verläßt, um die weite Ebene von Bela Palanka zu erreichen. Ein altes Türkeneschloß mit mächtiger, zinnen-



Landschaft am Razaupass



Die Festung Aistub

Phot. L. von Hesse-Warburg



Phot. F. von Hesse-Wartegg

Die Kathedrale in Nisch



Phot. F. von Hesse-Wartegg

Die Skupština (Abgeordnetenhaus) in Belgrad

gekrönter Ringmauer und festen Rundtürmen beherrscht hier das Thal; heute liegt es zum Teil in Ruinen, doch zu Moltkes Zeiten muß es noch gut erhalten gewesen sein, denn er sagt davon: „Aber ohne Artillerie wäre es doch nicht zu nehmen.“ Bela Palanka liegt auf der großen Straße und Eisenbahnlinie zwischen Sofia und Nisch, deren weitere Stationen Piro, Zaribrod und Slivniza sind, alle bekannt aus den letzten Kriegen seit 1885. Auf demselben Wege, den damals Alexander von Battenberg mit seinen siegreichen Bulgaren verfolgte, rückte auch während des Weltkrieges das bulgarische Heer in Serbien ein.

Unter der Bevölkerung von Nisch ist noch vielfach die geschmackvolle serbische Landestracht wahrzunehmen. Leider hat mit der Übersiedlung der Regierung und des diplomatischen Korps von Belgrad nach Nisch die europäische Kleidung überhandgenommen, die in diese alte Türken- und Serbenstadt hineinpast wie die Faust aufs Auge. Mit Wohlgefallen sah ich unter den Frauen, besonders bei jenen vom Lande, die sich an Markttagen in großer Zahl einzufinden pflegen, viele über dem dunkelfarbenen Kleide noch die Libade tragen, eine kurze Jacke aus dunkler, zumeist schwarzer Seide, mit schmalen Goldborten besetzt und mit kurzen, weiten Ärmeln. Aus der Türkenzeit stammt als Kopfbedeckung der rote Fes, um den das zu einem langen Zopf geflochtene Haar gesteckt wird. Verheiratete Frauen tragen darüber an der Stirn ein schwarzes Band mit aufgenähtem Silberschmuck.

Dadurch, daß seit einigen Jahren Nisch mit Saloniki durch eine Zweiglinie der Orientbahn verbunden ist, ist Saloniki, obschon zu Griechenland gehörend, der Seehafen von Serbien geworden. Nisch hat dadurch sehr gewonnen, und bleibt das Land ein unabhängiges Königreich, dann wird gewiß auch die Regierung aus der Nachbarschaft des verhassten Österreich für die Zukunft nach Nisch verlegt werden. Die Entfernung von Nisch nach Saloniki beträgt vierhundertvierundfünfzig Kilometer, doch es gibt noch keine Schnellzüge und ich mußte über vierzehn Stunden lang auf dieser Strecke umherbummeln. Dafür ist sie von großem landschaftlichen Reiz und sie führt über die nach Belgrad größte und wichtigste Stadt des Landes, Äsküb.

V o n Ü s t ü b z u m A m s e l f e l d e

In keiner Stadt Mazedoniens kommt der Widerstreit der einzelnen Völkerschaften und Religionen des unglücklichen Landes so sehr zum Vorschein, wie in Üstüb, der Hauptstadt von Neuserbien. Er äußert sich schon, wenn man aus der Ferne in dem weiten, sanft gewellten, ungemein fruchtbaren Tal des wasserreichen Wardarstromes die Stadt auftauchen sieht. Auf einem steilen Felsen hoch über dem Strom thront die alte Türkenfeste, wo sich vor zwei Jahrtausenden die Residenz der Könige von Dardania erhob; denn dieser Teil von Mazedonien war schon lange, ehe er unter die Herrschaft der Römer kam, ein selbständiges Königreich. Später thronten dort oben die Herrscher der Slawen, dann die Bulgaren, seit 1019 war es byzantinisch, zweihundert Jahre später wieder bulgarisch und im vierzehnten Jahrhundert wieder serbisch. Stephan Duschan, Serbiens größter König, ließ sich in der alten Feste die Krone aufs Haupt setzen, aber kaum hatte er das Zeitliche gesegnet, so kam Üstüb mit seinem Hinterlande in die Gewalt der Türken, die es länger als ein halbes Jahrtausend beherrschten. So erklärt sich der vorwiegend türkische Charakter der Stadt, den die dreijährige Serbenherrschaft seit 1912 natürlich noch nicht verwischen konnte. Auf dem weiten Platze vor der Zitadelle, die gegen den Wardar zu immer noch mit uralten Mauern und Wällen umgeben ist, erhebt sich die Kommandantur, bis 1912 Konak des türkischen Wali (Oberpräsident), und daneben steht eine große Kuppelmoschee mit hochragenden, schlanken Minaretten. Von der Galerie des Muezzin (Gebetrufers) genoß ich einen umfassenden Rundblick über die ganze, etwa sechzigtausend Einwohner zählende Stadt und die weitere Umgebung, begrenzt von den schneegekrönten Bergriesen der schon in Albanien gelegenen Schar Planina, aus denen als östlichster und höchster der über zweitausendfünfhundert Meter hohe Liubotrn aufsteigt.

Das weit ausgedehnte Häusermeer der Stadt wird überhöht von ungefähr dreißig Minaretten, dazwischen zeigen sich Türme und Kuppeln christlicher Kirchen und Kathedralen, denn Üstüb ist der Sitz eines römisch-katholischen Erzbischofs, dann eines serbischen und eines orthodox-bulgarischen Bischofs. Auf den sanften Anhöhen ringsum liegen zwischen malerischen Baumgruppen und Gärten türkische Friedhöfe mit den zahllosen weißen Steinsäulen, welche die Gräber bezeichnen. Alles ist in schmutziges Grau gehüllt, selbst die Bäume und

Gärten und Felder sind häufig nur an ihren Umrissen, nicht an der Farbe zu erkennen. In wenigen Städten ist die Staubplage so groß wie in Aşküb und seiner Umgebung. Staub und feiner Sand liegen gewöhnlich in einer dicken Schicht auf dem Lande wie in der Stadt selbst, und der lebhafteste Handelsverkehr, die vielen Karren, Pritschkas (landesübliche Kaleschen), Reit- und Lasttiere wirbeln ihn dermaßen auf, daß er Atmen und Sehen erschwert. Selbst vom Bahnhof nach dem gegenüberliegenden Hotel Turati mußte ich durch knöcheltiefen Staub waten. Regen wird daher in Aşküb mit doppelter Freude begrüßt. Ist er vorüber, dann strahlen Stadt und Gegend ein paar Tage lang in frischer Pracht, bis sie allmählich wieder in die graue Staubdecke eingehüllt werden. Bezeichnend sind für Aşküb die zahlreichen Gärten und Rasenflächen, die das Häusermeer durchsetzen, die vielen Pappeln, die überall aufragen, und der Kranz von kleinen Wäldchen und Baumgruppen im Umkreis der Stadt.

* * *

Als ich das erstemal nach Aşküb kam, erschien es mir wie ein europäisches Damaskus. Wie dort schließt sich auch hier ein europäischer Stadtteil mit modernen Häusern an den Bahnhof, die verschiedenen Flaggen, die über einzelnen zwischen Gärten versteckten Häusern wehen und in dem einförmigen Staubgrau allein ihre bunten Farben behalten, zeigen die einzelnen Konsulate an, die Kirchen, Schul- und Klubgebäude die christlich europäische Einwohnerschaft. Jenseits der Brücken über den reißenden Wardar liegt die Eingeborenensstadt mit ihren vielgewundenen, engen Gäßchen, in denen sich die verschiedenartigsten Volkstypen drängen. Trotz der scharfen religiösen, politischen und völkischen Gegensätze sind alle in lebhaftem Verkehr miteinander, denn über alles geht doch das Geschäft. Man sieht die verschiedensten Volkstrachten, hört die verschiedensten Sprachen, kann aber danach den Volksstamm doch nicht erkennen, dem die Betreffenden angehören. Bulgaren, die hier die Mehrzahl bilden, sprechen neben ihrer Muttersprache auch Türkisch oder Serbisch, Albanier und Juden tragen häufig den türkischen Fes, die Hamals (Lastträger), die manchmal mit unglaublich schweren Lasten auf dem breiten Rücken sich den Weg durch das Gedränge bahnen, sind zumeist Zigeuner, die nur unter sich in ihrer Muttersprache verkehren, sonst aber Türkisch sprechen. Ge-

wöhnlich tragen sie zerlumpte albanische Kleidung. Dabei gibt es viele wirkliche Albanier mit ihren weißen, schwarz verbräunten Jacken und Beinkleidern, an den Füßen durch bunte Stoffstreifen zusammen gehalten, einen breiten, vielfarbigen Gürtel um den Leib, aus welchem die Schäfte mächtiger Pistolen hervorlugen.

Frauen sieht man in diesem Gewühl nur wenige, dafür sind sie durch ihre eigenartigen Trachten desto interessanter. Am zahlreichsten sind sie, wie bei uns, auf den Gemüse- und Obstmärkten, vornehmlich Bulgarinnen, mit plumpem Silberschmuck an Hals und Armen. Es war im Juni, als ich das erstemal in Üsküb weilte, die Kirschenzeit, und ganze Berge schwarzer, saftiger Kirschen lagen hier aufgehäuft, das Kilo für einige Pfennige.

Im Mittelpunkt der Stadt, zu Füßen der Zitadelle, liegt der Bazar, und ähnlich wie die Muski in Kairo und in anderen Städten des Orients, sind auch hier von Dach zu Dach der gegenüberliegenden Häuser Bretter gelegt mit Matten oder Stoffen darüber, um die Sonnenhitze, mehr aber noch Regen und Staub abzuhalten. Was in den Läden feilgeboten wird, ist für den Fremden nicht verlockend; die Einfuhr beschränkt sich auf billige Haushaltsartikel, Stoffe und Kleidungsstücke, mehr aus Deutschland als aus Österreich, die Ausfuhr besteht in Getreide, Häuten, Käse, Butter, Obst, vornehmlich aus Korduanleder. Die Herstellungsart des letzteren wurde im siebzehnten Jahrhundert, als Üsküb noch den Namen Skoplje führte, von Kaufleuten aus Ragusa hiehergebracht, die eine starke Kolonie in der Stadt besaßen, und deren Nachkommen noch heute hier weilen. Die Serben haben Üsküb nach der Schlacht von Kumanovo 1912, die sie in den Besitz der Stadt brachte, wieder in Skoplje umgetauft.

* * *

Zwischen den verzwickten Türkenhäusern mit ihren vergitterten Erkern und gebrochenen Fassaden, mitten in malerischem Winkelwerk verborgen liegen alte Moscheen mit begrastem Kuppeln, vielleicht auf den Grundmauern altrömischer Götzentempel oder bulgarischer Christenkirchen aus dem zehnten bis dreizehnten Jahrhundert. Weiter hinaus verlieren sich die engen, staubigen Gäßchen mit ihrem holperigen, vielfach durchlöcherten Pflaster und verwahrlosten ebenerdigen oder einsöckigen Häusern in einsame, sonnige, bescheidene Türkenvor-

städte, wo die türkischen Herren von gestern mit ihren Familien ihr Leben hinter hohen Mauern in ihren kleinen Häusern und Gärten verträumen. Besonders vor den Balkantriegen der letzten Jahre war alles im Zustand des Verfalls, und wenn etwas ausgebeffert wurde, so schien es wie nur für den Augenblick berechnet, als wären sich die Stadtbewohner bewußt, daß binnen kurzem der große Schlag, der der Türkenherrschaft ein Ende machte, kommen müsse.

Er ist gekommen, neue Herren traten an die Stelle der Moslem, aber immer noch sind die Bewohner ihres endlichen Schicksals nicht sicher, sie haben in die Serben kein Vertrauen, und so ist alles in Ksküb so ziemlich beim alten geblieben. Erst wenn die verhassten Serben wieder aus der Stadt vertrieben sein werden, dürften sich die Zustände bessern.

Von Ksküb, dieser mazedonischen Hauptstation der großen Orientbahn, zweigt sich eine Nebenbahn ab, die in nördlicher Richtung in eines der wildesten und am wenigsten bekannten Gebiete Albaniens führt, seit dem Bukarester Frieden von 1913 ganz unvernünftigerweise zu Serbien gehörig. Der vorläufige Endpunkt dieser hundertneunzehn Kilometer langen Strecke ist Mitrowiza, am Ibar, dem wasserreichen Nebenfluß der Morawa, gelegen. Als ich es besuchte, gab es zwischen Mitrowiza und Ksküb nur alle zwei Tage einen Zug in jeder Richtung, der die Fahrt in sechs Stunden, mit längerem Aufenthalt in Pristina, zurücklegte; doch er genügte vollkommen für den damals geringfügigen Verkehr. Die ganze Strecke ist von außerordentlichem Interesse, nicht nur im landschaftlichen, sondern auch im geschichtlichen Sinne; denn hier haben sich einige der wichtigsten Ereignisse des Balkans abgespielt. Seither sind die Bewohner so abgeschieden von allem Verkehr und weltvergessen geblieben, daß sich die mittelalterlichen Sitten, Gebräuche und Trachten dort nur wenig verändert erhalten haben. Im Zuge mit mir saßen nur Bulgaren und Albanier, schon an ihrer charakteristischen Kleidung erkennbar, dabei durchweg Männer, und die Aufmerksamkeit, die sie mir widmeten, zeigte mir, daß europäische Reisende in den albanischen Alpen nicht gerade häufig sind.

Anfänglich fuhr der Zug dem wasserreichen, an den Schneefeldern der Shar Planina (Gebirge) gespeisten Lepenaz, einem Nebenfluß

des Wardar, entlang durch wohlbesiedeltes, äußerst fruchtbares Land. Das Flußthal, eingeschlossen von den Vorbergen des Kara Dag (Schwarzes Gebirge) im Osten und der Schar Planina im Westen, verengt sich immer mehr, und die Bahn tritt nach ungefähr zwanzig Kilometer in einen finsternen Engpaß ein, der an manchen Stellen flüchtige Ausblicke auf den gewaltigsten Schneeriesen des Schargebirges, den Liubotrn, gewährt. Bei der Ortschaft Orhanié, früher Katschanik genannt, am Fuß des Liubotrn umgeben von Eichenwäldern liegend, zeigt er sich in seiner ganzen Größe. Eine kurze Strecke weiter in einem sumpfigen, fünfhundert Meter über dem Meere gelegenen Hochtal ist die Wasserscheide zwischen der Donau und dem Wardar, d. h. zwischen dem Schwarzen und Ägäischen Meere. Einige Kilometer westlich von dem Albanerdorf Baros liegt eine von dem Flüsschen Nerodinka gespeiste Mühle, und an dieser findet eine merkwürdige, höchst seltsame Zweiteilung statt; der südliche Arm des Flüsschens eilt dem Lepenaz zu, der nördliche dagegen durchfließt die Sumpfgegend bei Verisowitsch und mündet nahe bei dem Dorfe Lipljan in die Sitniza, einen Nebenfluß des Ibar, der seinerseits in die Morawa und mit dieser in die Donau mündet.

In Verisowitsch, einem halb türkischen, halb albanischen Städtchen, erwarteten den Zug kleine Reisewagen, sogenannte Pritschkas, und eine Anzahl Reitpferde. Die Mehrzahl der mitreisenden Albanier verließen uns hier mit ihren Waffen, Reisetaschen und Taschen, um sich gleich nach weiterer Reisegelegenheit umzusehen, denn von Verisowitsch führt die einzige fahrbare Straße nach Prizrend, der Hauptstadt von Nordalbanien. Die dort wohnenden Albanier haben in ihrer Wildheit und Unbotmäßigkeit den Türken bis in die jüngste Zeit sehr viel zu schaffen gemacht, und ihre Niederwerfung ist den osmanischen Herren trotz zahlreicher blutiger Kämpfe und vieler Tausender von Opfern an Soldaten nicht gelungen. Um sie besser im Zaum halten zu können, ließ vor einem Jahrzehnt der bekannte Mahmud Schekfet Pascha, später türkischer Kriegsminister und Führer der Jungtürken, mit großen Kosten von Verisowitsch aus durch das wilde Bergland über den tausend Meter hohen Paß des Hodscha Balkan die genannte Straße bauen und eine starke Militärbesatzung nach Verisowitsch legen. Die drei großen Türkentafernen sind dort vom Bahnhofe aus sichtbar. Die Fahrt nach dem gewerbereichen, hauptsächlich von Albanern bewohnten, fünfundzwanzig-

tausend Einwohner zählenden Prizrend nimmt bei gutem Wetter, wie man mir sagte, neun Stunden in Anspruch — es herrschte bei meiner Durchfahrt in Verisowitsch aber elendes Regenwetter, und die Aussicht, hier oder auf dem Wege in elenden Kneipen bei der bekannten Unsicherheit übernachten zu müssen, verleiteten alle Gedanken, Prizrend zu besuchen.

* * *

Verisowitsch liegt am südlichen Ende des weiten Sitnizatales, das sich an siebenzig Kilometer weit gegen Mitrowiza erstreckt und unter dem Namen Amselfeld (Kosovo Polje) in der Geschichte berühmt geworden ist. In der Mitte des Amselfeldes liegt die an zehntausend, meist albanische Einwohner zählende Provinzhauptstadt Prischтина, doch die Bahnlinie bleibt am rechten Ufer der Sitniza und läßt Prischтина sieben Kilometer östlich an den Vorbergen liegen. Als ich mich zum Fenster hinauslehnte, um einige photographische Aufnahmen zu machen, berührte ein mitreisender serbischer Pope meinen Arm und meinte in ziemlich gutem, österreichisch klingendem Deutsch: „Sie suchen wohl das Schlachtfeld?“ Als ich es bejahte, erzählte er mir von der großen Entscheidungsschlacht vom 15. Juni 1389, die die Türkenherrschaft in Europa auf ein halbes Jahrtausend befestigte. Der ganze Farbenskasten der Balkanhalbinsel war in dem Heere, das sich im weiten Halbkreis den Türken entgegenstellte, vertreten. Die Serben befehligte ihr greiser König Lazar und dessen Schwager Wuk Brankowitsch, die Bosnier der König Stephan Tordko, die Kroaten führte ihr Banus, Iwan Horvat, dazu kamen Horden von Bulgaren, Walachen, Albanern, Rumänen, alle unter den bewährtesten Führern. Montenegriner gab es damals noch nicht. Diese, an Zahl den Türken weitaus überlegenen Massen standen nördlich von Prischтина, und der Pope zeigte mir ihre Stellung auf dem rechten Ufer des Flüsschens Lab, die Angriffsseite nach Süden gerichtet. Statt der vielen Feldherren der Verbündeten besaßen die Türken zu ihrem Glück nur einen, ihren Sultan Murad I.

Raum hatte die Schlacht ihren Anfang genommen, da gelang es einem serbischen Edelmann, Milosch Obilitsch, heimlich in das Zelt des Sultans zu dringen und ihn mit einem Dolchstoß meuchlings ins Jenseits zu befördern. Die Serben verstehen sich bekanntlich vortrefflich auf solche Heldentaten. Obilitsch wurde natürlich sofort grauen-

haft verstümmelt und getötet. Murads ältester Sohn Bajasid, der nachherige Sultan, nahm seinem toten Vater das siegreiche Schwert der Osmanen aus der Hand und führte damit die Türken gegen den Feind. Damit ihm aber sein gleichfalls anwesender Bruder Jakub den Thron nicht streitig machen könne, ließ er ihn noch auf dem Schlachtfelde erdroffeln. Das Kriegsglück war den Osmanen günstig, die Balkanheere wurden in die Flucht geschlagen, König Lazar selbst gefangen genommen und nachher enthauptet. Eben fuhr der Zug nördlich von Prischina an einer einsamen Moschee vorüber, die östlich der Bahn nahe dem Abfluß sich erhebt. Der Pope, daraufweisend, sagte mir, dort wäre Sultan Murad gefallen und unter der Moschee befände sich der Sarg mit der Leiche des siegreichen Osmanen. Ich widersprach dem Popen, denn die Leiche ist in Brussa in Kleinasien unter einer prachtvollen Grabmoschee beigesetzt, und ich selbst stand an seinem Sarkophag, umgeben von den Gräbern serbischer Edelleute. Der Pope blieb aber steif und fest bei seiner Behauptung.

Übrigens glitt mein Reisegefährte ziemlich flüchtig über die Heldentat des Mörders Obilitsch hinweg und verschwieg, daß dieser Mörder zum größten Nationalhelden des serbischen Volkes geworden ist. In ihren Geschichtsbüchern steht darüber zu lesen: Am Abende vor der Schlacht wurde dem serbischen Fürsten Lazar, dem Schwiegervater des Obilitsch, berichtet, daß dieser ihn verraten habe. Beim Abendmahl überreichte ihm Fürst Lazar seinen eigenen Becher mit den Worten: „Trink mir Bescheid, obwohl man sagt, daß du ein Verräter bist!“ „Heil dir!“ antwortete Obilitsch. „Ich werde dir morgen meine Treue beweisen!“ Beim Tagesgrauen schlich sich Obilitsch ins Türkenlager, gab sich als Überläufer aus und ließ dem Sultan Murad melden, daß er ihm huldigen wolle. Als Murad ihn zu sich kommen ließ, ergriff Obilitsch den Fuß des Sultans, vorgebend, daß er ihn küssen wolle. Dabei stieß er dem Sultan einen verborgen gehaltenen Dolch in den Leib. Auf der Flucht wurde Obilitsch von den herbeigeeilten türkischen Wachen niedergehauen. Durch diesen Meuchelmord ist er der Nationalheld der Serben geworden. Der Belgrader Gesangsverein, ein serbisches Kavallerieregiment führen seinen Namen, in allen serbischen Schulen hängt sein Bild!

Von Mord ist auch die Geschichte des großen serbischen Königsgeschlechtes der Nemanjaden erfüllt. Stephan Urosch Deschanski versuchte als Kronprinz seinen Vater zu ermorden und wurde dafür

geblendet. Nachdem er dann selbst im Auftrage seines Sohnes, des großen Serbenkaisers Stephan Duschan, ermordet worden war, sprach die serbische Kirche ihn heilig. König Wutajschin soll der Legende nach den letzten serbischen Kaiser Urosch, sein Mündel, ermordet haben, und gegen Wutajschin selbst unternahm sein Sohn Marko Kraljewitsch, ebenfalls einer der größten serbischen Nationalhelden, der in zahlreichen Volksliedern fortlebt, einen Mordversuch. Solche große geschichtliche Vorbilder bewirkten, daß die moderne serbische Jugend den politischen Mord nicht als eine verwerfliche Tat betrachtet.

Das ist das Bedauernswerte in der Erziehung des serbischen Volkes, und die Österreicher sollten bei der endgültigen Regelung des Schicksals Serbiens im Schulwesen zu allererst das Seziermesser rücksichtslos verwenden. In der „Bosnischen Zeitung“ heißt es ganz richtig darüber: „Durch das im Jahre 1906 erlassene Kirchenstatut erlangten in den serbischen Kirchengemeinden die Laien den ausschlaggebenden Einfluß auf die Schule, worauf überall ‚konfessionelle‘ Schulen gegründet wurden, die jedoch keineswegs den Zweck hatten, die religiösen Bedürfnisse der serbischen Bevölkerung zu befriedigen, sondern die Grundlage für eine nationalpolitische Erziehung zu bilden. Man muß nämlich wissen, daß der Serbe nicht aus religiösem Gefühl seiner Kirche leidenschaftlich anhängt, sondern weil sie ihm ein Sakrament ist für sein Volkstum. So kommt es, daß die serbische Intelligenz, die in ihrer überwiegenden Mehrheit atheistisch ist und alle kirchlichen Einrichtungen anderer Konfessionen ironisiert, die eigene Kirche und deren Priester, wo immer notwendig, energisch verteidigt.“

Nach Anführung verschiedener, von der Regierung entschuldigter Mordtaten wird weiter gesagt: „Aus einem solchen Milieu, wo Erziehungsmethoden, nationale Ideale und regierende Politiker den politischen Mord dulden und feiern, müssen eben immer von neuem politische Mörder hervorgehen. Seit Serbien als selbständiger Staat besteht, sind unter der dort lebenden, national einheitlichen Bevölkerung nach den amtlichen serbischen Verlautbarungen (*Annuaire de la Serbie*, Band I—XI) die meisten Morde und Raubmorde vorgekommen, die in den europäischen Staaten zu verzeichnen sind: fast tausend Morde und Mordversuche jedes Jahr, bei einer Bevölkerung von (bisher) zwei und dreiviertel Millionen Seelen. In Bosnien und der Herzegowina ist diese serbische Mordmanie durch die Verwaltung längst unterdrückt; daß sie aber doch noch hervorbricht,

wo die nationalistischen Lehren und Methoden geduldet werden, davon liefert die Mordtat von Sarajevo einen traurigen Beweis."

Das Amselfeld war indessen auch der Schauplatz von zwei anderen Schlachten, jener vom 17. bis 19. Oktober 1448, in der Sultan Murad II. die Ungarn unter Hunyadi, dem Vormund des ungarischen Königs Wladislaw Posthumus, schlug, und jener vom 22. Oktober 1912, in der sich die Serben für die Niederlage ihrer Vorfahren unter Lazar rächten, indem sie die Türken schlugen und Prishtina besetzten. Prishtina dürfte nach dem gegenwärtigen Kriege, wenn die staatlichen Verhältnisse endgültig geregelt sind, dadurch an Bedeutung gewinnen, daß es zu einer Hauptstation der Donau-Adria-Bahn ausersehen ist. Die östliche Strecke von der Donau bei Praovo nach Nisch war beim Ausbruch des Weltkrieges, als ich von Mesopotamien nach Europa zurückkehrend durch Nisch kam, im Bau begriffen, ebenso jene von Nisch im Toplitatal aufwärts in der Richtung auf Prishtina. Von dort soll sie über Prizrend und der wilden, vielgewundenen Drina entlang nach Alessio an der Adria weitergebaut werden.

Sechszwanzig Kilometer nördlich von Prishtina am Nordrand des Amselfeldes erreichte ich die vorläufige Endstation der Bahn, die lebhafteste Albanierstadt Mitrowiza. Was jenseits liegt, ist so unwirtlich, wild und von Räuberbanden unsicher gemacht, daß die Weiterführung durch das nahe Sandschat Nowibasar wohl noch geraume Zeit in Anspruch nehmen dürfte. Mitrowiza selbst liegt ganz romantisch am Zusammenfluß der Sitniza und des Ibar in gebirgiger Gegend, eine halbe Stunde von der Bahn. Über dem Städtchen thront auf einer Höhe die Ruine der Burg Swetschan, wo der Serbenkönig Stephan Urosch III. von seinen eigenen Untertanen ganz nach bewährter serbischer Art entthront und erdroffelt wurde.

D u r c h d a s s ü b l i c h e S e r b i e n

Der westlich des Wardarstromes gelegene Teil des heutigen Serbien erschien mir als der fruchtbarste und auch landschaftlich schönste. Die Bevölkerung ist der Hauptsache nach seit dem achten Jahrhundert bulgarisch, zum kleineren Teil untermengt mit Albanern, Rußwalachen und Griechen. Die Herren des Landes, die Serben, sind dort nur verschwindend vertreten. Selbst die Türken und Juden sind

zahlreicher, obschon im Mittelalter dieser Teil Mazedoniens vorübergehend zum großserbischen Reich gehört hatte. Seine Hauptstadt ist Monastir, mit seinen mehr als sechzigtausend Einwohnern die größte Stadt weit und breit, selbst auf der ganzen Balkanhalbinsel nur von Belgrad, Bukarest und Sofia, vielleicht auch von Aisküb übertroffen, abgesehen von den Seehäfen Athen, Saloniki und Stambul.

Zur Herstellung einer Eisenbahn nach Monastir durch ihr eigenes Gebiet haben die Serben in den zwei Jahren ihrer Herrschaft bis zum Ausbruch des Weltkriegs natürlich noch keine Zeit gehabt. Die nächste Eisenbahnstation für sie ist Gradsko, südlich der schön gelegenen Türkenstadt Köprülû, an der großen Orientbahn, und von dort führt der einzige Fahrweg nach Monastir. In Aisküb sagte man mir, ich könnte auch von dort den Treksafluß aufwärts über Prilep und Krushevo nach Monastir gelangen, aber nur zu Pferd, und die Gegend wäre durch Räuber und Komitatschibanden so unsicher, daß ich kaum lebendig, oder wenn schon, doch ohne Hemd Monastir erreichen würde. So zog ich es vor, mit der Orientbahn durch das malerische, fruchtbare Wardartal über Köprülû (Veles) nach Gradsko zu fahren. Aber auch dort warnte mich der Stationsvorsteher dringend davor, die Erna Neka, d. h. Schwarzer Fluß, türkisch Karasu, aufwärts, dann über Prilep die Straße zu benutzen, obschon ein paar ganz annehmbare Reisefarren auf der Station bereitstanden. Mehrere meiner Mitreisenden verließen hier mit ihren Pistolen, Dolchen und Reisefäcken den Zug, um den Weg nach Monastir reitend zurückzulegen, eine Strecke von über hundert Kilometer. Zwei unter dichten Schleiern verborgene Türkinnen bestiegen eine Pritschka. Eine Tagesreise bringt sie nach Prilep, wo in einem Han übernachtet wird, und am Abend des zweiten Tages wird Monastir erreicht. Nach dem jetzigen Kriege wird es wohl anders werden.

Vorläufig ist es sicherer, die Bahn nach Saloniki zu benutzen und von dort mit der Zweigbahn durch griechisches Gebiet nach Monastir zu fahren, was auch nur zwei Tage in Anspruch nimmt. Die Strecke Aisküb—Gradsko—Saloniki ist von großem romantischen Reiz. Gleich unterhalb Gradsko schließen malerische Felsen den wasserreichen, rauschenden Wardarstrom in eine Schlucht ein, die bei Demir Kapu kaum fünfzig Meter Breite besitzt. Es ist das Eisene Tor von Mazedonien, dem wenige Kilometer weiter die ebenso

romantische Zigeunerschucht (Dschingaué Derwent) folgt. Die einstige Römerschanze, die hier in kunstvoller Weise dem Strom entlang angelegt war, ist längst verschwunden, und nur ein halbsbrecherischer Saumpfad führt über das öde Steingerölle, das bis an den schäumenden, von Stromschnellen durchsetzten Wardar reicht.

Bei K a r a ſ u l i, wo der Strom in die Ebene von Saloniki eintritt und dann allmählich versumpft, erreicht die Bahn Belgrad—Saloniki die neue griechische Grenze, und zwei Stunden später war ich im Olympos-Palace-Hotel am Hafen von Saloniki einquartiert. Die Abendsonne vergoldete noch die Ränder des herrlichen Schneeberges, der einst der griechische Göttersitz war.

* * *

Die Strecke Saloniki—Monastir ist noch weit interessanter als jene der Orientbahn. In der Luftlinie beträgt die Entfernung zwischen beiden Städten hundertzehn Kilometer, die Bahn ist jedoch doppelt so lang, dank den Gebirgen, Seen und tief eingeschnittenen Flußtälern, denen sie entlangläuft. Sie ist übrigens ganz mit deutschem Kapital erbaut und liegt zum weitaus größten Teil auf neugriechischem Gebiet. Die ersten fünfzig Kilometer führen beinahe in gerader Linie südwestlich über den Wardar, der auf einer dreihundertfünfzig Meter langen Bogenbrücke übersetzt wird, durch Sumpfuiederungen nach dem maleisch am Fuß des hohen Dogiagebirges gelegenen K a r a ſ e r i a, wo einst Paulus selbst das Christentum gepredigt hat. Hier wie in N i a u ſ t a und in W o d e n a, halben Wegs nach Monastir, sprechen zahlreiche römische Ruinen von dem Alter wie von der einstigen Größe und Kultur dieser Städte. War doch Wodena, früher Edessa geheißen, die älteste Residenz der Könige von Mazedonien, wo im Jahre 336 vor Christi Geburt Philipp II. durch Mörderhand den Tod gefunden hat! Südlich davon liegen die spärlichen Reste einer anderen Königsresidenz, P e l l a, wo Alexander der Große geboren wurde.

W o d e n a, auf einem hohen Felsen zwischen üppigen Gärten gelegen, von denen Wasserfälle bis zu hundertzehn Meter hinabstürzen, erinnerte mich lebhaft an das römische Tivoli. Von hier an steigt die Bahn durch dichtbewaldetes Bergland an dem schönen Wasserfall von Wladowa vorbei über die Pafshöhe nach Ostrowo. Von oben genoß ich einen prächtigen Ausblick auf den schneebedeckten Raimatſchalan, der an der serbisch-griechischen Grenze auf zweieinhalbtausend

Meter aufsteigt. An seinem Nordfuß breitet sich die weite, ausnehmend fruchtbare Ebene von Monastir aus, an seinen Südfuß schmiegt sich der große See von Ostrowo, mit seinem tiefblauen Spiegel und den verkarsteten, kahlen Bergen an das tote Meer gemahneud. Die Grenze wird auf siebenhundertsiebzig Meter Höhe überschritten, und dann geht es abwärts über Florina und an verschiedenen hübschen Dörfern vorbei durch wogende Felder, Weingärten, Tabak- und Obstpflanzungen nach Monastir. Das Wahrzeichen der uralten Stadt, die gewaltige Schneepyramide des zweieinhalbtausend Meter hohen Peristeri, ist schon sichtbar, wenn man von der Pashöhe in die von der Crna Reka durchströmte Ebene herabfährt. Er hat schon im Altertume den von Westen nach dem unteren Mazedonien vordringenden Völkern als Wegweiser gedient und speist die Pelagonien durchströmenden Flüsse. In einem derselben, dem Dragor, liegt das uralte Monastir (zu deutsch „Kloster“). Aus der Ferne bietet die große Stadt mit den sie umgebenden Gärten, den hohen Pappeln und Zypressen und den zwischen ihnen in blendender Weiße aufsteigenden Minaretten einen ähnlich schönen Anblick wie Damaskus. Die älteren Stadtteile füllen die Mulde des Dragor aus, der an beiden Ufern mit Raimauern eingefast ist, und hier erheben sich eine Reihe größerer Bauten, der Regierungspalast, Moscheen, Kirchen, Synagogen und Schulen, darunter sogar eine Kunst- und Gewerbeschule. Der Bazar mit seinen engen Gäßchen und winzigen Kaufläden nach türkischer Art enthält wenig mehr von den Erzeugnissen der einheimischen Industrie, Waffenschmiede, Silberarbeiter, Tischler und Töpfer, die noch im letzten Jahrhundert weitbekannt waren. Sie mußten den billigen und schlechten europäischen Erzeugnissen weichen, die seit dem Bahnbau von Saloniki aus die Stadt überschwemmen.

Dem Aussehen und der Lebensweise der Bevölkerung nach ist Monastir vornehmlich eine türkische Stadt geblieben, oder vielmehr eine mohammedanische, und die Mehrzahl der Einwohner, auch unter der Serbenherrschaft, gehört dem Islam an. Nur sind sie in völkischer Hinsicht weitaus mehr Albanier, Bulgaren und Slawen als Türken. Neben diesen Mohammedanern der verschiedenen Volksstämme wohnt hier ein Mischvolk, aus dem man nicht klug wird. Bulgaren, Serben, Walachen, Griechen, Albanier und Zigeuner — weniger Juden — haben sich seit Jahrhunderten fortwährend miteinander vermengt, und Monastir zeigt in dieser Hinsicht den ganzen

Farbentaufen der Balkanhalbinsel. Die nationale Propaganda der Grenzstaaten Mazedoniens, gefördert durch Politik, Religion, Schule und Badtschisch, hatte zum Ziel, die Mazedonier nach ihrer Seite zu ziehen, also zu Griechen, Bulgaren, Serben usw. zu machen, aber in Wirklichkeit ist dadurch ein Mischvolk entstanden mit vorherrschend bulgarischem Einschlag. Aus der Sprache allein kann keineswegs mit Bestimmtheit auch auf die Volkszugehörigkeit geschlossen werden. Die Verkehrssprache ist vornehmlich Bulgarisch, dabei aber hörte ich in der Stadt wie in den Dörfern bis an die albanische Grenze albanisch, türkisch, serbisch, rumänisch, griechisch sprechen, während, wie mir die Lehrer des griechischen Gymnasiums erzählten, die Dorfsprache vielleicht noch bei der vorhergegangenen Generation eine ganz andere war.

* * *

Nirgend in Mazedonien war die jüngste Geschichte vor Ausbruch des letzten Balkantrieges gesetzloser und blutiger als in dem Gebiet in und rings um Monastir. Als im Jahre 1909 die Nachrichten von dem anscheinend so plötzlich von den Jungtürken in Szene gesetzten *Aufstand* der Mazedonier und der mit ihnen verbündeten Truppen des zweiten türkischen Armeekorps nach Europa gelangten, erregte es Verwunderung, daß nicht in Konstantinopel oder Saloniki, sondern in dem verhältnismäßig unbedeutenden *Monastir* die Fahne des Aufstandes zuerst erhoben wurde, daß es auch dort, auf dem weiten Platz vor der Kaserne, war, wo sich zum erstenmal seit Jahrhunderten türkische Generale und bulgarische Bandenführer, mohammedanische *Allemas* und griechische Popen, Soldaten und Bauern, Bedrücker und Bedrückte in brüderlicher Weise umarmten und gemeinschaftlich der neuproklamierten Verfassung Treue schworen. Monastir war stets ein Hauptherd der vielen Aufstände und blutigen Kämpfe, welche das unglückliche Mazedonien verheerten, ein Vulkan, wo die Revolution und der Türkenhaß stets unter der Asche glühten, wo man an keinem Tage sicher war, daß nicht der Morgen Straßenkämpfe, Morde, Plünderungen mit sich bringen würde. Noch während meines ersten Aufenthaltes dort kam es zu einer solchen plötzlichen und unbegreiflichen Panik. Als ich vom Bahnhof aus durch die Straßen spazierte, fand ich sie ausgestorben, die Fenster und Türen verschlossen, die Kaufläden gesperrt. Nur türkische Soldaten in Gruppen von sechs bis acht Mann, mit Gewehr und Bajonett, wanderten gemessenen Schritts

unter Anführung von Offizieren mit gezogenem Säbel einher. Ich dachte, es wäre gerade irgend ein mohammedanischer, christlicher oder jüdischer Feiertag, und erfuhr erst nachher, daß am Morgen in den Basaren das unbestimmte Gerücht entstanden sei, es würde an demselben Tage eine Erhebung stattfinden. Von wem, gegen wen, wurde garnicht gefragt. Wie ein Lauffeuer durcheilten diese Gerüchte, von Mund zu Mund immer drohender werdend, die ganze Stadt. Alle Welt versteckte sich in banger Erwartung der schrecklichen Dinge, die kommen sollten, zu Hause, aber nicht das mindeste kam vor. Die Türken, Griechen, Albanier, Juden und Zigeuner, welche die Stadt bewohnen, sind eben durch frühere Ereignisse gewirrigt, niemand war dort bis auf die jüngste Zeit seines Lebens sicher, und deshalb wurden Europäern von den türkischen Behörden auch alle erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt, wenn sie Monastir besuchen wollten.

Auf der anderen Seite war die einstige Hauptstadt von Süd-albanien der denkbar günstigste Ort, wo die Jungtürken bei den unzufriedenen Elementen den Hebel ansetzen konnten. Nirgend gab es mehr von ihnen, nirgend war man der innewährenden Gefahren und Aufregungen so müde, nirgend konnte das Militär besser und leichter bearbeitet werden. Die Soldaten, fünfzehntausend Mann stark, standen dort seit Jahren unausgesetzt unter den Waffen, mit schlechter Nahrung und rückständigem Sold. Alle Augenblicke wurden Kompagnien oder Bataillone zu irgend einer Expedition ins Inland kommandiert, um auf den elendesten Wegen durch unwirtliche Gebiete bulgarischen Banden nachzujagen, Dörfer nach eingeschmuggelten Waffen zu durchsuchen, die heimtückische Niedermeglung irgendwelcher türkischen Soldatenposten zu rächen. Keine Ruh' bei Tag und Nacht! Dazu innewährendes Bluthandwerk. Darunter hatten vor allem die Offiziere zu leiden, und so war es kein Wunder, daß die Jungtürken gerade unter diesen die meisten Anhänger anwerben konnten.

Das ganze Land rings um Monastir bis an die fernen schneebedeckten Berge von Albanien ist so verödet und verwüstet, als hätten die Hunnen und Avaren hier gehaust, aber das ganze namenlose Elend ist weniger den Türken als den bulgarischen Banden, „Komitatschis“ genannt, zuzuschreiben. Schmilzt der Schnee im Balkan und werden die Routen vom Königreich Bulgarien nach Mazedonien passierbar,

dann sendet das revolutionäre Zentralkomitee in Sofia auch jetzt noch, weiß der Himmel von wem mit Waffen und Geld versehen, zahlreiche Banden in die bulgarischen Gebiete jenseits der Grenze. Der Endzweck ist die Angliederung der Gebiete an Bulgarien, die Wiederherstellung des alten großbulgarischen Reiches unter einem König. Aber wie traurig und verabscheuenswerth sind die Mittel dazu! Gerade rings um Monastir setzen diese Komitatschis am eifrigsten ein, denn nur ein paar Wegstunden weiter erhebt sich die einstige Hauptstadt dieses großbulgarischen Reiches, die Stadt *Dchrida*. Durch ihre Grausamkeit haben indessen die Komitatschis gerade das Gegenteil von dem erreicht, was sie erreichen wollten. Das Treiben dieser Unruhestifter ist eine der Hauptursachen, warum sich die Türkisch-Bulgaren mit den Jungtürken so rasch und willig um die Verfassung scharten. Es war stets ein Irrtum, anzunehmen, daß die auf türkischem Gebiet lebenden Bulgaren mit den Komitatschis gemeinschaftliche Sache machen und nach der Herrschaft des damaligen Prinzen *Ferdinand* besonders lechzen würden. Die große Mehrzahl war bis in die jüngste Zeit diesen großbulgarischen Bestrebungen sogar abhold, das habe ich in ganz Mazedonien von allen erfahren, die es wissen müssen. Viele Tausende sind sogar Mohammedaner geworden und in die Dienste der Türken getreten. Was die mazedonischen Bulgaren vor allem wünschen, ist Ruhe, Friede, ungestörte Arbeit und damit auch Wohlstand. Die Komitatschis aber zwangen ihnen Waffen in die Hände, eiferten sie zum Widerstand gegen die Türken auf, verleiteten sie zu offener Revolte, brandschafteten sie und rächten sich blutig, wenn ihre Landsleute nicht nachgaben. Gleichzeitig setzte die fürstlich bulgarische Regierung oder doch die Bande ihrer Hintermänner mit anderen Mitteln ein: Errichtung von Bischofsitzen und Kirchen, Schulen, Handelsagenturen.

Das indirekte Ergebnis dieser bulgarischen „Kulturbestrebungen“ ist das verwüstete Land rings um Monastir. Allein auf der kurzen Strecke zwischen dieser Stadt und *Dchrida* lagen noch vor wenigen Jahren achtzehn blühende Christendörfer, rings umgeben von ertragreichen Kulturen. Heute zeigen mit einer Ausnahme nur Schutthaufen die Stellen an, wo die Dörfer gestanden. Das Beispiel von *Givata*, eine Stunde von Monastir, kann als typisch für alle anderen gelten. Dorthin kam vor einigen Jahren eine Bande bulgarischer Komitatschis und forderte von den Landsleuten Lebensmittel

und Rekruten. Sie weigerten sich, denn sie hatten selbst nicht genug zu leben und die jungen Leute waren bei der Ernte beschäftigt. Um aber der Rache der Komitatschis zu entgehen, verrieten sie diesen, daß demnächst ein Zug mit Lebensmitteln für ein in der Nähe stationiertes türkisches Bataillon Giavat passieren würde. Das paßte den Komitatschis ausgezeichnet. Die Karawane wurde ausgeraubt und die schwache türkische Bedeckung niedergemetzelt. Mit der Beute beladen machten sich die „Großbulgaren“ auf und davon.

Die Meldung über diese Tat gelangte am nächsten Morgen an Hilmi Pascha, den in Monastir residierenden Obertommisär oder besser gesagt Vizekönig von Mazedonien. Sofort sandte er Truppen zur Bestrafung des Dorfes. Es sollte ein Exempel statuiert werden! Die Truppen, zumeist Kleinasiaten und Baschi-Bosuks, besorgten das Werk nur zu gründlich. Von den achthundert Einwohnern Giavats wurden die meisten getötet oder starben an den erhaltenen Wunden, und von den Häusern des Ortes steht nicht eine Mauer mehr!

Weiter gegen Ochrida stand das große Dorf Krussieh mit dreitausend friedlichen, arbeitsamen Einwohnern, denen es trotz der Türkenherrschaft kaum an etwas fehlte. Da kamen bulgarische Banden und ihre Agenten suchten bei den Dorfbewohnern Anhang und Unterstützung zu gewinnen. Hilmi Pascha entsandte zu ihrer Vertreibung ein Bataillon irregulärer Soldaten, die in der Nähe von Krussieh ihr Lager aufschlugen. Durch irgend jemanden wurden angeblich die Brunnen vergiftet und einige Soldaten erkrankten. Am nächsten Morgen schritt der Kommandant zur Bestrafung des Dorfes, und einige Stunden später war es ein Schutthaufen. Ähnliche Geschichten hörte ich überall, wohin ich kam. Überall Aufregung und Anstiftung durch Bulgaren, Bestrafung durch die Türken.

* * *

Monastir ist nun der Mittelpunkt dieses schwergeprüften Gebietes, und ebenso wie durch die Schlägereien, Kämpfe und Morde in seinen Straßen hatte es indirekt auch durch die Verwüstung seines Hinterlandes und die Vertreibung und Verarmung der Landbewohner zu leiden. Deshalb wurde es die Hauptstadt dieses einst südalbani-schen Wilajets und Hauptsitz der militärischen Regierung. Das größte Gebäude ist die riesige Kaserne, dann folgen die Militärschule und der Konak, in welchem Marschall Hilmi Pascha geradezu all-

mächtig das Zepter schwang. Hilmi besaß durch seine fahle Gesichtsfarbe, seine stechenden Augen und entschieden jüdischen Züge viele Ähnlichkeit mit seinem damaligen Herrn, dem Sultan Abdul Hamid. Trotz seiner umfassenden Pflichten und herrschenden Stellung hatte er sich echt orientalische Liebenswürdigkeit bewahrt, bot seinen Besuchern, die, wie meine Wenigkeit, nur nutzlos seine Zeit vergeudeten, Kaffee und Zigaretten an und behauptete, ganz Mazedonien wäre im aller-tiefsten Frieden. Aber es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß ihm bei dem alles beherrschenden, alles durchdringenden Spionagesystem die Umtriebe der Jungtürken, die zu der Revolution in Konstantinopel und zur Absetzung des Sultans geführt haben, schon längst wohl-bekannt waren. Er hätte sie vielleicht auch mit Blut und Eisen unterdrücken können, sie wären aber nach einer gewissen Zeit doch wieder zum Durchbruch gekommen. Wer weiß, ob er insgeheim nicht selbst mit der Bewegung einverstanden war? War sie doch im Interesse der Türkenherrschaft selbst die einzig günstige Lösung!

Die Donaufstaaten

D i e R u m ä n e n

Wie vom Eisernen Thor, der großen Pforte zur Balkanhalbinsel, der wichtigste Schienenweg von Mitteleuropa durch Serbien und Bulgarien nach Konstantinopel und dem Meere führt, so führt auch der einzige Wasserweg, die Donau, durch diese Pforte und bildet auf ihrem Lauf zum Meere auf einer Strecke von neunhundertfünfzig Kilometern Länge die Südgrenze von Rumänien, ja sie führt auf dem unteren Drittel sogar mitten durch das Land. Der größte Teil dieses Königreiches ist gerade so wie die Lombardei angeschwemmtes Land, und wie die Alpen dort das Meer allmählich ausgefüllt und mit der fruchtbarsten Erde bedeckt haben, so geschah es auch in der walachischen Tiefebene durch die Abschwemmung der Transsylvanischen Alpen. Immer weiter nach Süden wurde die Donau zurückgedrängt, immer länger ihr Lauf, bis das Plateau Bulgariens und der Dobrudscha dieser Wanderung des Flußlaufes Halt gebot.

Dieses Schwemmland bildete die Heimat der einstigen Dazier, und, seltsam genug, war es wieder das Eisernen Thor, durch welches dieses Volk in geschichtlicher Zeit der lateinischen Herrschaft und römischen Kultur unterworfen wurde. Das Gebirge fällt dort in steilen, tiefen Abstürzen zum wilden, felsigen Bett des Stromes ab, und man könnte glauben, daß dort niemals ein Weg oder ein Flußübergang bestanden hätte. Und doch kamen die Römer auf einer von ihnen geschaffenen Straße nach der walachischen Ebene, um sie mit ihren Kolonisten zu bevölkern, ja diese Straße wurde streckenweise balkonartig auf Träger angelegt, die in die steilen Felsen eingefügt waren. Bei dem heutigen Turn-Severin legten sie über den mächtigen Strom eine steinerne Brücke, über welche die vierte und fünfte römische Legion nach Dazien marschierten, um es ganz zu erobern und gegen die Einfälle der wilden Barbaren zu schützen. Diese Brücke war eines der größten Werke der Römer, sechzigtausend Menschen waren lange Zeit dabei tätig, und noch heute sind die mächtigen Steinpfeiler dieser bewundernswerten Schöpfung Kaiser Trajans bei niedrigem Wasserstande sichtbar.

Länger als anderthalb Jahrhunderte währte die römische Herrschaft in Dazien, römische Kolonisten vermengten sich mit dem dazischen Volke und prägten ihm ihren Rassentypus und ihre Sprache auf. Doch endlich mußten die Römer dem Ansturm der Goten sowie der ihnen folgenden Völker weichen. Der Reihe nach überschwemmten Hunnen, Slawen, Bulgaren, Magyaren, Petschenegen, Mongolen und endlich die Türken das Land, wüteten dort und unterdrückten die friedlichen Bewohner. Doch durch all diese bösen Zeiten bewahrten die letzteren einen großen Teil ihres lateinischen Sprachschatzes, allmählich beinahe zur Hälfte vermengt mit slawischen, türkischen, magyarischen und griechischen Wörtern. Seit einigen Jahrzehnten vom türkischen Joch befreit und ein unabhängiges Volk geworden, trachten die Rumänen heute alle fremden Wörter durch lateinische zu ersetzen und ihren Ursprung wieder unmittelbar auf die Römer zurückzuführen, Kaiser Trajan gewissermaßen als ihren Stammvater einzusetzen. Daß sich durch all die Völkerwanderungen, denen die heutige Walachei anderthalb Jahrtausende lang unterworfen war, vom römischen Blut nicht viel in ihren Adern erhalten hat, ist selbstverständlich, doch diese Tropfen sind ihr größter Stolz, die Annäherung an andere vermeintliche Schwesternationen, besonders an die Franzosen, ist ihr größtes Bestreben. Mit Neid und Widerwillen sehen sie auf die Angehörigen anderer Völker, die Slawen, Türken, Griechen, Bulgaren und Deutschen, die nach Hunderttausenden unter ihnen wohnen. Ja, der Haß, mit dem sie die unwillkommenen Juden, beinahe eine halbe Million an der Zahl, in ihrem Lande behandeln, rührt nach ihrem eigenen Eingeständnis hauptsächlich davon her, daß sie sich untereinander der deutschen Sprache bedienen!

Dabei zeigt heute noch ihr Typus, besonders im Gebirge und im Lande, fern von den Städten, die starke Beimengung gotischen Blutes, blondes Haar, vielfach blaue Augen, hoher Wuchs, während in den Städten dank der Vermischung mit den Kleinrussen, Ungarn und den phanariotischen Griechen ihr Typus dunkler ist.

* * *

Bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts waren die Moldau und Walachei vom Sultan an reiche Griechen aus Konstantinopel verpachtet, die sogenannten Phanarioten, und die rumänischen Bauern waren nicht viel mehr als Sklaven; ohne irgendwelche Rechte, ohne

Grundeigentum oder sonstigen Besitz, der Willkür und den Launen ihrer Herren unterworfen. Sie wohnten in elenden Lehmhütten, nährten sich von Mais und verbrachten ihr Leben mit der Bestellung der Felder für die Bojaren und die Klöster. Der ganze Landbesitz lag in den Händen von einigen tausend Grundherren. In der Walachei gab es siebenzig Bojaren, von denen jeder einzelne ein kleines Fürstentum sein eigen nannte, in der Moldau waren es ihrer dreihundert, und der Rest, ein Sechstel des ganzen Landes, war Klosterbesitz. Unter ihrer Herrschaft ging das große Land wie seine Bevölkerung immer mehr herunter. Die Bojaren verschmähten es begreiflicherweise, unter ihren Bauern zu wohnen, verpraßten ihre großen Einnahmen in den Städten im Spiel und Leichtlebigkeit; ihre Sklaven, unwissend und abergläubisch, nur für fremde Herren arbeitend, versanken immer mehr in Faulheit und Elend. Die Klöster allein behielten einigen Einfluß unter ihnen. Die Mönche der reicheren waren nicht viel mehr als Bojaren im Priestergewand; die ärmeren Popen waren ihre Religionslehrer, Berater und Ärzte, alle Krankheiten mit Beschwörungen und Zaubermitteln zu heilen versuchend. Wieder andere waren nicht besser als die Bauern selbst, nur daß sie die Sklaverei mit Bettelei vertauschten und von Almosen lebten.

* * *

So ist es nicht zu verwundern, daß auf dem Lande bis zu seiner Unabhängigkeit vielfach Zustände herrschten, wie bei uns im dunkelsten Mittelalter, und noch jetzt fand ich in einzelnen Dörfern abergläubische Gebräuche, von denen mir die Ortsvorsteher selbst manches erzählten. Bei Todesfällen werden beispielsweise hier und dort noch immer Klageweiber gemietet, die zum Zeichen der Trauer heulen und wehklagen. In den Sarg des Verstorbenen werden Stöcke gelegt, um die Überschreitung des Jordanslusses zu erleichtern; ein Geldstück ist für den heiligen Petrus bestimmt, um sich den Eintritt in das Himmelreich zu sichern; Maishrot und Wein dient als Zehrung für die Reise. Nur Rothaarige erhalten nichts, denn nach dem weitverbreiteten Glauben des Landvolkes kommen sie wieder zur Erde zurück in der Gestalt von Hunden, Fröschen, Flöhen oder Wanzen, um sich zur Nachtzeit in die Schlafstuben der jungen Mädchen einzuschleichen und ihnen Blut abzugapfen. Daher werden ihren Leichen Pfähle durch die Brust getrieben oder ihre Särge besonders fest zugenagelt!

Als Rumänien endlich seine Selbständigkeit erlangte, gab es für die Regierer des neuen Fürstentums daher viel Arbeit, um die Lage des Volkes menschenwürdig zu gestalten. Die erste Aufgabe war es, die Bauern selbst zu Grundeigentümern zu machen. Land genug war ja dafür vorhanden, denn heute noch gibt es unter dreizehn Millionen Hektar nur zweieinhalb, die mit Getreide bestellt sind; die Wälder bedecken zwei, die Weideländer dreieinhalb Millionen, und nicht weniger als ein Drittel des Bodens ist noch unkultiviert. Jede Familie erhielt gegen Abzahlung in Jahresraten von dem Lande, auf dem sie wohnte, Grundstücke von fünf bis siebenundzwanzig Hektar, je nach dem Vieh, das sie besaß, zwei Hektar jene, die gar kein Vieh ihr eigen nannten. Ungefähr vierhunderttausend Familien wurden auf diese Art Grundbesitzer, doch die wohlgemeinte Maßregel hat nicht viel geholfen. Sehr viele Familien waren nicht imstande, neben den Steuern und Abgaben die Jahrgelder an ihre einstigen Grundherren zu zahlen, und leben heute vielleicht in noch größerem Elend als vorher. Werden ihre Grundstücke nicht als unveräußerlich erklärt, so fallen sie den Juden in die Hände und die Bauern sind auf den Ertrag ihrer Feldarbeit auf Teilung angewiesen. Dazu kommt noch der Elendstand, daß die Felder jedes dritte Jahr zur Erholung brach gelassen werden. Von einer Düngung ist ja bei den walachischen Bauern keine Rede. Der Dünger wird einfach, um seiner los zu werden, verbrannt!



In der Moldau liegen die Verhältnisse günstiger, denn die dortigen Bojaren und Großgrundbesitzer haben gelernt, die Besorgung ihrer Ländereien selbst zu übernehmen. Ihrem Beispiel folgt man in neuerer Zeit auch in der Walachei in immer größerem Maß, viele Bauern, ja sogar ganze Gemeinden tun sich zur gemeinschaftlichen Bearbeitung ihres Landbesitzes zusammen, bessere Methoden werden immer mehr eingeführt und an die Stelle des biblischen Pfluges sind schon vielfach moderne Ackerbauwerkzeuge, ja selbst Mäh- und Dreschmaschinen getreten. Auch die kolossale Schafzucht wird viel rationeller betrieben.

Nur in den ungeheuren Urwäldern von Koniferen und Birken hoch oben zu beiden Seiten der Gebirgskämme ist noch alles geblieben, wie es vor Zeiten war; weiter unten erscheinen Buchen und Kastanien,

und in den landschaftlich herrlichen Vorbergen, wo die meisten Klöster liegen und auch immer mehr Ansiedlungen entstehen, herrschen Eichen und Ahorn vor, die weiter gegen die Ebene zu zwischen Pappeln und Weiden zahlreichen Obstbäumen Platz machen. Wein wird immer mehr angebaut und jetzt schon sind über hunderttausend Hektar mit Weingärten bedeckt. Wer über den Rotenturmpaß oder den Predeal die Fahrt nach Bukarest unternimmt, hat reichlich Gelegenheit, dies zu beobachten. Erst jenseits durchfährt er das ungeheure Flachland mit seinen Weizen- und Maisfeldern, über welchen die kleinen, elenden Lehmhütten der Bauern kaum sichtbar sind. —

Südlich Bukarest, auf der Fahrt nach Constanza, durchquert der Bahnzug die weite, vollständig baumlose Steppe von Baragan, wo es keine Dörfer, keine Bewohner gibt, heute noch durchstreift von Schwärmen von Trappen. Seneits der wasserreichen Salomiza beginnt wieder spärliche Besiedlung, nicht nur von seiten der inländischen Walachen. Um die im Ausland, besonders in Ungarn, Rußland, Bulgarien und Mazedonien lebenden Stammesgenossen nach Rumänien zu locken, gibt die Regierung jedem derartigen Einwanderer kostenfrei Grundstücke und erleichtert ihre Ansiedlung in jeder Weise. Man sollte annehmen, daß davon in großem Umfang Gebrauch gemacht wird, doch die Zahl der Einwanderer beläuft sich in jedem Jahre von den mehrere Millionen Seelen betragenden Ausländern nur auf etwa zwanzigtausend.

Die große Mehrzahl von ihnen bewohnt Siebenbürgen und Ungarn, nämlich gegen drei Millionen. Dazu kommt eine Viertelmillion in Oesterreich, anderthalb Millionen in Südrußland und ungefähr eine halbe Million in den anderen Balkanstaaten. In Rumänien selbst beträgt ihre Zahl gegen sieben Millionen.

Die Gebirgspässe zwischen Siebenbürgen und Rumänien

Die Natur hat es den Walachen auf ihrem Kriegszuge nach Siebenbürgen nicht leicht gemacht. Das hätten sie berücksichtigen müssen, ehe sie vertragsbrüchig und leichtfertig sich auf die Seite der englischen Raubgenossen stellten. Ein mächtiger Gebirgswall trennt Siebenbürgen von der Walachei, und die Reisenden von Mitteleuropa nach Bukarest auf ihrer Fahrt durch das südliche Siebenbürgen bekommen ihn mit seinen zwei Kilometer hohen Rämmen und ihren

schnee- und eisgekrönten Bergriesen, die über zweieinhalbtausend Meter aufragen, in großer Majestät zu sehen. Ungeheure dunkle Urwälder bedecken die an der Nordseite steil und unmittelbar nach der Ebene des Altflusses abfallenden Flanken, vielfach von düsteren Schluchten und Tälern unterbrochen, in denen wasserreiche Gebirgsbäche, rauschende Fälle und Schnellen bildend, nordwärts dem Alt zueilen. Östlich des höchsten aller transylvanischen Berge, des 2536 Meter hohen *Nego i*, gibt es eine ganze Reihe nur wenig kleinerer Höhen, bis zu der zweitgewaltigsten, dem *Bucsec s* (Butschetsch) unweit von Kronstadt. In diesem finsternen Gebirgswall gibt es kaum irgendwelche menschliche Ansiedelungen. Alle Ortschaften der Siebenbürger Sachsen liegen in der weiten Ebene des Altflusses, hauptsächlich zwischen den beiden größten Städten, Hermannstadt und Kronstadt. Dort ist auch kein einziger Gebirgsübergang, mit Ausnahme steiler Saumpfade, die höchstens von walachischen Hirten oder Zigeunern, die auf Bären jagen, zeitweilig benützt werden. Auch weiter östlich und westlich gibt es in diesem Hunderte von Kilometer langen Hochgebirge nur wenige Pässe, und der ganze Verkehr zwischen Siebenbürgen und Rumänien drängt sich auf zwei fahrbare Routen zusammen, an deren nördlichem Ausgang die vorgenannten Städte liegen.

Wohl ist noch westlich von Hermannstadt ein dritter Paß vorhanden, durch welchen die Österreicher eine Fahrstraße gebaut haben und ihr später auch eine Eisenbahn folgen ließen, der *Vulkanpaß*, der südlich der ungarischen Stadt Petroseny in die Walachei führt. Doch setzten die Rumänen auf ihrer Seite der transylvanischen Alpen die Bahn nicht fort, und so spielt der Vulkanpaß im Verkehr mit der Donauebene weitaus nicht jene Rolle, wie der *Rotenturmpaß* südlich von Hermannstadt und der *Predcal* südlich von Kronstadt.

Den größten Verkehr hat der *Predcal* aufzuweisen, weil durch ihn die Eisenbahn mit den durchlaufenden Zügen von Wien und Budapest unmittelbar nach der rumänischen Hauptstadt führt. Auch durch den *Rotenturmpaß* läuft in dem tief eingeschnittenen Tal des wasserreichen Altflusses eine Bahnlinie, aber sie ist mehr für den Verkehr mit der kleinen Walachei bestimmt. Er ist einer der merkwürdigsten Gebirgspässe, die es überhaupt gibt, denn statt über das Gebirge zu führen, führt er von Norden her durch das Gebirge ohne irgendwelche Steigung, ja er senkt sich von Hermannstadt aus

bis zur Hauptkette der transylvanischen Alpen um annähernd hundert Meter! Er folgt eben dem Flußlauf des Alt oder Aluta, der, vom Innern Siebenbürgens kommend, den gewaltigen Gebirgskamm bis zu seinem Fuße durchbrochen hat. Überall sonst bildet dieser gleichzeitig die Wasserscheide zwischen Nord und Süd; nur der Alt hat ihn gerade am Westfuß des höchsten Bergriesen, des Negoï, durchsägt und führt seine Wassermassen ihm entlang in die ungeheuerere walachische Tiefebene der Donau zu.

* * *

So war dieser Altdurchbruch schon in frühesten Zeiten, lange bevor der Predealpaß bekannt war, eine wichtige Verkehrsstraße zwischen Nord und Süd. Die Römer haben ihn schon benutzt und legten am südlichen Ausgang ein befestigtes Lager, *Castra Trajana*, an, von dem der Paß lange Zeit den Namen *Trajanspforte* führte. Erst viel später wurde bei *Boiza* mitten in der Altschlucht ein rot bemaltes Kastell zum Schutz der aus dem Felsen gesprengten Straße hoch über dem Flußbett angelegt, und von diesem erhielt der Paß seinen heutigen Namen. Die Ungarn schlugen hier unter der Anführung von Johannes Hunyadi die Türken im Jahre 1442 und ein zweites Mal unter Georg Hecht fünfzig Jahre später. Im Jahre 1849 marschierten die Russen durch den schneebedeckten Paß in Siebenbürgen ein.

Heute wird der Rotenturnpaß und seine herrliche, waldbreiche Umgebung im Verhältnis viel mehr von Touristen und Ausflüglern benutzt, besonders von den Deutschen Hermannstadts. Es ist ja ihr Land, sie haben es, seit der ungarische König Geza II. in der Mitte des zwölften Jahrhunderts sie hierher gerufen hat, erschlossen und besiedelt, und sie haben mitten in der ungarischen und walachischen Umgebung nunmehr sieben Jahrhunderte lang gegen alle Stürme, Bedrückungen und Anfeindungen wacker ihr deutsches Volkstum behauptet. Der siebenbürgische Karpathenverein war zur Erschließung des Gebirges und seiner romantischen Schönheit besonders tätig durch Anlage von Straßen, Wegen und Schutzhütten.

Ungefähr zweihundert Kilometer weiter östlich liegt das zweite große sächsische Ansiedlungsgebiet in Siebenbürgen, das *Burzenland* mit seiner Hauptstadt *Kronstadt*. Für den deutschen Reisenden lohnt es sich gewiß, vor der Weiterfahrt durch den bei Kron-

stadt beginnenden Predealpaß einige Tage bei den deutschen Bewohnern des Burzenlandes zu verweilen, die gewissermaßen das östlichste Bollwerk europäischer Kultur gegen den slawischen und walachischen Orient verteidigen. Seinen Namen erhielt die weite, vollkommen flache Hochebene von dem aus den Schluchten des Bucsecs herabkommenden Burzenbach, der sie vor seiner Einmündung in den Altfluß durchfließt. Überall dort liegen Dörfer und Städtchen mit urdeutschen Namen und urdeutscher Einwohnerschaft, Rußbach, Rothbach, Marienburg, Brenndorf, Sattrang, Helsdorf, Zeiden, Honigberg, Petersberg, Weidenbach, Wolfendorf und der wunderhübsch gelegene Marktflecken Rosenau mit der gleichnamigen malerischen Burgruine auf steilem Kalkfelsen nahe dem Austritt des Burzenbaches aus dem Gebirge. Rings um dieses so fruchtbare, wohlbebaute Land schmiegen sich schmutzige, armselige, verwahrloste Walachendörfer die Berghänge hinan, zumeist von Viehhirten bewohnt, mit langem Haar, schweren Pelzmützen und gewaltigen Schappelzen, die Vorposten einer fremden, halbkultivierten Welt, die sich jenseits der Gebirgsketten in dem weiten Donautieflande breitmacht. Statt in hochgiebeligen Steinhäusern, wie ihre Nachbarn, wohnen sie in winzigen Häuschen und Hütten, die eine einzige lange Straße bilden, bis weiter ins Gebirge hinauf jeder Zusammenhang aufhört und nur noch einzelne menschliche Wohnungen über die einsamen Triften verstreut sind. Gegen die rumänische Grenze zu erhebt sich nur noch ein trutziges Vorwerk der Kronstädter auf einem Felsen, die malerische Törzburg, als Wache des Törzburger Passes. Dort hört die Fahrstraße auf, und ein Pfad führt in dem wilden Tale zwischen dem Bucsecs und dem Königstein über die Grenze bei La Cruce in die Schlucht der Dumbovita, die sich weiter südlich als träger Bach durch Bukarest schlängelt.

In der Mitte des Burzenlandes liegt ungemein anmutig in einer Talöffnung des Schulergebirges das blühende Kronstadt, das ganz den Charakter einer deutschen Stadt mittlerer Größe zeigt und unter seinen gegen vierzigtausend Einwohnern nur ein Drittel Ungarn und Walachen beherbergt. Am Nordfuß der hochragenden Gebirge, die sich östlich an Kronstadt anschließen, liegen in einer langen Reihe die interessanten Siebendorfer, bewohnt von den Esangos, über deren Abstammung Bestimmtes nicht gefunden werden konnte. Viele halten diese wenig beliebten Nachbarn der deutschen Ansiedler für Mischlinge von Ungarn und Walachen, andere für die versprengten

Reste asiatischer Horden, die vor Jahrhunderten in Europa einfielen und seither, dem Beispiel der Deutschen folgend, sesshaft und fleißig geworden sind.

Von den sieben Dörfern, deren bedeutendstes Hoszufalu ist, gehen vier in einer einzigen langen Straße ohne sichtbare Scheidung ineinander über, so daß selbst manche Einwohner nicht wissen, in welchem Dorfe sie sich gerade befinden. Stundenweit ziehen sich die eng aneinandergebauten, schmalfrontigen Häuschen im Tale hin, mit nur wenigen und kurzen Seitengäßchen, die schüchtern einen Anlauf gegen die Talhänge genommen haben, um schon nach einigen Häuschen aufzuhören. In dem engen Tale gab es für Plätze keinen Raum, und nur vor den zahlreichen Kirchen ist ein bißchen Atemraum freigebieben, Kirchen aller möglichen Konfessionen, Katholiken, Lutheraner, Calvinisten, Orthodoxe und Unitarier, in manchen Dörfern sogar zwei Kirchen derselben Konfession. Alle sind von Türmen überhöht und recht gut erhalten. Die kleinen Häuser zeigen als ihren schönsten Schmuck kunstvoll geschnitzte hölzerne Türen mit Vordächern, im Innern gibt es buntbemalte Truhen, Sitzbänke und als Prunkstück riesige Betten mit schöngestickten Federdecken und Kissen bis zur halben Stubenhöhe aufgestürt.

Die gebirgige Umgebung der Siebendörfer und der Mangel an Grundstücken für Felder und Viehweiden weist die Csangos auf andere Berufe. Sie sind bis tief nach Ungarn und Rumänien hinein geschickte Fuhrleute und in ihren eigenen riesigen Urwäldern Holzfäller. Wochenlang bleiben sie dort, sich von Brot, Zwiebeln und Speck nährend. Die Nacht bringen sie beim Holzfeuer, in ihre Pelze gewickelt, auf der Erde im Freien zu. Ihre Rinderherden führen sie im Frühjahr über den Predealpaß nach der Walachei und kehren im Herbst nach ihren Dörfern zurück. Viele Burschen und Mädchen verdingen sich auch in rumänischen Haushaltungen und kommen mit dem ersparten Lohn vielleicht erst nach Jahren in ihre Heimat, um dort zu heiraten.

* * *

Unmittelbar hinter Kronstadt führt die Eisenbahn den schäumenden Tömbös entlang in die hochromantische Schlucht, die nach siebzehn Kilometern bei fortwährender starker Steigung zur Station Tömbös führt. Dort beginnt der eigentliche T ö m b ö s p a ß, von den Rumänen nach der jenseits der Raumbhöhe liegenden Station P r e d e a l-

p a ß genannt. Der Gebirgskamm, annähernd elfhundert Meter über dem Meere, wird in einem gegen neunhundert Meter langen Tunnel unterfahren.

Predeal, schon auf rumänischem Boden gelegen, hat sich in den letzten Jahren zu einer vielbesuchten Sommerfrische für Bukarester Familien entwickelt. In der herrlichen Alpennatur, mit den prächtigsten Ausblicken auf den schneebedeckten Bucsecs und das Schulergebirge, umgeben von ausgedehnten, düsteren Urwäldern, sind eine ganze Anzahl hübscher Villen entstanden, und zwischen die ungeschlachten Kalibaschen, die wilden Bergwalachen mit ihren Bären- oder Schaffellen, die sich manchmal auf dem Grenzbahnhof einfinden, mischen sich schon vielfach elegante Rumänen in modernen großstädtischen Toiletten, denen die Ankunft des Budapest Zuges etwas Anregung bietet. Post- und Gepädmusterung wird von den walachischen Beamten sehr strenge gehandhabt.

Nach einstündigem Aufenthalte geht es nun in der großartigsten Gebirgslandschaft im Tale der schäumenden Prahova abwärts, immer im Anblick der ungeheuren, schneebedeckten Felsmasse des Bucsecs und anderer Karpathenriesen, die lebhaft an jene der bayerischen Alpenwelt erinnern. Nach halbstündiger Fahrt erweitert sich das Tal, und der Zug erreicht den zweifellos schönsten Ort der ganzen Balkanhalbinsel, eine Art Baden-Baden, auch achthundert Meter Höhe mitten zwischen malerischen, dichtbewaldeten Bergen gelegen, den Sommerkurort Sinaia. Ringsum erheben sich moderne Villen und palastartige Hotels, auf dem Bahnhof selbst erwarten schöne Equipagen mit feurigen Rossen und betrefften Lakaien, dazu ganze Reihen von Droschken die Ankömmlinge, auf dem Bahnsteig begrüßt von Kurgästen, wie man sie in solcher Eleganz vielleicht nur in Ostende oder Trouville sieht. Wohlgepflegte Wege führen durch schöne Gärten und Parkanlagen durch den ganzen, weit ausgebreiteten Ort, vom stattlichen Kurhaus ertönen lustige Weisen einer böhmischen Kapelle, und wohin man sich wenden mag, in Café- und Bierhäusern, in Kaufläden und Hotels, hört man überall heimatliche deutsche Laute. Sinaia ist ja ursprünglich eine Gründung deutscher Handwerker aus Siebenbürgen; der Hohenzollernkönig von Rumänien ließ sich, angezogen von den großartigen Naturschönheiten des Ortes, weiter aufwärts, jenseits des alten Klosters Sinaia, das reizende Schloß Pelesch bauen, und die von französischem Wesen ange-

fränkelt vornehme Welt von Bukarest folgte der Königsfamilie, um sich am Glanz des Hofes zu sonnen und gleichzeitig dem heißen, ungesundem Fiebertlima der walachischen Tiefebene während des Sommers zu entgehen.

Sinaia ist nur gegen drei Eisenbahnstunden von Bukarest entfernt. Jenseits Campina mit seinen ausgedehnten Petroleumwerken und Raffinerien beginnt die ungeheuere walachische Tiefebene. Hier gedeiht der schwere, goldgelbe Weizen und Mais dieser fruchtbarsten Kornkammer Europas; hier reifen in riesigen Mengen Trauben und Melonen, deren schönste für wenige Pfennige erstanden werden können; hier herrscht auch der unglaublichste Schmutz in den elenden Ortschaften, denn der walachische Bauer, in einem Paradies von Fruchtbarkeit lebend, hat das Arbeiten nicht gelernt, und wenn er auch an seinem Hause, seinem Heimatdorfe arbeiten wollte, es würde ihm dazu das Wichtigste fehlen: das Baumaterial. In der ganzen weiten Ebene gibt es keinen Stein, alles ist tiefer, reicher Humus, und es genügt, den Boden mit ganz ursprünglichen Gerätschaften zu wenden, um die größten Ernten zu erzielen. Straßen und Wegen fehlt jede Pflasterung, bei Regenwetter sinken Fuhrwerke bis an die Achsen in die aufgeweichte Erde, die tiefausgefahrenen Geleise werden zu Bächen und Pfützen, und um sie auszufüllen, hat der Bauer nichts anderes als Viehdünger! Sein Hauptbestreben jahraus, jahrein ist es, recht viel Weizen und Mais hervorzubringen, Mais vornehmlich für seine eigenen Bedürfnisse, denn die Polenta, von den Walachen Mamaliga genannt, ist sein tägliches und wichtigstes Nahrungsmittel, Weizen aber für die Ausfuhr, deren Wert jährlich eine halbe Milliarde erreicht. Rumänien lebt von dem Getreide, das das Ausland verzehrt.

* * *

Östlich von Predeal führt aus dem reichen Tale des Alt noch ein Paß nach Rumänien herunter, der Bodzapaß, der indessen nur auf der österreichischen Strecke fahrbar ist. Sobald er die rumänische Grenze erreicht, hört die Fahrbarkeit auf. Erst wo er, dem wilden Lauf des Buzeufusses folgend, in die Ebene gelangt, erhält er als Fortsetzung eine Bahn, die an die Donau bei Czernavoda und über die berühmte Brücke, eine der großartigsten Europas, nach Constanza am Schwarzen Meere führt.

Weiter nördlich von der Moldau gibt es drei Postübergänge nach Siebenbürgen, der *Ditog*, der *Ghime*- und als nördlichster der *Folyczpaf*, der dem Tale der *Bistritza* entlang führt. Für den Großverkehr hat nur der *Ghimepaf* Bedeutung, denn über ihn führt die einzige Eisenbahnverbindung der Moldau nach Siebenbürgen.

B u k a r e s t

Das ganze Bukarest, wie es sich heute zeigt, beweist, daß seine Einwohner ungeachtet des deutschen Königshauses und der Nachbarschaft Österreichs und Deutschlands eben doch nur — Walachen sind, die mit Vorliebe in Frankreich oder vielmehr in Paris zur Schule gehen. Dem deutschen Einfluß können sie, eben dieser Nachbarschaft wegen, natürlich nicht entgehen, doch ihr Herz hängt an Paris. Wo immer möglich, folgen sie Pariser Sitten, Pariser Moden, Pariser Leichtlebigkeit, und nichts schmeichelt den durch Weizen, Mais und Petroleum reich gewordenen Nachkommen der walachischen Bauern mehr, als wenn man sie in französischer Sprache anspricht und ihnen sagt, Bukarest sei das Paris des europäischen Orients.

Das ist Bukarest in vielen Außerlichkeiten in der Tat. Aber der Orient kommt in der Hauptstadt der Walachei sofort zum Vorschein, wenn immer man von den großen Verkehrsadern und einigen kleinen Wohnvierteln in die Seitenstraßen einbiegt. Als Gesamtbild von außen, etwa von einem Hügel der nahen Umgebung, präsentiert sich Bukarest wirklich prächtig, eine weitausgedehnte Riesenstadt mit nach Hunderten zählenden Kirchen und kurios geschnörkelten Türmen, mit Kuppeln und Dömen und einem Meer von dichtgedrängten Häusern, deren Dächer im grellen Sonnenschein wie Silber funkeln, obwohl es in Wirklichkeit nur Weißblech ist, mit dem sie gedeckt sind. Die ganze Kultur der Walachen ist gewissermaßen mit Weißblech eingedeckt, sehr glänzend, aber sehr dünn. Sie hören den Namen Walachen nicht gerne, der sie zu sehr an ihr Bauerntum von gestern erinnert, und kokettieren am liebsten als Rumänen mit ihrer römischen Abstammung, die indessen nur in beschränktem Maße zutrifft. Die elfshundert Millionen Franken, die ihnen die gütige Mutter Natur aus ihrem Füllhorn in Gestalt von Getreide, Mais, Feldfrüchten aller Art und Petroleum Jahr für Jahr in den Schoß wirft, ohne daß sie sich beson-

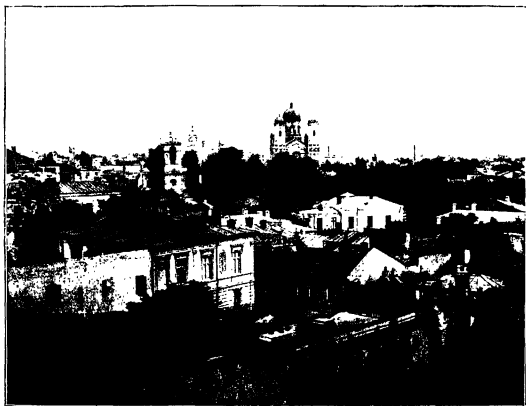
ders zu bemühen brauchen, fließen hauptsächlich in der Hauptstadt, in Bukarest zusammen. Mit diesem vom Auslande stammenden Geld wurden all die prächtigen Bauten, die modernen städtischen Einrichtungen, soweit sie sich in den Hauptstraßen zeigen, bezahlt. Doch ihre Schöpfer waren in weitaus überragender Weise Fremde, darunter viele Deutsche, Österreicher und, wenn es irgendwie ging, Franzosen. Tieffitzende Kultur war ja bei diesen viele Generationen lang bedrückten Bauern nicht zu erwarten, und wie die meisten mit einem Male zur Unabhängigkeit gelangten Völker fingen sie zunächst mit gleißenden Außerlichkeiten, mit der „Weißblechkultur“ an.

Dies zeigt sich vornehmlich in ihrer Hauptstadt. Da gibt es im Stadtmittelpunkte eine Reihe von Straßen, Plätzen, Parks und Monumentalbauten, dazu lebhafter, eleganter großstädtischer Verkehr, der in der Tat für den Augenblick an manche Großstadt des westlichen Europa erinnert. Die Hauptstraßen sind gepflastert, recht sauber gehalten, mit Gas oder Elektrizität erleuchtet, kanalisiert und mit Wasserleitung versehen. An die Stelle der noch vor zwei, drei Jahrzehnten vorhandenen armseligen Baracken sind neue, mehrstöckige Miethäuser getreten, die Regierung verwendete Hunderte von Millionen für stattliche Verwaltungs-, Universitäts- und Schulbauten, Hospitäler, Post, Nationalbank und Theater, in welchem neben rumänischem Schauspiel natürlich nur italienische Oper und französische Komödie gepflegt wird. Das alles drängt sich auf einem etwa zwei Viertelfilometer großen Stadtteil zu beiden Seiten des Dumbowitabaches zusammen. Bukarest bedeckt aber an fünfunddreißig Viertelfilometer, und man muß auch die restlichen dreiunddreißig davon durchwandern, um ein richtiges Bild der walachischen Hauptstadt zu gewinnen. Kommt man dort hinein, dann zeigen sich enge, winkelige, ungepflasterte Straßen, besetzt mit ärmlichen Lehmhütten und Ruinen oder weiten Schutthaufen, der wahre Orient. An den Straßenecken liegen Kadaver von Hunden und Katzen umher, Beleuchtung ist nicht oder nur höchst armselig vorhanden, und die häufigen Wasserträger mit ihren an Schulterstangen hängenden Kübeln besagen, daß die Wasserleitung nur auf die vornehmen Stadtviertel beschränkt ist. Bei der im Sommer herrschenden furchtbaren Hitze und Trockenheit gibt es überall ersiekenden Staub, der durch plötzlich auftretende Gewitterregen zeitweilig in tiefen Schlamm verwandelt wird. Während des kurzen Winters dagegen erreicht die Kälte oft zwanzig bis dreißig

Grad unter Null, und herrscht dann Nordoststurm, der aus den russischen Steppen unbehindert durch die östliche Walachei sauft, dann ist es in Bukarest ganz unerträglich. Desto schöner ist der Herbst, und wer die walachische Hauptstadt etwa im September besucht und sich dabei auf die mittleren Stadtteile beschränkt, kann von Bukarest wirklich geblendet werden. Der Mittelpunkt des elegantesten Verkehrs ist wohl an der Kreuzung der Hauptstraße, der Calea Victoriei, mit dem Boulevard, den im Jahre 1890 der Hausmann von Bukarest, Herr Protopopescu, durch das verwahrloste Winkelwerk der inneren Stadt gelegt hat. Dort herum, auf Kilometer auf und ab, erheben sich palastartige Bauten mit Pariser Kaufläden und reichen Schätzen hinter den hohen Spiegelscheiben, Juweliers lassen dort im Lichte der elektrischen Lampen ihre Edelsteine blitzen, französische Modewaren wechseln mit Wiener „Galanterie“-Sachen ab und davor flutet im wahren Sinne des Wortes weltstädtischer Verkehr. Dort liegen auch die teuersten Hotels und Restaurants, Theater, Gesandtschaften, sowie der Königspalast, die Winterresidenz des königlichen Hofes. Die schmalen Bürgersteige vor den Café- und Bierhäusern werden nach Pariser Art von Tisch- und Stuhlreihen eingenommen, wo die gut gekleideten Bukarester Elegants sich treffen; große Vergnügungslokale mit Biergärten, Theatern und Konzertsälen nehmen Menschenmassen auf, die den Darbietungen der Damen vom „Wiener Brett!“ oder von Pariser Varietés lauschen; zwischen den Dandies der reichen Familien nehmen bescheidene Bürger mit Frau und Kind Platz, oder machen sich bäuerliche Geldprozen vom Lande breit, die eben ihre reichen Ernten an den Mann gebracht haben und sich nun mit eleganten Dämchen in Spitzenkleidern und Federhüten ein bißchen unterhalten wollen; hier und dort zeigen sich in dem Gewühl von glänzenden Zylindern und monumentalen weiblichen Coiffüren und gelben Strohhüten brennrote Türkenfess, wie Mohnblumen in einem Getreidefeld. Draußen drängen sich vor den Tischen wohl auch zerlumpfte Bettlerfamilien oder barfüßige Arbeiter oder Bauern in ihren langen, weißen Hemden, oder gar dunkelhäutige Zigeuner. Doch der regste Verkehr herrscht in den Straßen selbst, ein Wagenkorso, wie ihn vielleicht nur die Pariser Boulevards aufzuweisen haben. Der Rumäne liebt es nicht, zu Fuß zu gehen, solange er ein paar Franken in der Tasche hat, und so gibt es denn unzählige Fiaker, die übrigens nicht wie in anderen Großstädten bestimmte Standorte haben, sondern am liebsten mit ihren



Sinaia mit Schloß Peleş



Ansicht von Bukarest



Rumänischer Bauernhof



Rumänisches Petroleumfeld

flinken, feurigen Rossen umherfahren, um Fahrgäste einzufangen. Lange dauert es nicht, dann ist das Fuhrwerk besetzt, und nun geht es in raschem Trabe durch das Gewühl überall dorthin, wohin der Fahrgast es will, indem er dabei den Birdschar (Kutscher) mit Stock oder Schirm am linken oder rechten Arm tupft. Soll der Wagen halten, dann bekommt der Birdschar einen solchen Tupper auf den Rücken. Zwischen dieser Unmenge von Droschken gewahrt man häufig auch tadellose Equipagen, bespannt mit prächtigen Eisenschimmeln oder Nappen, deren Schwänze bis auf den Boden reichen, stolze, schnaubende, kräftige Tiere; Kutscher und Lakaien tragen reiche Livreen und die Wageninsassen, darunter viele Damen von blendender Schönheit, prunken in den modernsten Pariser Toiletten. Dieser ganze Verkehr rollt mit Windeseile zwischen den dichtbesetzten Bürgersteigen einher, und der Tourist, der die Stadt mit ihren Prachtbauten und Denkmälern kennen lernen will, bekommt sie, will er nicht bei jedem einzelnen anhalten und damit die folgenden Wagen in Unordnung bringen, nur ganz flüchtig zu sehen. Langsam fährt in Bukarest nur die Feuerwehr.

Die Kutscher sind ein eigenartiges Völkchen, deren schwammigen, bartlosen Gesichtern man es gleich ansieht, daß sie der Sekte der Lipovaner, einer Abart der russischen Skopzen, angehören und auf eigene Nachkommenschaft keinen Wert legen. Wie ihre russischen Standesgenossen, die Zinwoßschiks, tragen sie eine Mütze in Weiß oder Schwarz und einen Sammetkafan von blauer, brauner oder schwarzer Farbe mit einem möglichst grellfarbigen Seidengürtel. In der Stadt kennen sie sich nur schlecht aus und fahren am liebsten im schärfsten Trabe immer geradeaus die Calea Victoriei (Siegesstraße) aufwärts zur „Chaussee“, die der russische General Risseliew, als er in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts Gouverneur der Walachei war, als Nachahmung der Pariser Champs Elysées angelegt hat. Ganz wie dort ziehen sich auch hier lange Baumalleen dahin, mit Reihen von elektrischen Lichtern in weißen Lampenkugeln. Dahinter gibt es in den Gartenanlagen Caf  restaurants und einige Villen.

Die Stadt besitzt indessen auch wirkliche Parke und schöne öffentliche Gärten mit Baumgruppen, Teichen und sonstigem Schmuck, wie der Cismigiu, nahe dem Königspalast, oder der Park des Cotroceni-palastes, der dem Kronprinzen als Residenz dient, oder der botanische Garten. Doch in dieser Stadt der Gegensätze breiten sich nahebei

weite, staubige Marktplätze aus, wo die walachischen Bauern in schweren, plumpen Büffelnwagen ganze Berge von Kürbissen, Wassermelonen, Paprikaschoten und Mais von ihren Ländereien herbeibringen, mit Speck und Milch die verbreitetsten Nahrungsmittel. Allen voran geht als tägliches Brot die Mamaliga, die orangefarbene Polenta der Walachen.

Von den Marktplätzen und Markthallen werden die Lebensmittel und dazu noch alle möglichen anderen Dinge in das Gewirr der staubigen, ungepflasterten Straßen der Vorstädte getragen. Zwischen den ebenerdigen oder höchstens einstöckigen Häusern mit ihren drei oder vier Fenstern Front und großen Toren, denen mitunter noch Säulen oder Gitter vorgesetzt sind, wandern vom frühen Morgen an die Händler einher, unter gellendem Geschrei ihre Waren feilbietend. Winter und Sommer sind sie mit Schappelz und Lammfellmütze bekleidet, an besonders heißen Tagen vielleicht nur in Hemd und Hosen, wobei das Hemd lose über die Hosen herabhängt. Der Prekupez, der Händler mit Lebensmitteln, trägt, an Achselfstangen hängend, große, flache Körbe mit unglaublichen Massen von allerhand Gemüse und Früchten; der Bragagiu trägt in ähnlichen Körben allerhand Lederen und im Sommer dazu in einem kühlhaltenden Holzkrug die Braga, ein aus Hirse gebrautes, sehr volkstümliches Getränk; der Simigiu bietet Backwaren feil, mit Sesam bestreute Brezeln, und eine Art Fleisch- und Käsepasteten, die ganz wohlschmeckenden „Placinta“; dazu gibt es Juden mit allerhand Krimskrams, Zigeuner mit ihren Werkzeugen, um Mauern, Fenster oder Dächer auszubessern, und endlich unzählige Zeitungsverkäufer, die sich mit den Anpreisungen ihrer Blätter die Luftröhre aus dem Halse schreien. Auch die Weiblichkeit ist unter den Straßenverkäufern vertreten, denn die Blumen werden zumeist von Zigeunermädchen feilgeboten. —

Wohin man in Bukarest seine Schritte lenken mag, Stadt und Dorf zeigen sich überall dicht nebeneinander, denn die Walachen konnten in den wenigen Jahrzehnten, seit die Mächte ihnen eine eigene nationale Existenz gesichert haben, begreiflicherweise selbst in der Hauptstadt ihre bäuerliche Vergangenheit nicht vollständig begraben. Wo sie an die Stelle der früheren Bauernhäuser moderne Bauten setzten, geschah es mit fremdem Geschmack und fremdem Geschick. Freilich macht sich auch in den Hauptstraßen hier und dort der österreichische Mietzinsstil mit seinen Eckkuppeln und unechten Säulen

breit. Doch viele der besseren Häuser stehen, wie im Pariser Faubourg St. Germain, in der Mitte zwischen einem durch Eisengitter gegen die Straße abgeschlossenen Vorhof und dem Garten. So sind auch der Königspalast und jener der österreichischen Gesandtschaft gebaut. Manche erheben sich in Nachahmung des Pariser Trianon- oder Berliner Sanssouci-Stils nur ein Stockwerk hoch, mit Säulensfassaden und Mansardendächern, daneben stehen vielleicht proßige Warenmagazine, aber auch wahre Paläste, wie der imposante neue Justizpalast oder die Nationalbank.

Den schönsten Ausblick auf die mittleren Stadtteile genießt man wohl von dem Hügel, auf dem sich die Metropole, die aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts stammende Hauptkirche von Bukarest, ein seltsamer Komplex von verschiedenen Bauten, erhebt. Dort wird auch die in einem silbernen Sarge ruhende Leiche des Stadtheiligen Dumitru bewahrt, und gibt es lange Zeit keinen Regen, so wird sie unter großem Gepränge unter Teilnahme der Geistlichkeit in Prozession durch die Stadt getragen. — Gerade zu Füßen der Metropole, zu beiden Seiten des von gemauerten Kais eingefassten Dumbowita-baches, liegt der älteste Teil von Bukarest. Von dem Fürstenhof, den hier Ende des vierzehnten Jahrhunderts der Voivode Mircea der Alte erbaute, ist freilich nichts mehr vorhanden. Auch die Kirche von damals, die Curtea Vecche, nicht weit vom Postamt, ist nicht mehr die gleiche, denn sie fiel dem Brande von 1847 zum Opfer und wurde seither neu aufgebaut. Jahrhundertlang blieb Bukarest ein armeliges Walachendorf; erst im Jahre 1665 wurde die Regierung der Walachei hierher verlegt, und so ward es schließlich auch zur Residenzstadt der walachischen Fürsten.

Das eigenartige, von ungefähr fünfunddreißigtausend Seelen bewohnte Judenviertel stammt in seinen Anfängen ebenfalls aus jener Zeit. Nahe der Dumbowita liegen mehrere Synagogen, darunter eine solche der spanischen Juden, dann zwei Hospitäler und ein deutsch-jüdisches Theater. Des Abends herrscht hier viel Leben. Neben den Griechen haben die Juden einen großen Teil des walachischen Handels in ihren Händen und bilden wohl die größte nichtwalachische Kolonie der Stadt. Ihnen an Zahl zunächst kommen die Österreicher und Ungarn mit über dreißigtausend Seelen. An Bedeutung werden auch diese von den Deutschen übertroffen, die, gegen dreitausend Seelen stark, zumeist als Industrielle, Kaufleute, Techniker und im Unterrichtswesen

tätig sind. Zwei deutsche Blätter, das „Bukarester Tagblatt“ und der „Rumänische Lloyd“, vertreten ihre Interessen, und daß unter ihnen auch die altdeutsche Geselligkeit zu Hause ist, zeigen das schöne neue Vereinshaus mit vielbesuchten Gesellschaftsabenden, dann verschiedene Gesang- und Turnvereine. Besonders stolz können sie auf ihre Schulen sein, Volks-, Real- und Höhere Töchterschulen, sowie ein Knaben- und Mädchenpensionat, die auch von den Kindern der sonst in Rumänien ansässigen Reichsdeutschen viel besucht werden. Gibt es ihrer doch im Lande über fünfzigtausend, mit sehr bedeutenden Interessen, die jetzt durch das treulose Vorgehen der rumänischen Regierung gegen das verbündete Deutschland auf das schlimmste bedroht sind.

Zwischen Dobrudscha und Pruth

Braila und Galatz sind Zwillingstädte, nur zwanzig Kilometer voneinander entfernt, mit gleichen Interessen, gleichem Handel und annähernd von gleicher Größe. Man kann beifügen von gleicher Wichtigkeit für Rumänien wie für Mitteleuropa, denn beide Städte sind die großen Ausfuhrhäfen für die Naturprodukte, die Rumänien in so überreichem Maße jeden Sommer hervorbringt. Im Herbst gelangen sie in Braila und Galatz zur Verschiffung auf die großen Ozeandampfer, die von allen Meeren die Donaumündungen hundertfünfzig Kilometer aufwärts bis hierher kommen. Im Winter ist es damit zu Ende, denn der Strom gefriert und der Frachtenverkehr wendet sich dann von dort, natürlich in viel kleinerem Umfang, dem Seehafen Constanza zu.

Braila hat vor Galatz den Vorteil, daß der billige Donauweg vom Meere aus dorthin um zwanzig Kilometer länger ist und dadurch die Entfernung mittels Eisenbahn von Bukarest um ebensoviel verkürzt. Das hat Braila zum Haupthafen der Walachei gemacht. Galatz dagegen hat wieder den Vorteil, daß ihm der Haupthandel der Moldau, die Ummengen von Getreide, Vieh und Holz aus den karpathischen Wäldern, zufließt.

Als Städte zeigen Braila und Galatz große Gegensätze. Das erstere ist völlig neu, eine Schöpfung aus der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, mit schönen, breiten, geraden Straßen, von elektrischen Bahnen durchzogen, gar nicht so, wie man es in wala-

chischen Provinzstädten zu sehen gewohnt ist. Ohne Staubmantel oder Raufschuhtiefel, je nach dem Wetter, geht es in Galatz nicht ab. In Braila dagegen geht man wie in einem Stückchen Europa spazieren, kann schöne Parks besuchen mit Denkmälern, stattliche Boulevards, wie die nach dem Fürsten Cuza und König Carol benannten, entlang wandern, nur muß man sich auf die Stadt selbst und den reichbelebten Donauhafen beschränken, denn Umgebung gibt es keine. Geht man dann weiter hinaus nach dem kleinen Kurort Lacul Sarat mit seinem Schlammsee, so ist es mit der Herrlichkeit von Braila zu Ende.

Natürlich dreht sich in Braila alles um Getreide und die Schiffe, die es ausführen, und es gewährt viel Anregung, die großen Getreidespeicher und Dockanlagen für die Verladung der Landesprodukte zu besuchen. Neben den Juden, die im Handelsleben der andern walachischen Städte tonangebend sind, treten hier Griechen und Bulgaren in den Vordergrund. Auch die Deutschen haben eine mehrere hundert Seelen zählende angesehen Kolonie. Überall liest man, Braila sei eine starke Festung, ein Hauptplatz jener umfangreichen Befestigungswerke, die Rumänien von der Donau quer über sein Landgebiet bis nach Focjani am Fuß der Karpathen angelegt hat. Gegen wen, ist wohl jedermann klar, und es ist ein eigenartiges Verhängnis, daß die Russen, statt diese Festungslinie mit Gewalt zu nehmen, im Weltkriege als Verbündete der rumänischen Nachbarn friedfertig darüber-spazieren! Übrigens hat Braila längst aufgehört, Festung zu sein, die Werke wurden geschleift, und an seine Stelle ist als Kopfpunkt des modernen *Trajanwalls*, im Gegensatz zu dem hier unter Kaiser Trajan errichteten, die Nachbarstadt Galatz getreten. Das Gedächtnis Trajans wird übrigens auch in Braila hochgeehrt. Im Stadtmittelpunkt, auf der Plata Archangel (Erzengelplatz) haben die Brailaner Kaiser Trajan im Jahre 1906 ein schönes Denkmal errichtet. Ein Wunder, daß die Bewohner von Bukarest, die sich in ihrem Dünkel die Nachkommen Trajans nennen, sich von den Brailanern haben in Schatten stellen lassen. Jetzt bleibt ihnen nichts übrig, als in ihrer Stadt eine Nachbildung der berühmten Trajanssäule in Rom aufzustellen. Auf dieser sind ja verschiedene Szenen des Römerzuges nach der Walachei und Volkstypen ihrer, wie sie meinen, eigenen Stammväter zu sehen.

Eine Bahnfahrt von vierzig Minuten bringt den Reisenden nach *Galatz*, das sich amphitheatralisch über dem linken Donauufer erhebt. Im Gegensatz zu *Braila* ist der erste Eindruck, den man von dieser großen Handels- und Hafenstadt, gleichzeitig Kriegshafen der rumänischen Flotte, erhält, sehr enttäuschend. Der hohe, gemauerte Hafenkai mit Börse und Zollamt, an den sich östlich das Arsenal und die Docks anschließen, entspricht wohl den Anforderungen eines modernen Hafens, dahinter aber verbirgt sich ein Winkelwerk enger, schmutziger, ungepflasterter Gassen mit vielen kleinen Basaren, orientalischen Kirchen und Synagogen, denn *Galatz* ist, wenigstens in den Uferquartieren, die echte Judenstadt geblieben, die es immer war. Neben ihnen haben sich Griechen eingerichtet, und diese beiden vortrefflichen Geschäftsvölkchen verstanden es auch hier, den wichtigsten Teil des Handels an sich zu reißen. Der Großhandel und das Exportgeschäft, Agenturen, Einfuhr, liegen besonders in den Händen der Deutschen, deren es unter den achtzigtausend Einwohnern annähernd tausend gibt mit einem stattlichen Klub, deutscher Schule und Kirche. Das breite Bett der Donau, bedeckt mit großen Seedampfern und Segelschiffen, die sich mit ihrem Wald bewimpelter Masten an den Docks drängen, macht hier den Eindruck eines Meereshafens, obschon das Meer selbst, wie gesagt, erst nach mehrstündiger Fahrt durch den Strom und die Sulinamündung erreicht wird.

Ganz anders als die schmutzige, geschäftige Altstadt, die sich am Strom zusammendrängt, zeigt sich dem Besucher auf dem Plateau oberhalb die sogenannte Neustadt. Mit ihren breiteren, geraden und — welch Wunder! — gut gepflasterten Straßen erinnert sie schon eher an *Braila*, und der Verkehr in der Domneascastraße ist beinahe großstädtisch zu nennen. Dort liegt der große Stadtpark mit hübscher Aussicht auf den Riesenstrom mit seinem belebten Hafen, die verschiedenen Seen und die beiden Zwilling Flüsse der Moldau, *Sereth* und *Pruth*, zwischen deren Mündungen in die Donau *Galatz* liegt. Man sieht vor lauter Wasser kaum das Land. An der Domneascastraße liegen so ziemlich alle wichtigsten Bauten der Stadt: dem Stadtpark gegenüber der Bischofspalast, weiter gegen den *Sereth* zu die *Episcopia*, d. h. Bischofskirche oder Kathedrale, dann die Präfektur, endlich im eigentlichen Verkehrsmittelpunkt eine zweite öffentliche Gartenanlage, der Munizipalpark. Hier herrscht bis in die Nacht hinein reges Leben; liegen doch um diesen Park herum fast alle größeren Hotels,

darunter das elegante Hotel Bristol, das Hauptpostamt und die Theater. Besonders die Varietés sind immer stark besucht, denn es ist ein leichtlebiger, vergnügungssüchtiges Völkchen, das hier im äußersten Südosten Europas wohnt. Das Geld wird leicht verdient und ebenso leicht wieder ausgegeben, und besonders für Artistinnen und ähnliche Gesellschaft ist Galatz ein wahres Paradies. Die Konsulate, die Behörden, die vielen Offiziere des dritten Armeekommandos und der rumänischen Flotte, dann die Mitglieder der europäischen Donaukommission sowie die große Zahl reicher Kaufleute geben viel gesellschaftlichen Verkehr, und es läßt sich in dieser großen Getreidemetropole merkwürdig gut leben. Dabei liegt gerade gegenüber Galatz, nur durch den fischreichen Bratessee und die Pruthmündung von der Landesgrenze getrennt, Rußland. Das ist ein bißchen gefährlich, und daher haben die Rumänen, des bösen Streiches eingedenk, den ihnen die Russen nach dem Türkentriege durch die Wegnahme Bessarabiens gespielt haben, Galatz stark befestigt und mit einem Kranz von Forts umgeben.

Die Juden sind in dieser geschäftsreichen Stadt nach vielen Tausenden vertreten, zumeist die Nachkommen jener, die in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts aus Deutschland vertrieben wurden und bei der Absperrung, die sie seither erfuhren, als Verkehrssprache untereinander die deutsche beibehalten haben. Freilich in einer abscheulichen Verballhornung und vermengt mit einer ganzen Menge fremdsprachiger Wörter. In diesem Jiddisch-Deutsch werden auch ihre Theaterstücke aufgeführt.

Mit der Dobrudscha jenseits der Donau haben weder Braila noch Galatz irgendwelchen nennenswerten Verkehr. Unterhalb Czernavoda führt keine Brücke mehr über den Strom, der dort in mehrere, wüstes Sumpfland und Seen umschließende Arme geteilt ist. Erst jenseits der Pruthmündung vereinigen sie sich wieder für eine Strecke von ungefähr fünfzig Kilometern. Dann kommt zwischen dem russischen Ismail und dem rumänischen Tuldscha (Tulcea) die letzte Stromteilung in ihre drei großen Mündungsarme. Nur der nördliche, die Kilia, grenzt an russisches Gebiet, die beiden südlichen Arme mit den dazwischenliegenden Inseln gehören zu Rumänien, d. h. zur Dobrudscha. Der Name dieser Provinz stammt von dem Despoten Dobrotitsch, dem es Ende des zwölften Jahrhunderts gelungen war,

in Widdin ein vom bulgarischen Zaren in Tirnowa unabhängiges Königreich zu gründen. Zu diesem gehörte auch das Land zwischen Donau und Meer, die heutige Dobrudscha.

Wie das jetzt von den deutsch-bulgarischen Truppen besetzte Constanza die Hauptstadt der südlichen Dobrudscha ist, so ist Tuldscha die Hauptstadt des nördlichen, und gelänge es den verbündeten Truppen, bis Tuldscha vorzudringen, dann wäre ganz Rumänien mitsamt den dort stehenden russischen Truppen und seiner eigenen Flotte aufs Trockene gesetzt, Rumänien wäre ein von allen Seiten vom Meere abgeschnittener Binnenstaat wie Serbien, und mit den großen Zufuhren zu Wasser wäre es vorüber. Die Entfernung Tuldschas von Constanza beträgt etwa hundertzwanzig Kilometer, also ungefähr soviel wie von Sillistria nach Constanza; schon längst haben die Rumänen eine Zweiglinie der Czernavoda-Constanza-Bahn nach Tuldscha in der Arbeit, die halben Wegs von dieser Strecke, bei Medschidja, abzweigen und mitten durch die Dobrudscha führen wird. Wahrscheinlich ist sie schon stellenweise hergestellt.

Tuldscha liegt auf dem Nordabhang des felsigen Dobrudscha-plateaus, zu beiden Seiten von ausgedehnten Sümpfen eingeschlossen, unmittelbar an der Donau, und wer diese übrigens stark befestigte Stadt besitzt, ist Herr des ganzen Stromverkehrs. Kein Schiff könnte bis Galatz hinauf oder von dort zum Meere, wenn es die Besatzung nicht zugibt. Die Donau ist hier der Bosphorus von Rumänien.

* * *

Galatz ist, wie bemerkt, auch der Haupthafen für die Moldau, den am dichtesten bevölkerten, vielleicht auch reicheren Teil des rumänischen Königreiches, obschon sie beinahe ein Jahrhundert später besiedelt und staatlich entwickelt wurde als die Walachei. Erst anfangs des siebzehnten Jahrhunderts kam sie zeitweilig in der Person des Fürsten Michael des Tapferen unter denselben Herrn. Doch bald schmolz seine Macht unter dem Vordringen der Türken, mit ihnen kamen zahlreiche griechische Ansiedler aus Konstantinopel, die sogenannten Phanarioten, in das fruchtbare Gebiet zwischen Sereth und Pruth und von nun an wurde die Moldau immer mehr türkische Provinz. Griechische Geschlechter bekamen sie von den Türken gegen jährliche Zahlung von ungefähr einer Million in Steuerpacht, und da diese Pacht den so geschaffenen Hospodaren durchschnittlich nur sechs

Jahre belassen wurde, so trachteten sie während dieser Zeit aus dem Lande so viel wie möglich herauszupressen. Als die Russen von den Türken im Jahre 1777 die Schutzherrschaft über die beiden Fürstentümer erzwangen, kamen die Moldauer erst recht aus dem Regen in die Traufe. Die Verhältnisse wurden endlich so schlimm, daß auf dem Pariser Kongreß von 1856 die russische Herrschaft aufgehoben und fünf Jahre später Fürst Cuza als Herrscher über Moldau und Walachei anerkannt wurde. Seither heißen die vereinigten Donaufürstentümer Rumänien. Cuzas Herrlichkeit dauerte nicht lange, denn 1866 wurde er durch eine Verschwörung gestürzt und der Hohenzollernspröß, Prinz Karl, zum Fürsten gewählt.

Woher stammt der Name *Moldau*? Vergeblich erkundigte ich mich in Galatz bei Leuten, die es wissen sollten. Erst in Jassy, der Hauptstadt der Moldau, zeigte mir der Metropolit in seinem neben der schönen, viertürmigen Kathedrale gelegenen Palais gelegentlich meines Besuches die Karte der Moldau, und auf dieser ein aus der Bukowina kommendes Flüsschen, das bei der Stadt Rouan in den Sereth fällt. Das Flüsschen heißt Moldau, und davon, so sagte mir der Kirchenfürst, Erzbischof Giorgesco, gaben die Österreicher schon vor Jahrhunderten dem ganzen Lande bis zum Pruth den Namen Moldau.

Jassy ist seinem Aussehen nach nicht mehr eine europäische Stadt, sondern eine solche in Halbasien. Von außen zeigt sie sich viel malerischer als im Innern. An die östlichsten Vorberge der Karpathen angeschmiegt, in üppig grüner, reich bebauter Gegend, war sie lange Zeit die Residenz der moldauischen Woiwoden, und mit Interesse betrachtete ich das Standbild eines der bedeutendsten von ihnen, des Fürsten Stephan des Großen, der Ende des fünfzehnten Jahrhunderts regiert hat. Es erhebt sich vor dem einstigen Residenzschloß der Woiwoden, das, von Gartenanlagen umgeben, auf einem Hügel im Süden der Stadt steht. Von dort führt die Hauptstraße, Strada Stefan cel Mare, durch das Gewirr der engen, krummen Gassen zum Stadtmittelpunkt, wo fünf von ihnen auf einem kleinen Platz, der Plata Unirei, zusammenlaufen. Hier steht ein Standbild des letzten Fürsten, bevor Rumänien Königreich wurde, des Woiwoden Cuza, hier liegen auch die besten Hotels, von denen eines recht unverdienterweise den Namen des römischen Kaisers Trajan, des „Stammvaters der Rumänen“, führt.

Der interessanteste Bau von Jassy ist wohl die Kirche Trei-Erarhi (drei Kirchenväter), reich mit Arabesken und vergoldeten Skulpturen bedeckt. Zahlreicher als die Kirchen sind in Jassy die Synagogen, denn von seinen achtzigtausend Einwohnern sind mehr als die Hälfte Juden. Ihr Äußeres ist nicht immer sehr ansprechend, der speckige Raftan, die Haarlocken an den Schläfen und der geringelte Bart kennzeichnen sie schon aus der Ferne, und in dem regen Straßenleben der Stadt wie in den Basars bilden sie eine allzuhäufige Erscheinung. Besonders amüsant ist es, sie auf den Wochenmärkten zu beobachten, wo sich auch viele aus den umliegenden schmutzigen Nachbarstädten einzufinden pflegen. Ihr Aussehen ist noch weniger anziehend als das ihrer Glaubensgenossen in Jassy.

D u r c h B e s s a r a b i e n

Eine so günstige Gelegenheit für die Rumänen, das stammverwandte Nachbarland Bessarabien wiederzugewinnen, wird sich in absehbarer Zeit wohl kaum mehr darbieten. Sie wurde im jetzigen Weltkrieg dem geschwächten, militärisch erschöpften Rußland gegenüber verpaßt, und so wird Rumänien wohl endgültig auf die „Erlösung“ seiner Stammesgenossen zwischen Pruth und Dnjestr aus der moskowitzischen Herrschaft verzichten müssen. Hat Rußland das südliche Bessarabien im Frieden von 1878 den ihm verbündeten Waffen-genossen ohne weitere Umstände in ganz unverantwortlicher Weise entreißen können, so konnte Rumänien seinerseits, gestützt auf die mit ihm seit vielen Jahren vertraglich verbündeten Zweitaismächte, das gleiche um so leichter tun, als ja ethnologische, geschichtliche und politische Gründe das Unternehmen entschuldigten, ja geradezu herausforderten. Das junge Königreich hätte durch die Wiedergewinnung Bessarabiens um ein Drittel seines Umfangs und seiner Bevölkerung vergrößert werden und sich die für seinen Handel so unumgänglich nötige Freiheit der Donaumündungen sichern können.

Während des galizischen Krieges war viel von den ausgedehnten Sumpf- und Waldgebieten am oberen Dnjestr und Pruth die Rede. Solange diese Zwillingströme Habsburger Land durchfließen, setzt sich der Wald auf dem streckenweise mit Felsstrümmern bedeckten Granitplateau bis an die russische Grenze fort. Jenseits nimmt aber das Land einen ganz verschiedenen Charakter an. Der Wald ver-

schwindet vollständig und die Ströme durchfließen in unzähligen Krümmungen und Windungen flaches, baumloses Steppenland, das in seinem südlichen Teil zu dem berühmten, äußerst fruchtbaren Tschernozom, dem Land der Schwarzen Erde, gehört. Bevor ich von Czernowiz aus über die russische Grenze gelangte und die dortigen, in den Türkenkriegen sehr wichtigen Grenzfestungen Chotin und Kamenez Podolski besuchte, hatte ich gar nicht beachtet, daß Bessarabien gewissermaßen ein russisches Mesopotamien darstellt, umflossen von Dnjestr und Pruth, ja daß diese Flüsse im Verein mit dem Meer Bessarabien beinahe zu einer Insel machen, der größten des europäischen Kontinents. Nur an der österreichischen Grenze hängt Bessarabien durch einen nur mehrere Kilometer breiten Landstreifen mit dem Festland zusammen, und dieser Streifen wird im Norden, nahe dem Dnjestr, durch die Festung Kamenez, im Süden, am Pruth, durch die Festung Chotin bewacht. Es waren indessen nicht die Russen, die sie gebaut haben, sondern die Polen und Türken, denen das Zweistromeland während der Jahrhunderte dauernden Kämpfe abwechselnd gehörte. Chotin reicht sogar noch weiter zurück, denn im dreizehnten Jahrhundert war diese heute etwa zwanzigtausend Einwohner zählende Stadt die nördlichste und entfernteste Niederlassung der damaligen Herren des Mittelmeeres, der Genuesen, die auch die ersten Befestigungen dort anlegten.

Chotin ist im Baedeker von Rußland mit Recht gar nicht genannt, denn es bietet dem Reisenden nur das Bild einer typischen süd-russischen, im besonderen bessarabischen Stadt. Dieselben unansehnlichen, größtenteils ebenerdigen Häuser, derselbe fürchterliche Staub in den zumeist ungepflasterten Straßen, der sich bei Regen in knietiefen Kot und Schlamm verwandelt, elende, an Insekten besonders reiche Unterkunftshäuser, Hotels genannt, wo Badezimmer unbekannt sind und die Bettwäsche sowie Handtücher den unglücklichen Gästen besonders berechnet werden; die Bahnhöfe liegen zumeist außerhalb der eigentlichen Stadt, mit elenden Straßenwagenlinien nach den Hauptverkehrspunkten; in allen Städten gibt es dem bunten Gemisch der Einwohnererschaft entsprechend Gotteshäuser für Katholiken, Griechisch-unierte und Nichtunierte, für Armenier, hier und dort auch für Mohammedaner und deutsche Lutheraner, vor allem aber für Juden, die weitaus am zahlreichsten sind. In Chotin dürften sie wohl in der

Mehrzahl sein, und der ganze Handel, dazu der ausgedehnte und sehr einträgliche Grenzschmuggel ist in ihren Händen.

Die heutigen Befestigungswerke von Chotin stammen größtentheils von den Türken, die sie zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts von französischen Ingenieuren ausführen ließen, mit dem Hauptzweck, das nur zwei Wegstunden davon entfernte Kamenez der Polen in Schach zu halten. Seitdem beide Städte russisch sind, richten sie sich gegen die Bukowina, hauptsächlich gegen seine hart an der Grenze liegende Hauptstadt Czernowitz, dieses östlichste geistige Bollwerk des Deutschlands. Obwohl Kamenez die Hauptstadt des Gouvernements Podolien ist und die doppelte Einwohnerschaft von Chotin besitzt, ist es ebensowenig wie dieses an das russische Eisenbahnnetz angeschlossen, wohl der vielen Windungen des Dnjestr und seiner Nebenflüsse wegen, die sich tiefe Täler ausgewaschen haben und zu viele kostspielige Brückenbauten erfordern würden. Vorläufig fährt nur der Postwagen dorthin, und das ist bedauerlich, denn Kamenez ist eine der interessantesten alten Städte von Großpolen, in bezug auf seine Lage ein slawisches Luxemburg, in bezug auf seine, auf einem Felsen hoch über dem Fluß thronende Festung ein zweites Carcassonne. Die doppelten Ringmauern des Bollwerks steigen wie aus dem senkrechten Felsen ausgehauen darüber hinaus und umgeben die malerische alte Burg mit ihren runden, krenelierten Türmen. Zwei kühne Viadukte, von denen einer aus der Türkenzeit stammt, verbinden sie mit der zu ihren Füßen liegenden schmutzigen Stadt, über die noch heute ein türkisches Minarett aufragt. Es steht neben der katholischen Peter-Paulskirche, die, im vierzehnten Jahrhundert gebaut, während der Türkenherrschaft wohl als Moschee gedient haben dürfte.

* * *

An die Stelle der Türken sind seit ungefähr einem Jahrhundert die Russen als Herren Bessarabiens getreten, aber den Charakter des Landes haben sie nur wenig beeinflusst. Die Hauptmasse der Bevölkerung, wohl anderthalb Millionen, ist sogenannt römischen Ursprungs, gerade so wie jene Rumäniens, allerdings stark vermischt mit den vielen Völkerschaften, die im Laufe der seither verstrichenen anderthalb Jahrtausende Bessarabien als Durchgangsland von Rußland und Asien nach Europa benutzt haben. Ursprünglich war Bessarabien ebenso wie das heutige Rumänien und seine nördlichen Grenzstriche

von den Szythen und Daziern bewohnt; als Kaiser Trajan es eroberte, schuf er daraus die Provinz Dazien und ließ aus allen Theilen des weiten Römerreiches Kolonisten hierher schaffen; dazu kamen auch in Bessarabien später die Goten und Hunnen, ihnen folgten die Avaren, Bulgaren und Slawen, von denen sich viele in diesen so fruchtbaren Steppen niederließen. Im siebenten Jahrhundert wurde Bessarabien von den Bessen erobert, von denen das Land seinen Namen erhielt. Andere Wandervölker ließen ihre Spuren zurück, darunter im dreizehnten Jahrhundert die Mongolenhorden des Batu-Chan. Erst die Türken behielten Bessarabien seit dem dreizehnten Jahrhundert in dauerndem Besitz, häufig bestritten durch die Russen, die es endlich 1812 ganz der Türkei entrißen. Handel und europäische Kultur brachten nur die *G e n u e s e n*, die seit sechs Jahrhunderten große Handelsniederlassungen am Dnjeßtr besaßen. Man kann sich nun eine Vorstellung von dem heutigen Völkergemisch Bessarabiens bilden, das sich allmählich hier entwickelt hat! Die Hauptmasse ist zweifellos stamm- und sprachverwandt mit den Donaurumänen, aber gegen Südwest, zwischen Donau und Pruth, wohnen auch viele Bulgaren, an den Nord- und Südgrenzen Kleinrussen, an der Donau Polen, und im Herzen Bessarabiens, sowie um die Dnjeßtrmündung herum massenhaft *D e u t s c h e* in zahlreichen Kolonien, die sich ihr Deutschtum ziemlich rein bewahrt haben. Dazwischendurch traf ich in Städten wie auf den Steppen viele Zigeuner, dann Rinder- und Schafhirten, unzweifelhaft tatarischen Ursprungs, und vor allem und überall Juden. In *K i s c h i n e w*, der Hauptstadt Bessarabiens, gibt es unter den hundertdreißigtausend Einwohnern nicht weniger als sechzigtausend Juden, in *B e n d e r* unter vierzigtausend Einwohnern sogar mehr als die Hälfte; Straßenverkehr, Handel und Wandel liegt in ihren Händen, und überall, an allen Ecken und Enden hört man den häßlichen deutsch-hebräischen Jargon, das sogenannte Jiddisch.

Bessarabien ist also, wie man sieht, eher alles andere als russisch, und die Herren des Landes, die Großrussen, sind dort der Zahl nach verschwindend. Sie kommen fast nur in *Kischinew*, dem Sitz der Behörden, zum Vorschein. Von kaum einer zweiten Stadt des Riesens Reiches war ich so enttäuscht, denn sie ist nicht viel mehr als ein großes Dorf von Lehm- und Strohhöfen, das sich über mehrere Anhöhen ausbreitet. Nur in einzelnen Straßen, wie in der *Allegandrowskaja* und der *Nikolajewskaja*, gibt es Häuser aus Backstein, die

ein Stockwerk hoch aufragen, das größte Gebäude aber ist bezeichnenderweise das Gefängnis. Wie eine Bastille erhebt es sich mit seinen massigen vier Ecktürmen über die schmutzige, lebens- und verkehrsreiche Stadt, wo das ganze bunte Völkergewimmel Bessarabiens zum Ausdruck kommt, mit den Rumänen und Juden als vorherrschende Rassen. Daß es hier auch viele Deutsche gibt, zeigt die lutherische Kirche an der Alexanderstraße, der Hauptstraße der Stadt, in welcher der Gottesdienst in deutscher Sprache abgehalten wird. Von der Jahrhunderte langen Türkenherrschaft ist nichts übriggeblieben, als der Stadtgarten, der in neuerer Zeit mit einer Bronzebüste Puschkins geschmückt wurde.

Rings um die Stadt breitet sich die baumlose Steppe aus, mit großen Rinder- und Schafherden, kleinen rumänischen und bulgarischen Dörfern, hier und dort umgeben von Gemüsegärten und Getreidefeldern. Der Steppenboden, einst eine dichte Waldzone, ist von seltener Fruchtbarkeit, und stellenweise, wo sich die vielen Flußläufe tiefe Rinnen ausgewaschen haben, sieht man die schwarze Humuserde ein bis zwei Meter tief den steilen Ufern entlang. In diesen Tälern wuchert an den Flußufern auf lange Strecken hohes Schilf, in diesem stein- und baumlosen Lande das gebräuchlichste Baumaterial. Mit Lehm beworfene Schilfwände werden mit einer dicken Schilfschicht eingedeckt, und das gibt das durchschnittliche Wohnhaus des bessarabischen Bauern, der im Innern noch vielfach nach türkischer Art eingerichtet ist. Trockenes Schilf bildet auch das hauptsächlichste Brennmaterial im Winter, wo zuweilen geradezu sibirische Kälte herrscht und die Schneestürme mit furchtbarer Gewalt über die weiten Steppen hinwegfegen.

* * *

Kischinew ist einerseits mit Jassy, der Hauptstadt der Moldau, anderseits mit Bender durch eine vom Pruth zum Dniestr quer durch Bessarabien führende Eisenbahn verbunden. Eine dreistündige Fahrt brachte mich nach der uralten, durch den zweijährigen Aufenthalt Karls XII. von Schweden berühmt gewordenen Stadt, aber mit Ausnahme der spärlichen, mit Unkraut überwucherten Reste seines Wohnhauses in einem Dorf nahebei bietet Bender heute noch weniger als Kischinew. Auch hier nur ebenerdige Lehmhäuser und Hütten, die sich scheinbar endlos in die Steppe hineinziehen. Die von den Russen

dreimal erstürmte malerische Türkenfestung mit ihrer von dicken, runden Türmen umstandenen Burg erhebt sich abseits von der Stadt auf dem hohen Ufer des Dnjeſtr, deſſen breites Bett hier schon von Schiffen durchfurcht wird. Neben den hauptsächlichsten Landesprodukten, Getreide, Mais, Wolle, Rinder, wird von hier viel Holz verschifft, das aus der Waldregion des oberen Dnjeſtr herabgeflößt wird. Mehr noch als in allen anderen Städten liegt hier der Handel in den Händen deutsch-polnischer Juden.

* * *

Von Bender, oder vielmehr von dem am jenseitigen Dnjeſtrufer gelegenen Tiraspol, ist es nur mehr drei Eisenbahnstunden nach der großen, glänzenden Haupt- und Hafenstadt Südrußlands, nach Odessa. Die Bahn durchfährt das Gebiet zahlreicher deutscher Kolonien, die sich auch der Küste des Schwarzen Meers entlang bis an die Mündung des Dnjeſtr hinziehen. Hier, unweit der Ufer des Dnjeſtr, wo man auf Türken und Tataren zu stoßen erwartet, liegen im Bereich zweier Wegstunden blühende deutsche Ortschaften, wie Franzfeld, Frauental, Peterstal, Josephstal und Alexanderhilf. Doch die größte Zahl zusammenhängender deutscher Kolonien, mehrere hundert Geviertkilometer umfassend, liegt im Herzen von Bessarabien selbst, bei den Stationen Saim und Leipzig. Leider gibt es von diesen noch keine unmittelbare Eisenbahnverbindung mit Odessa, man muß den Umweg über Bender oder von Leipzig südwärts nach Reni an der nördlichsten Donaumündung unweit Galaz machen und dann im Schiff durch die Kilia und den Schwarze-Meer-Küsten entlang nach Odessa fahren. Eine Eisenbahn wird auch kaum gebaut werden, denn die genannten Küsten zeigen an allen Flußmündungen, vornehmlich am Dnjeſtr, sogenannte Limane, eine ähnliche Saffbildung wie an den deutschen Ostseeküsten.

Am linken Ufer des Dnjeſtr-Liman liegt eine der größten und ältesten Städte Bessarabiens, Akkerman, das einstige Tiras der Griechen, wo Achilles als Lokalgott verehrt wurde; nur sind an die Stelle der Griechen die Juden getreten, die den größten Teil der vierzigtausend Einwohner ausmachen. Ihren Namen Akkerman, d. h. die weiße Stadt, verdient sie heute keineswegs, denn wie in den anderen Städten Bessarabiens stehen in dem Winkelwerk enger, krummer Straßen nur graue Schilf- und Lehmhütten, um ein altes

Genueserfort planlos angelegt. Zur Zeit der Völkerwanderungen gründlich zerstört, wurde die Stadt während der Kreuzzüge von Venedig neu erbaut, aber die Kriege des Mittelalters, dann jene zwischen Russen und Türken ließen Altferman nicht vorwärts kommen.

Eine Nachtfahrt von elf Stunden auf einer recht elenden Eisenbahn brachte mich vom Dnestr an die Donau, von Bender nach Galaş oder vielmehr nach dem an der Pruthmündung gelegenen *Reni* an der rumänischen Grenze, unterhalb Galaş. Der Zug hielt am frühen Morgen in *Volgrad* oder *Bjelograd*, der an einem tief eingeschnittenen Liman gelegenen Hauptstadt der großen bulgarischen Kolonien im südlichen Bessarabien, die sich quer über das Donaudelta in die Dobrudscha erstrecken und ihrerseits wieder einen Zankapfel zwischen Rumänien und Bulgarien bilden. Das ganze Donaugebiet zwischen *Reni* und dem Schwarzen Meer ist ein Labyrinth von Seen, Flußläufen und Sümpfen, mitten durchströmt von der nördlichsten Donaumündung, der *Kilia*. Bevor ich nach Galaş weiterfuhr, statete ich noch der zweitgrößten Stadt Bessarabiens, dem einige Dampferstunden stromabwärts gelegenen *Ismaïl*, einen Besuch ab, um dort zu erfahren, daß *Ismaïl* als Stadt gar nicht mehr existierte! Im achtzehnten Jahrhundert war es die wichtigste Türkenfestung Bessarabiens, doch die Russen nahmen es zwischen den Jahren 1770 und 1791 dreimal und zerstörten es so gründlich, daß kaum ein Stein auf dem anderen blieb. Im Jahre 1790 wurde der tapfere *Suwaroff* der Befehlshaber der Russen, und er meldete die Erstürmung des vielumstrittenen *Ismaïl* an die Kaiserin *Katharina* mit dem folgenden lakonischen Vierzeiler: *Slawa Bogu, Slawa vâm, Ismaïl naschi a ja tam.* (Ruhm Gott, Ruhm Euch, *Ismaïl* ist unser, und ich bin drin.) Von dieser Zerstörung hat sich *Ismaïl* niemals wieder erholt. Von rumänischen, armenischen und griechischen Flüchtlingen aus der Türkei wurde nach dem Friedensschluß einige Kilometer unterhalb der Ruinen von *Ismaïl* eine vollkommen neue Stadt gegründet, mit einander rechtwinklig schneidenden Straßen, der sie den Namen *Tutschkow* gaben. Diese Stadt, heute gegen fünfzigtausend Einwohner zählend, ist zu einem der lebhaftesten Getreidehäfen angewachsen mit einem nach Tausenden von Schiffen zählenden Verkehr und einer Getreideausfuhr von Millionen Hektoliter. *Ismaïl* als Stadt und Festung gehört der Geschichte an, *Tutschkow* ist voll Leben und Verkehr; kein Mensch spricht von *Ismaïl*, sondern immer nur von

Tutschkow, und doch wird Tutschkow in allen Veröffentlichungen der Regierung, in Fahrplänen und auf Landkarten nur Ismail genannt! Im Baedeker ist die Stadt überhaupt nicht erwähnt, denn an Merkwürdigkeiten hat sie ja nichts aufzuweisen.

Bessarabien war gewiß wert, daß sich die rumänischen Flinten und Kanonen darum bekümmerten, denn es war im Weltkriege sicher mit weniger Schwierigkeiten zu erringen als das von wilden Hochalpen wie mit einer uneinnehmbaren Festungsmauer umstarrte Siebenbürgen, dessen Bewohner auch noch zur Hälfte Ungarn und Deutsche sind. Bessarabien aber ist zu mindestens zwei Drittel rumänisch, ja seine gegen Rußland leicht zu verteidigende Ostgrenze, der Dnjestr, ist gleichzeitig die Ostgrenze des rumänischen Sprachgebietes. Rumänien hätte mit Bessarabien auch hundert Kilometer Küste am Schwarzen Meere, bis auf einige Wegstunden von Odessa, gewonnen und sich daher leichter mit Bulgarien in bezug auf die von Bulgaren bewohnte Dobrudscha endgültig verständigen können. Der russische Zwidel, der so tief in rumänisches Gebiet einschneidet, wäre ebenso zu Rumänien gekommen, wie sämtliche Donaumündungen, und last not least Rumänien hätte seine zwei wichtigsten Nachbarn, zwischen die es eingeklemt ist, Österreich-Ungarn und Bulgarien, auf die Dauer zu Freunden gewonnen. In seiner Verblendung hat es sich auf die Seite Rußlands gestellt und nun ist es vollständig isoliert, an allen seinen Grenzen ist es von Feinden umgeben, denn Rußland wird niemals der Freund Rumäniens werden. Das hat es, dem treuen Waffengefährten im russisch-türkischen Kriege schon durch die Wegnahme von Bessarabien hinreichend bewiesen.

Die Balkanhäfen am Schwarzen Meere

Die Westküste des Schwarzen Meeres ist mit Seehäfen nur spärlich bedacht. Abgesehen von dem Donauhafen Galatz hat Rumänien nur einen Seehafen, Constanza, Bulgarien deren zwei: Varna und Burgas. Varna ist darunter der bedeutendste und zukunftsreichste, wie er wohl auch schon in altklassischer Zeit der wichtigste war. Constanza hatte früher für Reisende nur Bedeutung, als es noch keine Orientbahn gab und der Großverkehr der Reisenden zwischen Europa und Konstantinopel sich auf der Route Wien-Pest-Bukarest-Constanza und dann mittels Dampfer über das Schwarze Meer abwickelte.

Seit die Orientbahn ohne Unterbrechung nach dem Bosphorus fährt und man in Berlin in den Zug steigt, um ihn erst in Konstantinopel zu verlassen, hatte Constanza seine Rolle ausgespielt. Es sitzt auch in bezug auf den Warenverkehr zwischen zwei Stühlen. Was Bulgarien zur See aus- und einführt, geht selbstverständlich über Burgas oder Varna. Der Frachtenverkehr Rumäniens aber benützt ebenso selbstverständlich die billige Wasserstraße der Donau mit den Umschlaghäfen Braila und Galatz. Dafür übernimmt Constanza den Warenverkehr dieser Donauhäfen im Winter, weil der Strom von Dezember bis März gewöhnlich zugefroren ist. Die rumänische Regierung hat zu diesem Zweck den Hafen von Constanza mit einem Kostenaufwand von über fünfzig Millionen während der Jahre 1896 bis 1909 in umfassender Weise ausbauen und mit allen maschinellen Einrichtungen für das Umladen der Waren versehen lassen. Südlich der Halbinsel, auf der die Stadt liegt, wurde durch zwei steinerne Molen von je einem Kilometer Länge ein gegen das Meer geschützter Hafen von sechzig Hektar Ausdehnung geschaffen, zu dem noch ein anschließendes Gelände von doppeltem Umfang kommt. An der Landseite liegen zur Aufbewahrung und Umladung von Getreide zwei riesige Speicher, jeder mit fünfunddreißigtausend Tonnen Fassungsraum und Ladegerüsten von je einem halben Kilometer Länge, alles mit elektrischem Betrieb, ähnlich den großen Speichern von Chicago und Buenos Aires. An der Südmole ist ein neuer Petroleumhafen entstanden, der Rumänien bisher gefehlt hat. Das Land bringt jetzt durchschnittlich in jedem Jahre anderthalb Millionen Tonnen Erdöl zur Ausfuhr in einem Werte von ungefähr hundert Millionen Franken, und ein Drittel davon findet seinen Weg nach Constanza. Von den Erdöllagern bei Ploesti wird augenblicklich eine zweihundertachtzig Kilometer lange Röhrenleitung nach amerikanischem Muster bis Constanza gebaut, so daß die bisherige Beförderung in Tankwagen aufhören und das bereits raffinierte Erdöl unmittelbar in die großen Tanks im Hafen von Constanza fließen wird. Übrigens ist an der rumänischen Erdölindustrie deutsches Kapital mit hundertdreißig Millionen Mark beteiligt, also etwa der Hälfte des Ganzen.

Durch die neuen Hafenbauten ist der Jahresverkehr dort auf durchschnittlich tausend Schiffe mit fünfviertel Millionen Registertonnen gestiegen, also etwa ein Achtel des ganzen Schiffsverkehrs von Rumänien. Im letzten Friedensjahre belief sich sein Außenhandel

auf ungefähr zwölfhundert Millionen Franken, und davon entfielen auf die Mittelmächte beinahe die Hälfte, während Frankreich und England daran mit je hundert Millionen beteiligt waren, Rußland aber nur ganz gering. O kurzichtiges Rumänien!

Constanza hat kein Hinterland. Es hat eine Zeit gegeben, als rumänische Staatsmänner die von Constanza durch die öde Dobrudscha nach der Donau führende Landsenke benutzen wollten, um einen Schiffahrtskanal zwischen Donau und Schwarzem Meer zu bauen, doch begreiflicherweise wurde dieser Plan als vorderhand vollkommen zwecklos wieder fallen gelassen. Dafür ist Constanza ein beliebtes, von der eleganten Welt Bukarests gern besuchtes Seebad geworden und soll auch als Kriegshafen der noch nicht vorhandenen rumänischen Flotte ausgebaut werden. Den einen Kreuzer und die wenigen Kanonenboote unter rumänischer Flagge kann man doch nicht als Flotte bezeichnen?

Ob der schöne Plan zur Durchführung kommen wird, ist fraglich. Das wird von den Zufällen des Krieges abhängen. Die ganze Dobrudschahalbinsel zwischen Donau und Schwarzem Meer ist entschieden ein von Bulgaren bewohntes Gebiet, das die Rumänen sich nach dem letzten Balkankriege in seinem südlichen Teil widerrechtlich angeeignet haben.

* * *

Die Stadt Constanza mit ihren ganz modernen, zum Teil großartigen Bauten in den breiten, regelmäßigen Straßen liegt nicht unten am Hafen, sondern auf einem Plateau, ungefähr dreißig Meter darüber, das steil ins Meer abfällt. Dem Straßennetz vorgelagert, zieht sich längs der Südküste ein schöner Boulevard, der Dichter-Königin Elisabetha zu Wied zugeeignet, mit hübschen Gartenanlagen, Pavillons, Ruheplätzchen und dergleichen, und auf dem äußersten Vorsprung erhebt sich wie ein östliches Miramare ein hohes Schloß, das stattliche Hotel Carol I. Wer nicht die von den englischen Besitzern verlangten hohen Preise, zwanzig bis dreißig Franken Pension täglich, zahlen will, findet weiter inland in der Stadt bescheidenere Verhältnisse.

In ruhigen Sommern findet man auf den Boulevards des Abends gewöhnlich eine glänzende Gesellschaft lustwandeln, die Damen in verschwenderischen Toiletten, die Herren in Uniform und

Zivil nicht minder elegant. Des Morgens bildet ihren Tummelplatz der weit südlich vom Hafen gelegene Badestrand, zu dem eine besondere Kleinbahn fährt. Hier unten, in den kühlen Fluten, ebenso wie oben bei den Klängen des Kurorchesters ist bei Flirt und Liebesgetändel der alte Ovid Lehrmeister, der in der Nähe von Constanza, in der längst verschwundenen Stadt *Tom i*, lange Zeit in Verbannung gelebt hat. Jung-Rumänien hat Ovid in der Stadt oben ein vom italienischen Bildhauer Ferrari geschaffenes Denkmal errichtet, es hat indessen bei aller Verehrung für den Dichter der „ars amandi“ nicht die Bedürfnisse des Hafenverkehrs vergessen. Die Eisenbahnzüge laufen bis unmittelbar an den Anlegeplatz der Konstantinopel-Dampfer, so daß die Reisenden direkt übersteigen und nicht erst zu kleinen Booten Zuflucht zu nehmen brauchen, was auf dem häufig von heftigen Stürmen aufgepeitschten Meer sehr unangenehm werden kann.

* * *

Das ist nämlich immer noch in dem bulgarischen Haupthafen *Varna* der Fall, obschon die Dampfer dort in einem durch Molen gegen Stürme gesicherten Bassin vor Anker gehen. Die Einwohnerschaft *Varnas* ist ein ebenso buntes Gemisch von Griechen, Türken, Armeniern, Bulgaren, Zigeunern und Juden wie jene von Constanza, und dazu mehr als doppelt so zahlreich. Denn die Stadt zählt über vierzigtausend Seelen. An Alter steht sie Constanza nicht nach, denn unter dem Namen *Odessos* war sie schon ein halbes Jahrtausend vor Christi Geburt eine Kolonie von Milet.

In der Geschichte trat sie aber erst seit den Eroberungszügen der Türken hervor, besonders während deren Kämpfen gegen ihre russischen Erbfeinde. 1854 wurde Varna von den Franzosen und Engländern besetzt und zur Basis für den Krimfeldzug eingerichtet. 1878 fiel Varna an Bulgarien, die Festungswerke wurden zum größten Teil zerstört, aber seither wieder neu geschaffen. Wie Constanza den Rumänen, so wird ja Varna den Bulgaren als Kriegshafen dienen, wenn sie einmal eine Flotte haben werden. Dafür ist es vorzüglich geeignet, besonders wenn das längst gehegte Projekt zur Ausführung kommt, den Hafen mit dem dahinter liegenden, weit ins Inland reichenden *Devnasee* durch einen Schiffskanal zu verbinden. Das große Süßwasserbecken bietet auch vortreffliche Gelegenheit zur Anlage von Schiffswerften, Marinearsenal usw. Die in den sechziger Jahren

von Engländern gebaute Eisenbahn Varna-Rustschuk führt auf einer Strecke von ungefähr dreißig Kilometern den See entlang. Bei Raspirtschan findet die durch Mittelbulgarien von Sofia aus über Plewna und Schumla führende Bahnstrecke Anschluß nach Varna, und so hat sich Varna schon längst zum wichtigsten Handels- und Ausfuhrhafen Bulgariens entwickelt. Dazu ist es auch ein vielbesuchter Badeort geworden, mit schönem, steinfreiem Strand und hübschem Strandpark. In der Nähe ist ein anmutiges Villenviertel entstanden, die Hotels entsprechen sogar abendländischen Anforderungen, und während einiger Monate ist es auch Sommeritz der bulgarischen Königsfamilie. Schon Fürst Alexander, der Battenberger, hat sich eine Stunde nordöstlich von Varna bei dem St. Dimitri-Kloster eine hübsche, schloßartige Villa gebaut. Seither ist sie unter dem Namen Euginograd Staats Eigentum geworden.

Nah dem Westende des langgestreckten Devnasees liegt auf der Stelle, wo Kaiser Trajan als Hauptstadt der Provinz Moesia Inferior die Stadt *Marcianopolis* gegründet hat, ein merkwürdiges Mühlen Dorf. Dort entspringen nahe beieinander fünf starke Quellen dem Boden, schöne Wasserbeden bildend, um sich später zu einem dem Devnasee zufließenden Fluß zu vereinigen. Daher der Name des Dorfes *Devnenska Reka*, Fluß von Devna. Die mächtigen Quellen treiben nicht weniger als hundert Mühlgänge und das Dorf enthält fünfunddreißig Mühlen. Varna und seine Umgebung sehen gewiß auch in industrieller Hinsicht einer blühenden Zukunft entgegen, und deutsche Unternehmer sollten sich dort beizeiten umsehen, wie überhaupt sonst im Land. Industrielle Anlagen dürften sich gut verzinsen, besonders wo überall im Balkan so reiche Wasserkräfte zu finden sind.

* * *

Wie Varna der wichtigste Hafen des nördlichen Bulgariens, so ist B u r g a s, in der tiefeingeschnittenen, gegen die wilden Nordstürme gesicherten gleichnamigen Bucht, der Haupthafen des südlichen Bulgariens oder Ostrumeliens, wie es immer noch genannt wird. Burgas hat sich in der letzten Zeit aus einem ärmlichen Fischerdorf zu einer sehr belebten Handels- und Hafenstadt von ungefähr zwölftausend Einwohnern, zumeist Bulgaren und Griechen, entwickelt. Die Eisenbahn über das gewerbreiche Jamboli nach Philippopol hat ihm

neues Leben zugeführt, und was dieses reiche Hinterland an Wolle, Getreide, Talg, Rosenwasser und Produkten der Milchwirtschaft hervorbringt, kommt in Burgas zur Ausfuhr. Wie in Varna, so legen auch hier die Dampfer der deutschen, österreichischen und russischen Gesellschaften, dazu zweimal wöchentlich bulgarische an, und langgestreckte Raibauten mit modernen Dampfstranen deutschen Ursprungs erleichtern den Warenverkehr.

Mit der Entwicklung der im letzten Balkanriege an Bulgarien gefallen Häfen Vedeagatsch und Porto Lagos am Ägäischen Meer wird sich freilich ein großer Teil des südbulgarischen Warenverkehrs dorthin wenden, zumal dadurch für Westeuropa der Weg um ein halbes Tausend Kilometer abgekürzt wird. Aber das nordwärts der Orientbahn bis an den Balkan liegende Gebiet bleibt mit seinem Verkehr sicher Burgas erhalten.

Nach der Hauptstadt Bulgariens

Von der Orientbahn, die quer durch die Balkanhalbinsel von Belgrad nach Konstantinopel führt, liegt der größere Teil innerhalb der Grenzen Bulgariens. In Nisch, der jüngsten Serbenhauptstadt, verläßt sie das romantische Thal der Morawa, um ihrem östlichen Nebenfluß, der Nischawa, aufwärts über den Balkan zunächst Sofia, die bulgarische Hauptstadt, zu erreichen. Doch schon lange bevor sie die Grenze erreicht, durchfährt sie ein Gebiet, das im Mittelalter zum großbulgarischen Reich gehört hat.

Damals umfaßte Bulgarien den weitaus größten Teil der Balkanhalbinsel, von der Donau bis an die schneebedeckten Gebirgsketten Albaniens, ja sogar weit in dieses hinein, nach Epirus und Thessalien. Dem tapferen bulgarischen Zar Symeon gelang es im Jahre 917, also gerade vor einem Jahrtausend, die sich ihm entgegenstellenden Serben ebenso wie die Byzantiner aufs Haupt zu schlagen, und es ist eine seltsame Fügung des Schicksals, daß gewissermaßen zur Jahrtausendfeier der heutige Inhaber der Bulgarenkrone die Kraft der Serben abermals brechen sollte. Noch sprechen in Tirnowo, der ungemein malerischen Krönungsstadt Bulgariens, die Mauern der einstigen Königsburg von dem Glanz der damaligen Zeiten, als vom zwölften bis zum vierzehnten Jahrhundert die Beherrscher des tapferen Volkes auf dem steilen, vom Zantrafluß umfluteten Felsen residierten.

Wie dort, so sah ich auch ein halbes Tausend Kilometer weiter westlich, auf einer Insel im idyllischen *Prespa* See, die Ruinen einer noch früheren bulgarischen Zarenresidenz, während Symeon selbst zeitweilig seinen Sitz in jener trutzigen, mauerumstarrten Burg aufschlug, die, einen Felsen am *Ohrida* See, nahe *Prespa*, krönend, Stadt und See beherrscht. Überall dort, dann in ganz Mazedonien bis tief hinein nach dem heutigen Griechenland, in der Türkei wie im östlichen Rumänien sind seit Symeons Zeiten Bulgaren ansässig, ja sie bilden sogar im Westen die Mehrheit der Einwohnerschaft. Es ist daher nicht nur geschichtlich, sondern durch die Gegenwart wohlbegründet, daß besonders die Südhälfte des heutigen Serbiens, etwa vom *Nischawa*fluß angefangen, Bulgarien wieder zufällt.

* * *

Eine kurze Strecke jenseits *Nisch* fährt der Orientzug in das durch hohe Felsmauern eingeeengte, wildromantische Tal der *Nischawa* ein, mit schönen Ausblicken auf die vielen Ruinen von Schlössern und Burgen, Klöstern und Kapellen, die den häufigen Kriegen der Balkanvölker untereinander zum Opfer gefallen sind. Die nächste größere Station, *Pirot*, besitzt heute noch ihr mittelalterliches, von fünf Türmen flankiertes Kastell, und in der Mitte der von modernen Neubauten umgebenen malerischen Türkenstadt erhebt sich ein mächtiger Turm. *Pirot* hat im Kriege zwischen den Serben und Bulgaren im Jahre 1885 viel gelitten, denn hier besiegte Fürst *Alexander* von *Battenberg* mit seinen durch ihn und deutsche Krieger geschulten Truppen die serbische Armee, die beim Abzug noch das Kastell in die Luft sprengte.

Wie *Pirot* die serbische Grenzstation ist, so ist *Ezaribrod* die bulgarische, mitten in einer wildromantischen Gegend gelegen, die sich bis zu dem siebenhundert Meter hohen *Dragomanpaß* hinanzieht. Von dort oben, schon auf bulgarischem Boden, genießt man eine entzückende Fernsicht auf das gewaltige Bergland des Balkan, das die Hochebene von *Sofia* in weitem Kranze umgibt. Auf allen Seiten erheben sich Gebirgsmassen, auf zweitausend bis dreitausend Meter emporsteigend und bis weit in den Frühsommer hinein mit dem blendendweißen Schneegewand bekleidet, während sich an den Abhängen dunkle Wälder hinziehen. Ganz im Süden ragt das *Kilagebirge*, dreitausend Meter hoch, über alle empor, und daran

schließen sich die langen Ketten des Rhodopegebirges, wo heute noch die wilden Banden der Pomaken ihr Räuberhandwerk ausüben. Sie sind Bulgaren mohammedanischen Glaubens, und weder die türkische noch die bulgarische Regierung konnte ihrer bis jetzt Herr werden.

Nur allzu schnell durchweilt der Eisenbahnzug diese hochromantischen Alpenlandschaften und fliegt der Hauptstadt Bulgariens, Sofia, zu, die sich mitten in der weiten Hochebene ausbreitet.

Auf demselben Wege zogen einst Kaiser Trajan und Kaiser Konstantin der Große nach Sofia. Niemand, der es heute besucht, würde glauben, daß die Geschichte dieser modernen Großstadt bis in die Zeit um Christi Geburt zurückreicht.

* * *

Es gibt wenige Städte, in welchen Straßen, Häuser und Einwohner so gar nicht zueinander passen, wie in Sofia. Sieht man es am frühen Morgen, ehe die Menschen zum Tagewert erwacht sind, so könnte man sich im neuen Budapest oder in einer Vorstadt Wiens denken. Breite Avenuen, von Bäumen beschattet, vortreffliches Pflaster, bequeme Bürgersteige, elektrische Beleuchtung, Wasserleitung und große, mehrstöckige Mietpaläste modernsten Stils. Lange Reihen davon, bis ins Herz der Stadt hinein, wo anspruchsvolle Bauten, Kirchen, Schulen, Kasernen, Klubhäuser, große Theater-, Post- und Regierungspaläste aufragen — alles funkelnd neu, gut gehalten, reinlich. Kommen dann nach Sonnenaufgang die Einwohner zum Vorschein, dann glaubt man in ein Slowakendorf geraten zu sein. Nichts als Bauern, dazu Juden, Zigeuner, Tandelmart, Viehmarkt, Holzmarkt, Gemüsemarkt. Das wird auch tagsüber nicht anders. Man wartet immer noch auf städtische Menschen, auf Stutzer in europäischer Kleidung, elegante Damen, Equipagen, anständige Droschken und flinke Fiaker, aber sie kommen nicht. Man erhofft moderne Welt in den Cafés oder rings um die Tische, die auf dem Trottoir davorstehen, wie auf dem Pariser Boulevard des Capucines, aber sie werden von Juden in langen Raftanen, von Bauern in dicken Schafpelzen, von bärtigen Männern, die Hosen in die Stiefelschäfte gesteckt, eingenommen. Man sucht die westeuropäischen Menschen draußen in den Boulevards, die sich in der weiten, ungemein fruchtbaren Hochebene von Sofia verlieren: nichts als Bauern und Bäuerinnen. Statt der Equipagen poltern Bauernkarren, mit Heu und

Brennholz beladen, gezogen von Ochsen oder langhaarigen schwarzen Büffeln, durch die Straßen. In den anspruchsvollen drei- und vierstöckigen Häusern des Geschäftsviertels würde man Kaufläden mit großen Spiegelscheiben erwarten, in denen die Waren unseres westeuropäischen Bedarfs zur Schau gestellt sind, statt dessen sind sie größtenteils von bauerlichem Jahrmarkt-Krimskrams eingenommen. Dem Außern nach ist Sofia eine moderne Großstadt, dem Volksleben nach ein großes Dorf. Nimmt man die Häuser fort, so bleiben nur Bauern, Juden, Zigeuner und ein kleiner Bruchteil europäischer Menschen zurück; nimmt man die Mehrzahl der Einwohner fort, dann wird Sofia wieder zur europäischen Großstadt.

Und doch nicht ganz eine solche, denn mitten zwischen diesen nagelneuen Mietskasernen Budapester Stils ragt die Kuppel irgend einer Moschee auf, überhöht von einem schlanken, weißen Minarett, und von der Galerie desselben ruft ein Muezzin des Morgens und Abends zum Gebet. Wen denn? Die bulgarischen Bauern? Die Juden? Die Zigeuner? Und dann erinnert man sich erst, daß Sofia doch ein halbes Jahrtausend lang bis auf gestern die Hauptstadt einer großen türkischen Provinz, der Sitz eines Wali und eines Muschir war. Wo ist die Türkenstadt? Wo sind denn die Türken? Unter den heutigen hunderttausend Einwohnern gibt es deren nur mehr ungefähr tausend! In den ganzen fünf Jahrhunderten hat die türkische Kultur nichts geschaffen als ein paar Moscheen und Kasernen. Das Volk aber ist dasselbe geblieben wie vor der Türkenherrschaft und trägt heute noch dieselben Trachten wie damals. Ich möchte beinahe sagen glücklicherweise, denn gerade diese Trachten geben Sofia viel Malerisches. Das Kreuz hat den Halbmond überdauert und bezieht. Nur in einigen Winkeln Bulgariens hat der letztere das erstere zu verdrängen vermocht. So z. B. an der Grenze von Bulgarien und Ostrumelien, in dem wildromantischen Rhodopegebirge.

* * *

Wie aus der türkischen Zeit, ragen auch aus der vortürkischen, der byzantinischen und römischen Zeit nur einige spärliche Denkmäler in die moderne Gegenwart hinein. Denn Sofia war auch zur Zeit der Römer eine bedeutende Stadt, und Konstantin der Große, der in dem nahen Nisch, in Südserbien, das Licht der Welt erblickt hat, wählte sie gerne zur Residenz. Er nannte sie scherzweise „sein Rom“.

Aber es ist gänzlich verschwunden mit Ausnahme unscheinbarer Mauerreste in der Nähe des Bahnhofes der Hirschschen Orientbahn und des uralten Kirchleins Sweti Georgi. Letzteres liegt im Mittelpunkt der Stadt halb vergraben, wie das Pantheon im Herzen Roms, und wie das Pantheon war es in den ersten Zeiten auch ein Heidentempel. Ein wahres Wunder, daß es all die Kriege und Stürme überhaupt überdauern konnte! Wie haben die Hunnen hier gehaust! Was hat Attila, die ungarische Geißel Gottes, alles auf dem Gewissen! Dann kamen vor elfhundert Jahren die wilden, von der Wolga stammenden Wolgaren oder Bulgaren, und 1382 fiel es den Türken in die Hände. Natürlich setzten sie auf das von Konstantin dem Großen gegründete Georgskirchlein den Halbmond und nannten es Gül Dschama, d. h. die Rosenmoschee. Ist doch das Land weiter südlich das Land der Rosen. Man braucht nur an Kazanlik mit seinen Quadratmeilen von Rosenfeldern zu denken! Raum waren die Türken wieder abgezogen, so setzten die Bulgaren wieder das Kreuz an die Stelle des Halbmonds.

Als ich das verriegelte Eisengitter öffnen wollte, das den tief unter dem Straßenniveau liegenden Kirchenplatz absperrt, begann eine verwitterte Bulgarenmegäre zu wettern und zu keifen. Sie benützte dieses ehrwürdigste Plätzchen Bulgariens zum Trocknen ihrer Wäsche! Mürrisch ließ sie mich endlich ein, als ich ihr den altbewährten Silberschlüssel, eine halbe Mark, reichte. Im Innern Schmutz und Verwahrlosung. An den feuchten moderigen Wänden sowie an der Decke Spuren von Fresken und in einer Ecke das zerlumpte Lager der Frau, mit ein paar modernen, bunten Heiligenbildern.

Und gar erst die ehrwürdige A j a S o p h i a, der die Bulgarenhauptstadt ihren Namen verdankt! Mitten zwischen den nagelneuen, im modernsten Ausstellungsstil gebauten Regierungsämtern, Schulen, Kasernen breitet sich auf dem höchsten Punkte der Stadt ein wüstes Trümmerfeld aus, von dem ein kleiner Zwißel in einen schattigen Square verwandelt worden ist. Dahinter, zwischen begrastem Schutthaufen, erhebt sich die stattliche Ruine einer großen, dreischiffigen Basilika, Tore und Rundbogen vermauert und darüber eine flache Kuppel, welche ein Kreuz trägt. Eine morsche Holzterasse führt zu einer kleinen Seitentüre. Das Innere ist noch trauriger. Ein Teil des Daches ist eingestürzt und die Trümmer, von feuchtem Strauchwerk durchwuchert, bedecken den Boden der Kirche. Bei meinem Ein-

tritt flogen krächzend Raben davon und riesige Fledermäuse durchflatterten aufgeschreckt die öden, dämmerigen Räume. Von dem einstigen Hochaltar sind nur Trümmer vorhanden. Altbyzantinische Fresken, von der Feuchtigkeit halb zerstört, bedecken ein paar stehengebliebene Wände, mit Heiligenbildchen in buntem Farbendruck überklebt. Das ist die einstige Kathedrale und spätere Hauptmoschee von Sofia! Selbst der Mihrab, die Mekka-Nische der Moslems, ist noch in diesem Christenraum stehengeblieben. Was soll in Zukunft aus der Ruine werden? Inzwischen ist ihr nahe die neue große Kathedrale, Alexander Newski gewidmet, die größte neuere Kirche auf der Balkanhalbinsel, erbaut worden. Viele Millionen wurden überdies für andere großartige Neubauten, sogar ein mächtiges Opernhaus, verwendet. Es ist eines der größten und schönsten Theater des europäischen Orients.

Jeden Freitag ist die Stadt gewöhnlich stark belebt, denn der Wochenmarkt führt Tausende von Bauern aus der Umgebung hierher. Was man dann an malerischer Eigenart und Buntheit der Trachten zu sehen bekommt, ist auf der ganzen Balkanhalbinsel nicht wieder zu finden. Die Bauern hängen an ihrer angestammten Nationaltracht mit der ihnen eigentümlichen Zähigkeit fest. Schafspelze mit dem Fell nach innen, ähnliche Mützen, aber mit dem Fell nach außen, weiße Beinkleider aus filzartigem Stoff, an den Knöcheln zusammengebunden, an den Füßen Sandalen aus Ochsenhaut. Um den Leib ein buntes Tuch, bei warmem Wetter an Stelle des Schafspelzes vielleicht eine lose Jacke aus grobem, dunklem Stoff mit buntem Besatz. Dazu kommt eine Menge von Einzelheiten, die bei jedem Bauern verschieden sind. Natürlich gilt das noch in erhöhtem Maße bei den Bäuerinnen. Ein Spaziergang Freitag morgens durch die Targovska Ulica oder rings um die Marktbuden der Passage ist wie ein Gang durch eine rheinische Großstadt zur Karnevalszeit, nur ernst und in bäuerlicher Fassung. Überall eine Buntheit von Farben ohne Zartheit, lebhaftes Treiben ohne Frohsinn und eine Verschiedenheit der Trachten und Formen, wie man sie in Europa kaum mehr findet.

Beginnen wir mit dem Nächstliegenden, den Unterkleidern. So viel man sie auf der Straße zu sehen bekommt, sind sie bei der Bulgarin stets weiß, mit sehr hübschen Spitzen besetzt, die alle zu Hause von ihnen selbst verfertigt werden. Deshalb kokettieren sie auch damit und machen die Kleider recht kurz. Alle möglichen Farben sind

vertreten, dazu ebenfalls Spitzen oder Vorten, gewöhnlich von weißer Farbe mit eingewebten schwarzen Ornamenten. Um den Leib werden gestickte breite Gurten oder auch schwere kupferne oder silberne Metallgürtel von altbulgarischer Arbeit getragen, manche von auffallend hübscher, eigenartiger Ornamentierung. Auf dem Bahnhof von Sofia befindet sich ein Kuriositätenladen, ein Beweis von dem großen touristischen Durchzugsverkehr, und dort erstand ich einen silbernen Gürtel, dazu schwere bronzene Armspangen und Ringe, um die mich manches Museum beneiden könnte.

Manche Überkleider sind ärmellos und lassen die überreich mit Spitzen besetzten Ärmel der weißen Hemden frei. An den gewöhnlich weißbestrumpften Füßen sitzen Sandalen aus ungegerbter Haut, die beliebteste Fußbekleidung der Bulgaren, die selbst den Soldaten bei langen Märschen oder bei den Manövern gestattet ist. Aber der Stolz und die Haupteigenart der bulgarischen Nationaltracht ist die Kopfbedeckung. Hüte nach abendländischem Muster sind natürlich unbekannt. Alle Bäuerinnen haben das gewöhnlich üppige schwarze oder dunkelbraune Haar in der Mitte glatt gescheitelt und nach rückwärts gekämmt, wo es lose oder in Zöpfen über den Rücken fällt. Auf den Scheitel ist eine strumpffartige Zippelmütze festgesteckt, und aus dem auf den Nacken fallenden Zipfel kommen die unteren Enden der Zöpfe zum Vorschein. Statt der Zippelmütze dient auch zuweilen ein buntes Kopftuch, das fest um die Stirne gebunden ist. Darunter wird von den Bäuerinnen ein Stirnband getragen, wie von den Ochsen das Joch, und daran hängt der eigentliche Haarschmuck nach hinten herab. Er besteht aus einer Menge Schnüren von bunten Glasperlen, vermengt mit Schnüren, an welchen Silbermünzen aufgereiht sind. Ich sah auf dem Markt ein junges Mädchen, das vom Kopf zehn meterlange Strähne herabhängen hatte, jeder Strang mit fünfzig bis hundert Münzen, ein Schmuck, der sechs bis acht Kilo wiegen mochte. Andere Mädchen trugen sechs, andere noch weniger Schnüre, aber jede hatte ihre Münzensammlung hinten herunterhängen, die ihr größter Stolz, ihr Kapital, ihre Heiratsaussteuer bildet. Es gibt da Münzen aller orientalischen Staaten und aller Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit, Münzen von Pfennig- bis zu Fünfmartgröße, nach ihrem Durchmesser sorgfältig sortiert, alle aus Silber, keine aus Kupfer. Was müssen diese Bulgarenmädels für ein Rückgrat und für einen Stiernacken haben, um mit solchen Lasten vom Kopfe hängend

stundenlange Märsche zurückzulegen und dann in Sofia selbst den ganzen Tag auszuhalten? Dazu trägt jede Bulgarin ein paar frische Blumen, hauptsächlich Rosen, im Haar oder auf das Kopftuch gesteckt, und manche tragen ganze Blumenkränze auf dem Kopf.

Um das erforderliche Gleichgewicht zwischen vorne und hinten herzustellen, baumeln dicke Reihen von Münzensträngen auch vorne auf die Brust, mitunter von solcher Fülle, daß sie wie mit einem Münzenpanzer bedeckt ist. Dazu kommen dicke Armbänder und ebensolche Ringe. In einer Hinsicht huldigen die Mädchen indessen doch schon der abendländischen Mode: Ob Sonne oder Schatten, gerne tragen sie einen leichten Sonnenschirm von heller Farbe aufgespannt, am liebsten in Kopalblau, und die jungen Burschen scheinen davon ganz entzückt.

* * *

In das bunte Gedränge bulgarischer Bauernmassen mengen sich zahlreiche, malerisch gekleidete Albanier, Serben, Rumänen, Griechen, Türken, vornehmlich aber Juden und Zigeuner. Sofia ist ja einer der wichtigsten Märkte der Balkanhalbinsel und liegt auch nahe ihrem geographischen Mittelpunkt. Von Sofia kann man bereits mit der Eisenbahn nach Serbien, Rumänien, in die Türkei und ans Schwarze Meer fahren, dazu gibt es Flußtäler, welche die Gebirge nach allen Seiten durchbrechen. So ist denn jeder Volksstamm des einstigen osmanischen Reiches durch größere und kleinere Kolonien vertreten, auch Österreicher und Reichsdeutsche sind recht zahlreich und besitzen ihre eigene deutsche Schule nicht weit von der deutschen Kapelle, eine Gründung des unvergessenen Fürsten Alexander. Auffallend ist die große Zahl von Zigeunern. Es sollen ihrer dreitausend in Sofia wohnen, und ihr Stadtviertel liegt östlich der neuen, weiten Maria Luiseustraße nahe einer schönen, von steinernen Löwen bewachten Brücke. Sie sind aber auch sonst in der ganzen Stadt, musizieren und tanzen in den Cafés, wahrsagen in den Familien, sind Lastenträger (Hamals), Pferdeärzte, Pferdehändler, Pferdediebe, Sattler, Kastenbinder, Vagabunden. Sie waschen die Hälfte aller schmutzigen Wäsche der Stadt und als Maurer haben sie die Hälfte von Sofia aufgebaut. Nur sind es nicht die Frauen, welche die Wäsche besorgen, sondern die Männer, und nicht die Männer, welche die Häuser bauen, sondern die Frauen. Noch stärker sind die Juden vertreten, denn sie

bilden bei zehntausend Seelen ein Zehntel der Bevölkerung. An Kapitalkraft und Einfluß ist ihre Kolonie von noch größerer Wichtigkeit, denn sie haben den lokalen Handel fast ganz in ihren Händen. Die Mehrzahl von ihnen sind Abkömmlinge der aus Spanien und Portugal vor Jahrhunderten vertriebenen Juden und bedienen sich im Verkehr untereinander immer noch eines spanischen Jargons. Andere sind aus Ungarn und Polen eingewandert und sprechen Jüdisch-Deutsch.

Steigt man von dem Trümmerfeld der Uja Sophia durch eine der engen, steilen Gassen herab zu der breiten Zerbefreierstraße, dann ist man im Faubourg St. Germain oder im St. James von Sofia. Am westlichen Ende erhebt sich der einstige Konak des türkischen Gouverneurs, von Alexander von Battenberg mit viel Geschmack zu einem hübschen, modernen Fürstenpalais umgewandelt, jedenfalls hübscher als jenes, das er in Darmstadt bewohnt hat.

Sein Nachfolger, Zar Ferdinand, ist im Begriffe, an der Nordwestecke des Tiergartens ein neues Palais zu bauen, gerade gegenüber dem Mausoleum seines weniger glücklichen, unvergessenen Vorgängers. Es ist ein kleiner Kuppelbau im Stil Ludwigs XV. mit einem kunstvollen Sarkophag, der die Leiche Alexanders umschließt. Auf der anderen Seite des Tiergartens dehnt sich der hübsch angelegte, nach dem Kronprinzen Boris benannte Stadtgarten aus, wo sich allabendlich ganz Sofia trifft. Es ist die Lieblingspromenade der eleganten Welt. Der ganze Stadtteil zwischen dem alten und dem neuen Königspalais wird einmal, wenn alle geplanten Prachtbauten ausgeführt sind, zu den schönsten auf der ganzen Balkanhalbinsel zählen. Dem Boulevard Zerbefreier und Boulevard Ferdinand entlang werden dann aufeinanderfolgen das naturgeschichtliche Museum, der Militärklub, die österreichisch-ungarische Gesandtschaft, die Sobranje, das ethnologische Museum, die neue Universität, Kunstgewerbeschule, Königliche Reitschule, Staatsdruckerei, Staatsgymnasium und die Kaserne der Leibgarde.

Nahe dem Kreuzungspunkt der beiden Boulevards erhebt sich das herrliche Denkmal Alexanders II., des Zerbefreiers. Er wendet sein ehernes Gesicht einem theaterartigen Bau zu, der Sobranje, wo die Erwählten des Volkes über die Regierungsvorlagen abstimmen. Einen so schönen Sitzungssaal hätte ich im bulgarischen Parlament nicht erwartet. Den vielen Bauern, die sich unter den hundertneun-

undachtzig Auserwählten der Nation befinden, muß es auf den feinen Teppichen, umgeben von Marmorbüsten und Ölporträts in Goldrahmen, recht unbehaglich vorkommen. An einer Längswand steht auf einer Estrade der Fürstenthron. Interessanter war für mich die Bibliothek hinter dem Sitzungssaale, schon wegen der vielen Porträts der Staatsmänner Bulgariens seit seiner Befreiung vom Türkenjoch.

Man könnte Sofia als das Chicago der Balkanhalbinsel bezeichnen, denn ein derartiger Aufschwung im Galopp, wie ihn die bulgarische Hauptstadt, besonders in den letzten Jahren, aufzuweisen gehabt hat, kann wirklich amerikanisch genannt werden. Im Jahre 1877 war Sofia eine schmutzige, kleine Türkenstadt, heute ist es eine der schönsten modernen Großstädte. Ja, das Balkandrama spielt, ein Akt ist vorbei, ein neuer beginnt, mit Szenenwechsel. Die türkischen Kulissen wurden heraus-, die bulgarischen eingeschoben.

Rings um den geschilderten Kern legt sich die Stadt und dehnt sich in raschem Wachstum nach allen Richtungen immer weiter aus in die fruchtbare Ebene, die, ein einstiger Seeboden, bis an die hohen Berge des mittleren Balkan im Norden und an den gewaltigen Eyenistof Witoscha im Süden reicht. An den walddreichen Hängen wie am Fuß dieses den größten Teil des Jahres mit Schnee bedeckten, zweitausenddreihundert Meter hohen Riesen sind hübsche Sommerfrischen, Bade- und Vergnügungsorte entstanden, und die ganze, vom Isker, dem wasserreichen Nebenflusse der Donau, durchströmte Ebene bietet ein Bild von Kultur und fleißigem Aufstreben dar.

Bei den bedeutenden natürlichen Anlagen des nüchternen, fleißigen, aufgeweckten Bulgarenvolkes ist es verständlich, daß sie sich die ihnen vom König und seiner Regierung dargebotenen Gelegenheiten zur Fortbildung und zum Aufschwung in jeder Hinsicht rasch zunutze machten. Das sieht man zunächst an ihrer Armee. In Bulgarien muß jedermann dienen. Mit zwanzig Jahren tritt er in die Armee und ist erst im Alter von fünfundvierzig Jahren vom Militärdienst befreit. Selbst Ausländer müssen nach dreijährigem Aufenthalt im Lande unter die bulgarische Fahne treten, sofern nicht triftige Hindernisse obwalten. Überall begegnet man Soldaten, riesige Kasernen sind mit ihnen gefüllt, stramme, kräftige Menschen, in graubraunen Uniformen, deren Schnitt ebenso wie die Kopfbedeckung lebhaft an ihre ersten Lehrmeister, die Russen, erinnern. In Charaktereigenschaften sind sie diesen aber weit über. Unehrllichkeit, Trunksucht, Verstöße

gegen die Disziplin kommen nur selten vor. Der Oberst eines Regiments, den ich beim Besuch einer Kaserne kennen lernte, sagte mir, während der letzten fünf Jahre seien ihm nur drei Fälle von Trunkenheit vorgekommen. Auch an Bildung übertrifft das bulgarische Volk das russische weit, wie es überhaupt in dieser Hinsicht unter der weisen Regierung seines Königs Ferdinand erstaunliche Fortschritte macht. Unter den Rekruten befinden sich nur äußerst wenige, zehn bis zwanzig vom Tausend, die des Lesens und Schreibens unkundig sind!

Man sieht, Sofia ist eine interessante Stadt, die nach dem augenblicklichen Krieg an Bedeutung und politischem Einfluß noch bedeutend gewinnen wird. Das Volk, durchglüht von Vaterlandsliebe und Nationalstolz, geht der Vorherrschaft auf der Balkanhalbinsel entgegen, und es muß in Deutschland Genugthuung erwecken, daß die Schöpfer des neuen Bulgariens, Fürst Alexander und König Ferdinand, deutschen Fürstenfamilien angehören.

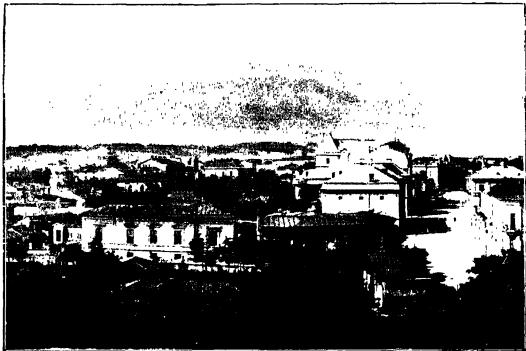
Das Herz von Alt-Bulgarien

Auf der Bahnfahrt durch die Balkanhalbinsel nach Konstantinopel bekommt man von Bulgarien wohl einzelne Teile des wilden Balkan, dazu Sofia und Philippopel zu sehen, man erhält aber dabei nur einen schwachen Begriff von der malerischen Schönheit dieses Landes und der ursprünglichen Eigenart seiner Bewohner. Dazu muß der Reisende nördlich und südlich von der großen Weltverkehrslinie der Orientbahn in die Hauptketten des Balkans abzweigen, denn dort, und nicht in dem modernen Sofia liegt das Herz Bulgariens, dieses jüngsten und größten Staates der Balkanhalbinsel, dort liegen die bedeutendsten Merkwürdigkeiten des Landes, soweit sie sein Volk, seine Geschichte, seine Religion und seine großartige Natur betreffen.

Freilich muß man dabei in mancher Gegend noch auf Eisenbahnen und moderne Bequemlichkeiten verzichten und sich mit Lebensmitteln, Pferd oder Wagen, Reisedecken und Insektenpulver bewehren, statt Eisenbahnstunden halb so viele Reisetage verwenden. Der Lohn für mancherlei Strapazen ist um so größer. Gewiß wird nach dem Kriege Bulgarien das Reiseziel vieler Touristen werden, die sich bisher nach unseren unmittelbaren Nachbarländern gewendet haben, und da kann auf seine Sehenswürdigkeiten nicht genug aufmerksam gemacht



Ansicht von Tirnowo



Ansicht von Sofia



Madchen aus Altbulgarien

Phot. F. B. Loefer



Bulgarische Bauernfamilie auf Reisen

Phot. F. B. Loefer

werden, denn sie stellen alles das in den Schatten, was die anderen Balkanstaaten, von Transsylvanien bis Griechenland herunter, da- von bieten.

Besonders interessant gestaltete sich meine Fahrt von Sofia durch Altbulgarien ans Schwarze Meer und über den Großen Balkan nach dem Tal der Mariza, des größten Flusses Bulgariens. Die gewaltigen, bis über zweitausend Meter aufsteigenden Gebirgsketten scheiden mit ihren wilden, großenteils dicht bewaldeten Felsmauern das nördliche eigentliche Bulgarien der Geschichte von dem südlichen Rumelien, das bis auf die jüngste Zeit den Türken gehörte. Sie trennen so zwei Kulturen, die altbulgarische, die sich in der Bauart der Städte und Burgen, in Tracht und Sitten des Volkes aus dem Mittelalter nur wenig geändert in die Gegenwart erhalten hat, von der mazedonischen, stark beeinflusst von der türkisch-mohammedanischen des Orients.

In dieses Altbulgarien führt von Sofia aus nur ein Weg, jener dem Iskerfluß entlang. Der Isker hat sich aus der weiten, fruchtbaren Hochebene von Sofia gewaltsam eine tiefe Schlucht durch den Balkan nach dem Donautal gewaschen, und die Bulgaren benutzten diesen Durchbruch für eine Eisenbahn, die einerseits an die untere Donau, andererseits über die uralte Landeshauptstadt T i r n o w o nach dem Haupthafen V a r n a am Schwarzen Meere führt. Sie schufen damit eine Bahnstrecke, die in den ersten hundert Kilometern zu den schönsten und kühnsten Europas gehört.

Seit den Römern, die den Iskerschluchten für ihre kühnen Eroberungszüge nach Sofia und weiter ins Innere Mazedoniens folgten, hat wohl kein Reisender seinen Fuß in dieses einsame, wilde Gebirge gesetzt, bis es vor einem halben Jahrhundert von dem österreichischen Reisenden K a n i z geradezu neuentdeckt wurde. Erst die Bahn machte den Iskerdurchbruch für den Verkehr zugänglich, es mußten aber nicht weniger als dreiundzwanzig Tunnels von beinahe vier Kilometern Gesamtlänge und ebenso viele Brücken dafür angelegt werden.

Es war gerade Markttag, als ich in Sofia den Zug bestieg, und der Bahnhof glich einem gefüllten Dorfssaal zur Karnevalszeit, denn all die Bauern und Bäuerinnen, die sich an solchen Tagen in Sofia einzufinden pflegen, tragen ohne Ausnahme noch heute ihre ursprünglichen Trachten, die sich besonders bei den Mädchen in buntestem Far-

bengemisch zeigen. Dazu gab es Zigeuner, Juden in ihren speckigen Raftanen, Türken in ihrem Fes und Turban, Pomaken, Soldaten; ein seltsames Durcheinander, dabei aber ernst und gemessen, dem Charakter der Bulgaren entsprechend. Je mehr wir uns den malerischen Felsmauern des Balkan näherten, desto großartiger wurde der Rückblick auf die ungemein fruchtbare Ebene von Sofia, mit der großen Stadt in ihrer Mitte, und auf die wilden Bergzüge, die sie auf der Südseite umschließen, hoch überragt von dem schneegekrönten Witoscha, dem Wahrzeichen Sofias. Bald tritt die Bahn in das enge Felsental des rauschenden Isker, der, stellenweise Rastaden bildend, sich auf der kurzen Balkanstraße um fünfhundert Meter senkt. Die roten Sandsteinwände werden immer höher, immer kühner, bis sie wohl einen Kilometer hoch über den unten über Brücken und durch Tunneln donnernden Zug aufstreben, abwechselnd mit dichten Laubwaldhängen und lauschigen Seitentälern, wo auf grünen Matten Viehherden weiden und sich kleine, ärmliche Dörferchen zeigen. Die großartigste Strecke des ganzen Iskerdurchbruchs liegt in den hohen Kalksteinketten des *Wrasa-Balkans*, wo die Felsen von ähnlichen Basteien gekrönt sind wie in der Sächsischen Schweiz, nur in viel größerem Maßstab. Hier und dort glaubte ich in diesen kühn aufsteigenden Mauern solche von Menschenhand zu erblicken, wie sie vor anderthalb Jahrtausenden die Römer und vor einem Jahrtausend die tapferen Bulgaren selbst zur Befestigung des Engpasses tatsächlich gebaut haben. Aber die meisten dieser Rastelle liegen in Trümmern, und was von Bauten aus früheren Zeiten noch vorhanden ist, sind nur noch malerische, schön gelegene Klöster, die von den Sofioten an Sonntagen vielfach besucht werden.

Jenseits der phantastisch geformten Felsen von *Rumino* durchfährt die Bahn noch einen zweiten vom Isker aus dem Kalkgebirge gewaschenen Engpaß, jenen von *Karlukowo*, wo die Gipfel ebenfalls noch Ruinen von zahlreichen mittelalterlichen Burgen tragen. Fünfzehn Kilometer weiter treten die Gebirge, welche der Bahnzug mehrere Stunden lang durchfahren hat, plötzlich zurück, der Balkan ist durchquert, und während der wasserreiche Iskerfluß in nördlicher Richtung der Donau zueilt, führt uns das Dampfroß in östlicher Richtung weiter nach dem aus dem russisch-türkischen Kriege 1877 berühmt gewordenen *Plewna*. Die Dörfer sind hier größer, freundlicher, in den Dorfstraßen und ringsum sieht man große Scharen

von Gänsen, auf den Feldern arbeiten fleißig Frauen und Mädchen im Verein mit den Männern oder sie sitzen vor den Häusern, eifrig die Garne spinnend, mit denen sie die heimatlichen Stoffe auf recht ursprünglichen Webstühlen weben, oder sie rollen auf tischgroßen Holzplatten mit spazierstocklangen, dünnen Walzen den Brotteig aus, der dann auf großen Tüchern auf der Dorfstraße zum Trocknen ausgelegt wird. Der massenhafte Staub, der sich dabei über die dünne Teigschicht, groß wie ein Zeitungsblatt, zuweilen breitet, tut anscheinend dem Geschmack des bulgarischen Bauernbrotes keinen Eintrag.

Je mehr ich mich nach dem Überschreiten des Widflusses auf langer Eisenbrücke Plewna näherte, desto häufiger wurden die Denkmäler aus den Herbsttagen von 1877. In Plewna selbst und seiner Umgebung sind ihrer nicht weniger als dreihundert! Sie allein erinnern an die berühmten Kämpfe zwischen dem 30. Juli und 10. Dezember 1877, die sich für die russische Übermacht so ungemein blutig und verlustreich gestaltet haben. Gazi Osman Pascha hatte die liebliche, zwischen grünen Hügeln eingebettete Stadt in aller Eile in eine starke Festung umgestaltet, an deren Mauern sich die wiederholten Anstürme der Russen unter dem Oberbefehl des Fürsten Karl von Rumänien immer wieder brachen. Erst die Erfolge Skobelevs und Totlebens bahnten den Russen den Weg nach Plewna. Osman Pascha, seit zwei Monaten ohne Lebensmittel und Munition, versuchte am 10. Dezember sich nach Widdin an der Donau durchzuschlagen, aber er wurde dabei verwundet und mußte sich schließlich mit zweitausend Offizieren und vierzigtausend Mann ergeben.

Die Stadt erholte sich rasch von diesen schweren Tagen und ist seither durch ihren Weinbau und Viehhandel recht wohlhabend geworden. Ich benutzte den einstündigen Aufenthalt zu einer Fahrt durch die freundlichen Straßen, an dem hübschen Stadthaus und dem Kriegerdenkmal auf dem Hauptplatz vorbei. An die Türkenherrschaft erinnern nur mehr eine Moschee und einzelne mohammedanische Häuser mit vergitterten Fenstern, aber die Türken selbst scheinen Plewna verlassen zu haben.

Nach fünfstündiger Fahrt durch reiches, mit Getreidefeldern, Obst- und Weingärten bedecktes Land, an den merkwürdigen „Stuhlbergen“ vorbei, die dem im Süden aufsteigenden Balkan vorgelagert sind, erreichte ich zur Nachtzeit G o r n j a - D r e o w i z a, wo ich

den nach Varna weitereilenden Zug verließ, um Tirnowo zu besuchen. Aber es fuhr kein Zug mehr nach dieser einstigen Hauptstadt des großbulgarischen Reiches und ich mußte in einer elenden Herberge übernachten, in der mich das Ungeziefer kein Auge schließen ließ. Kein Wunder, denn Gornja ist nichts weiter als ein Dorf von siebentaufend Einwohnern, das für die Bedürfnisse europäischer Reisender jeder Art bis zu dem allernötigsten keineswegs eingerichtet ist. Desto mehr wird es von bulgarischen Vieh- und Schweinezüchtern, Schlächtern, Dschambassen (Pferdehändlern) und Zigeunern besucht, die hier zu den großen Märkten aus allen Teilen Bulgariens kommen, eine Art bulgarisches Chicago. Hier machte ich die Bekanntschaft von der im Lande sehr beliebten Pastrma, getrocknete Lendenstücke von Rindern und Schweinen, die hier massenhaft erzeugt werden. Gehörig mit rotem und weißem Pfeffer gewürzt, schmeckt es ganz vortrefflich und ließ mich sogar den starken Landwein aus der Umgebung vertragen. Aber die Nacht, die Nacht!

Der Wirt, der sich bei meinem Abendbrot in der rauchigen Schenkstube zu mir setzte, behauptete, die Wohlhabenheit von Gornja käme weniger von den Märkten und Schlächtereien als von dem Wein- und Obstbau und dem Erwerb, den die Bewohner im In- und Auslande als Wandergärtner finden. Alljährlich im März gehen aus dieser Gegend zwischen fünfzehn- und zwanzigtausend Gärtner auf die Wanderschaft in die verschiedenen Balkanstaaten, aber auch nach Siebenbürgen, Ungarn und Rußland und kehren mit ihren Ersparnissen im Spätherbst wieder nach ihrer engeren Heimat im Tale der wilden *S a n t r a* zurück. In diesem Tale fuhr ich am folgenden Morgen auf der von Rustschuk nach dem Balkan führenden Bahn weiter nach *T i r n o w o*, eine der romantischsten Strecken der ganzen Halbinsel. An den hohen, den Engpaß der *Santra* umschließenden Felswänden kleben große Klöster mit blinkenden Kuppeln, umgeben von dichten Waldungen. Die wasserreiche, vom berühmten Schipka- paß herabkommende *Santra* bildet auf ihrem raschen Lauf der Donau zu rauschende Stromschnellen, eingengt von malerischen Felsen, und ich bedauerte die Kürze der Fahrt, von Gornja nur drei Viertelstunden bis zu der höchst eigenartigen, X-förmigen Schlucht, auf deren steil aufsteigenden Felsen *T i r n o w o* sich aufbaut. Ein ähnliches Städtebild habe ich selten gesehen. Man denke sich die beiden unteren Arme des X durch einen wagerechten Querstrich vereinigt, jeden Arm

ungefähr siebzig Meter breit und vier Kilometer lang, umschlossen von kirchturm hohen, steil abfallenden Felsmauern, und dazu aus der Schlucht selbst kühne, steile Felsen inselartig aufragen, dann hat man das beiläufige Bild des Jantralaufes, soweit er den Gründern der ersten Hauptstadt Großbulgariens im zwölften Jahrhundert als Baustelle gedient hat! Es waren die stürmischsten Zeiten in der ungemein blutigen Geschichte der Balkanhalbinsel, ein grausamer, verheerender Krieg folgte dem anderen, und die Bulgarenfürsten aus dem Hause Asen hatten zunächst darauf zu achten, daß ihre Residenz einem angreifenden Feinde nicht zum Opfer fallen konnte. So wählten sie denn dieses für damalige Zeiten ganz uneinnehmbare Felsenneß.kehrten sie ihrerseits von ihren grausamen Beutezügen nach Thrazien und Mazedonien, selbst bis an die Tore von Byzanz zurück, dann brachten sie unermessliche Schätze mit und bauten sich prachtvolle Paläste. Ihre Bojaren und Heerführer taten das gleiche zu Füßen des Schloßberges, überall, wo die Jantra in ihrer Schlucht Bauplätze darbot. Zuzügler kamen, und der schmale Felsgrat zwischen den beiden Armen des Flusses ist heute dicht gedrängt mit über- und hintereinander aufsteigenden Häusern, die sich des Platzmangels wegen nur in die Höhe ausdehnen konnten. So zeigen sie -- eine Seltenheit in orientalischen Städten -- drei und vier Stockwerke Höhe, und bei manchen Häusern kam ich, durch den Hofraum schreitend, auf den Dächern der Nachbarhäuser wieder ins Freie.

Und welches Gewirr von Gäßchen! Nur die dem Felsgrat oben entlang führende Gasse ist allenfalls für ein Fuhrwerk benüßbar, alle anderen sind so eng, daß zwei Menschen einander gerade ausweichen können, dabei von großer Steilheit, wenig mehr als dämmerige Treppensluchten, die zum Fluß hinabführen. Von der hochgelegenen Bahnhofstraße gewährt Tirnowo mit seinen in bunten Farben prangenden Häuserterrassen, seinen Türmen, Kuppeln und Minaretten, tief unten das hier und dort hervortretende Silberband des Flusses, einen höchst eigenartigen Anblick. Es wäre leicht gewesen, für die Bahnlinie eine hohe Brücke über die ganze Jantraschlucht hinüber auf's andere Ufer zu werfen, wie es etwa über die Aare in Bern oder die Saane in Freiburg geschah, die beide einigermaßen an Tirnowo erinnern. Doch die Bahn wurde durch Tunnels hinunter in die Stadt geführt, überquert die beiden Jantraarme auf kleinen Brücken und geht unter der dazwischenliegenden Felsenstadt wieder durch einen Tunnel. Vom Bahnhof

mußte ich auf einem langen Umweg mit malerischen Ausblicken auf die zusammengewürfelte Stadt in die Schlucht hinunter und dann durch die engen, dämmerigen Gäßchen nach dem recht ansprechenden deutschen Hotel *Bulgaria*, dem besten der Stadt. Von dort führen ähnliche Gäßchen über den einzigen kleinen Platz nach dem ehemaligen Türkentonaß, der heute das Kreisgericht beherbergt. Nahebei führt eine Brücke nach dem einstigen Türkenviertel, wo heute indessen nur noch eine verschwindende Zahl von ihnen wohnt. Eine zweite Brücke führt steil auf den dräuenden Schloßfelsen hinauf, in ihrer Kühnheit und Eigenart wohl ihresgleichen suchend, denn die Natur selbst hat sie angelegt zu einer Zeit, als es noch keine Türken oder Bulgaren gab. Staunend blickte ich auf diesen kaum vier Meter breiten Felsgrat, der vom Jantraufer sechzig Meter lang allmählich aufsteigt und einst die einzige Verbindung des Schloßfelsens mit der Stadt bildete. — Heute führen wohl noch Treppen nach dem auf dem Nordfusse des Felsens zusammengekauerten Christenviertel herab, doch die natürliche Felsenbrücke ist das Hauptverkehrsmittel geblieben. Von ihr wurde im Jahre 1205 der in der Schlacht von *Adrianopel* unterlegene Kaiser von *Byzanz*, *Balduin I.*, nachdem er auf Befehl des bulgarischen Saren verstümmelt worden war, in den tiefen Abgrund gestürzt. Von dem Palast des Saren aus dem Hause *Asen*, der sich auf dem Schloßfelsen erhob, ist heute nichts mehr vorhanden. Als im Jahre 1393, zwei Jahrhunderte nach ihrer Gründung, *Tirnowo* von den Türken erstimmt, die Paläste zerstört und die Bevölkerung niedergemetzelt wurde, war es mit der Bulgarenherrschaft zu Ende, und für die folgenden fünf Jahrhunderte blieben die Türken Herren der Stadt wie des ganzen Landes. Sultan *Bajasid* baute auf dem Schloßfelsen die schöne Moschee von heute. Der Halbmond ist indessen von ihren Kuppeln verschwunden, die großen Innenräume dienen Militärzwecken, und statt der Scharen von Moslems, die noch vor vier Jahrhunderten dort an Freitagen hinaufpilgerten, wandern seither die bulgarischen Christen an Sonntagen zu der Kuppelkirche ihrer ersten Apostel, der heiligen *Cyryllus* und *Methodius*.

In *Tirnowo* hatte meine Eisenbahnfahrt durch das Herz von Bulgarien ein Ende. Um über den Schipkapafß nach der Rosenstadt *Razanlyk* zu reisen, mußte ich zu einem Zweispänner Zuflucht nehmen, der mich auf einer ganz annehmbaren Landstraße im romantischen Tale der *Jantra* aufwärts in einer kleinen Tagesfahrt nach dem lebhaften

Städtchen Drenowa führte. Auf dem Platz in der Mitte der schiefergedeckten Häuser entfalteten die patriotischen Bulgaren im Jahre 1876 zum ersten Male die nationale Fahne, um gleich darauf ihre Kühnheit mit dem Tod aus der Hand wilder Baschi-Bosuts zu büßen. Ein Hotel gibt es hier noch nicht. Ich übernachtete in einem alten türkischen Han und erreichte am folgenden Nachmittag über das gewerbereiche Städtchen Grabowa den aus dem russisch-türkischen Krieg von 1877 berühmten Sch i p k a p a s s.

Ein großes russisches Denkmal auf der Paßhöhe inmitten herrlicher Buchenwälder erinnert an den schwerer kämpften Sieg der Russen unter General Radetzky über die Türken unter Suleiman Pascha, der sich dort oben am 9. Januar 1878 mit seiner ganzen Armee ergeben mußte.

Die Paßhöhe, ungefähr dreizehnhundert Meter über dem Meere, ist die Wasserscheide zwischen Schwarzem und Mittelmeer, die Grenze zwischen dem kalten Norden und dem warmen Süden. Nach zweistündiger Fahrt die vielgewundene Paßstraße hinab erreichte ich das schöne, gewerbereiche Dorf Schipla, und noch am gleichen Abend war ich in dem lieblichen Razanlyk, eingebettet in einem wunderbaren Tal von Rosen, die sich in weiten Feldern wie ein roter Teppich über die ganze Umgebung legen.

Das Marikatal und Philippopel

Von Sofia führt die Eisenbahn durch die weite Sofianer Ebene, die früher von einem See eingenommen wurde und von bedeutender Fruchtbarkeit ist. Zu beiden Seiten sieht man römische Grabhügel bis zu fünfzehn Meter Höhe, denn Sofia war zu römischen Zeiten eine sehr bedeutende Stadt. Auch Alexander der Große kam auf seinem berühmten Zuge über den Balkan im Jahre 335 v. Chr. hieher und durchwanderte vielleicht dasselbe romantische Defilee der Balkankette, welches heute von der Eisenbahn überfesselt wird. Die Schienenstränge steigen durch malerische Gebirgslandschaften in Windungen steil aufwärts zur Wasserscheide zwischen dem Schwarzen und Ägäischen Meere und erreichen bei der Station Bafarel auf achthundertfünfundzwanzig Meter Höhe den höchsten Punkt der ganzen Bahnlinie. Dichte Urwälder, zum Teil schon auf ostrumelischem Gebiet

gelegen, bedecken die Bergflanken des zweitausendneunhundertvierundzwanzig Meter hohen Musalla, des höchsten Gipfels der Balkanhalbinsel, von denen die Mariza durch wilde Schluchten herabsprudelt. Die Bahn erreicht das Tal dieses Flusses bei der schon in Ostrumelien gelegenen Station Kostenetz-Banja, in deren Umgebung ein paar kleine Sommerfrischen und Badeorte mit heißen Quellen liegen. Die alte Römerstraße führt nahe der Bahnlinie über den sogenannten Trajanspaß, der in alten Zeiten als die Grenze zwischen dem west- und oströmischen Reiche galt.

Gegen Süden sieht man an manchen Punkten der wildromantischen, von Schluchten durchschnittenen Berggegend die mächtigen Ketten des Rhodopegebirges aufsteigen, heute noch das Gebiet der wilden, räuberischen Pomaken, die dort und in der Umgegend ihr Unwesen treiben. Hier wurde auch vor einem Jahrzehnt Miß Stone gefangen genommen und nur gegen ein hohes Lösegeld freigelassen. Die Pomaken sind Bulgaren, welche die mohammedanische Religion angenommen und die kriegerischen Eigenschaften ihrer Vorgänger, der wilden Bessen, ererbt haben. — Baron Hirsch, der bekannte Erbauer der Orientbahnen, besaß gerade in dieser Gegend, bis herab zur Station Bellowa, eine Konzession zur Ausbeutung von fünfunddreißigtausend Hektaren Wald. Nun ist sie Staatseigentum und die prachtvollen Stämme werden in Bellowa zu Bauhölzern und Möbeln verarbeitet.

Zehn Kilometer weiter erreicht die Bahn die Station Saramben, wo der bulgarische Bahndienst bis 1912 aufhörte und der türkische begann. Die „Fertigschi“ traten in Wirksamkeit, während dies seither erst in Mustapha Pascha stattfindet. Fertigschi ist die türkische Bezeichnung für das Zugpersonal, aber ein deutsches Wort. Früher wurden die durchgehenden Züge mit dem Worte „Fertig“ abgerufen, und daraus entstand „Fertigschi“. Die Türken wissen sich mit fremden Bezeichnungen zu helfen, und die in Rumänien übertriebene Sprachreinigung hat im Bann des Sultans noch nicht eingesezt.

Jenseits Sarambey erweitert sich das äußerst fruchtbare, von zahlreichen Wasserläufen durchschnittene Tal der Mariza immer mehr. Mit der wilden, nordisch anmutenden Gebirgswelt ist es vorüber, der warme Hauch des Südens, gleichzeitig des malerischen Orients grüßt den Reisenden und immer häufiger erscheinen Weingärten, Getreide-

und Tabakfelder, die in der feuchten, heißen Niederung ein vortreffliches Aussehen zeigen. Neben den Männern sieht man vielfach auch Frauen und junge Mädchen an der Arbeit, fleißige, unverdrossene Geschöpfe.

* * *

Es war gegen Abend, als ich aus der Ferne, von der Abendsonne beschienen, aus der weiten, grünen, von dunklen Gebirgszügen umschlossenen Ebene vier steile Felsen aufragen sah, mit Häusergruppen und Gärten auf den Hängen und einer von einem alten Turm überrhöht. Allmählich traten auch Minarette, Kuppeln und Kirchtürme aus dem klaren Horizont hervor und bald darauf fuhr der Zug in Plowdio ein. Plowdio? So rief der bulgarische Schaffner. Lächelnd fügte er, als er an meinem Waggonfenster vorbeikam und mich erblickte, P h i l i p p o p e l bei. Ich war also in dieser altberühmten, schon dreieinhalb Jahrhunderte vor Christi Geburt von Philipp von Mazedonien gegründeten Stadt angekommen! Viele Altertümer erwartete ich nicht, denn sie war ja im Laufe der Zeit von den verschiedensten Völkern zerstört, überdies im Jahre 1818 durch ein Erdbeben fast gänzlich vernichtet worden, doch eine so ganz moderne Stadt des zwanzigsten Jahrhunderts, als welche sie sich auf meiner Fahrt nach dem Hotel Mollé in der Alexanderstraße zeigte, hätte ich nicht vermutet. Gegenüber dem Bahnhof ein neuangelegter, nach Fürst Ferdinand benannter Platz, dahinter neue, gerade Straßen mit modernen Villen und abendländischen Neubauten, ein großer, reizender Park und dahinter, auf ungefähr sechzig Meter aufragend, einer der eigentümlichen Syenitfelsen mitten in der Stadt, von dem vorerwähnten Turm gekrönt. Es ist der Sahat Tepé, der von den Türken gebaute Uhrturm, ganz mit Bäumen bepflanzt. Westlich davon, weiter zurück erheben sich zwei andere steile, kahle Hügel.

Die Straße, wo ich Unterkunft fand, scheint fast alle Sehenswürdigkeiten der gegen achtzigtausend Einwohner zählenden Stadt zu besitzen, dazu alle Hotels nebeneinander. Je weiter ich ihr hinabwanderte gegen die Brücke zu, die die Mariza an ihrer schmalsten Stelle überspannt, desto mehr verschwindet der abendländische Charakter, der morgenländische, türkische, kommt mit seinen winkligen Straßen, Moscheen, Holzhäusern, Basaren immer mehr zum Vorschein.

Etwa halben Wegs zur Mariša erhebt sich auf dem neuerdings nach dem Thronfolger, Prinz Boris, getauften Platz, gleichzeitig der recht belebte Verkehrsmittelpunkt, die große Dschumaja-Moschee, mit ihren neun Kuppeln an die schönen Moscheen von Stambul erinnernd. Ganz in der Nähe liegt eine noch jetzt benutzte türkische Karawanferei, mit mehreren Bleikuppeln eingedeckt wie die türkischen Medressen (Koranschulen) in Konstantinopel. Jenseits folgen zwischen den engen, krummen Basarstraßen noch mehrere Moscheen, gegenüber aber breitet sich in diesem Türkenviertel ein zweiter schöner Park aus an der Stelle, wo früher der Konak des Wali stand. Er zieht sich auf der einen Seite bis an die Mariša hin und stößt auf der anderen an einen dritten, sehr schön gehaltenen Park, der vor der Besitzergreifung Ost-rumeliens durch die Bulgaren der Türkenfriedhof war. Die alten Grabsteine wurden beseitigt und der Platz als Stadtpark eingerichtet, mit dem Rathaus an der Südseite.

Durch ein paar Seitenstraßen mit lebhaftem Verkehr gelangte ich vom Hotel aus zu einem Hauptspaziergang der Stadtbewohner, dem mit schönen Wohnsitzen der reichen Bulgaren und Griechen bedeckten Dschambas-Hügel. Von der Höhe genoß ich eine herrliche Aussicht auf die ganze Stadt und die reichbebaute Ebene, durch die sich die Mariša in vielfachen Windungen schlängelt, immer mit den schneebedeckten, gewaltigen Höhenzügen des Balkan im Norden und des wilden Rhodopegebirges im Süden. Der Dschambas Tepe scheint der Mittelpunkt des altchristlichen Stadtteils zu sein, denn zu seinen Füßen treten aus dem bunten Häusergewirr verschiedene Kirchen hervor; im Süden erhebt sich die katholische Kathedrale und jenseits, am Südrande des malerischen Stadtbildes, zeigte man mir das Viertel der hier recht zahlreichen Zigeuner. Philippopel wird überhaupt von einer recht bunt zusammengewürfelten Gesellschaft bewohnt; freilich sind heute schon die Bulgaren mit ungefähr der halben Einwohnerschaft vorherrschend, doch immer noch haben sich unter der Herrschaft des Kreuzes hier an zwölftausend Türken erhalten, während sie sonst in anderen Städten nur mehr in spärlichen und leider immer mehr verarmenden Resten vorhanden sind. Dann folgen Griechen, deutsche und spanische Juden, Armenier, doch nur wenige Südslawen. Von der Höhe des Dschambas Tepe sah ich hier und dort schon qualmende Schornsteine aufragen, ein seltener Anblick in den Städten des Orients, an dessen Pforte Philippopel steht. Die Industrie hat also hier bereits

ihren Einzug gehalten, dazu gibt es lebhaften Handel mit den Produkten des Marikatales, Leder, Tabak, Reis, Wein, Obst, Eier und Rosenöl, denn an den Südhängen des Balkans, nur wenige Eisenbahnstunden weit, liegt ja das berühmte Paradies der Rosen, das Tal von Razanlık, wo jährlich aus fünfzehn Millionen Rosenblüten das Rosenöl gewonnen wird.

In meinen Gesprächen mit einzelnen Lehrern des neuen Alexander-Gymnasiums, sowie abends im Hotel mit verschiedenen Offizieren konnte ich leicht die stolze Befriedigung dem Ausländer gegenüber merken, die sie über den Besitz von Philippopel empfanden. War doch diese Stadt im Mittelalter wiederholt eine der reichsten Eroberungen der Bulgaren, um im Jahre 1363 das Grab ihrer Unabhängigkeit zu werden. Wiederholt waren sie sogar bis vor die Tore von Byzanz vorgeedrungen, und das ganze Gebiet des heutigen Südbulgariens wurde schon in den ersten Jahren des neunten Jahrhunderts von ihrem Zaren oder „Chagan“ Krum erobert! Sofia fiel bereits im Jahre 809 in ihre Hände, drei Jahre später schlugen sie bei Schumla zum ersten Male die ihnen verhassten Griechen, wobei ihr Kaiser, Nikephoros I., sein Leben verlor. Am 22. Juni 813 errangen sie bei Adrianopel über die Griechen einen zweiten Sieg und zogen nun unbehindert bis Byzanz.

Um sich die Götter günstig zu stimmen, brachte der damals noch heidnische Zar ihnen blutige Opfer von Menschen und Tieren dar. Dann, so erzählt die Geschichte, „sah man ihn am Ufer ins Meer steigen, seine Füße waschen und unter dem Freudengeheul seiner Scharen Wasser auf sie spritzen; hierauf kehrte er in sein Zelt zurück, inmitten einer doppelten Reihe von Weibern seiner Hofhaltung, die Hymnen sangen und sich vor ihm niederwarfen“. Bevor er jedoch die Belagerung von Byzanz begann, sandte er Botschafter in die Stadt mit dem Ansinnen, daß er sich mit der jährlichen Zahlung eines Tributs von Sklavinnen und kostbaren Stoffen begnügen würde. Ebenso bedang er sich als Zeichen seiner Herrschaft aus, von seinem Pferde aus eine Lanze in das „Goldene Tor“ der Stadtmauer zu schleudern. Leo V., der eben als Kaiser den Thron von Byzanz bestiegen hatte, wies sein Begehren ab und schlug eine persönliche Unterredung mit Krum vor. Der Bulgarenzar nahm sie an, als er jedoch in Begleitung von sechs seiner Hauptleute an der bezeichneten Stelle beim Blacherentor nahe dem Palast des Kaisers eintraf, wurden von im Ver-

stet lauern den Griechen Pfeile auf ihn geschleudert. Obschon verwundet, gelang es ihm, sich auf ein Pferd zu schwingen und zu entkommen.

Voll Wut über diese Treulosigkeit der Griechen ließ er das ganze Land zwischen dem Marmara- und Schwarzen Meere plündern und dann vollständig verwüsten, die Einwohner töten. Bis Adrianopel erstreckte sich diese Verheerung, ja dieses selbst wurde geplündert und von seinen Einwohnern mehr als zwölftausend in die Gefangenschaft geschleppt. Nicht genug damit. Kaum war der Winter vorüber, so machte er sich mit riesigen Heerhaufen wieder auf den Weg, um Byzanz selbst zu erobern; doch bevor er seine Absicht ausführen konnte, ereilte ihn am 13. April 814 der Tod.

* * *

Kaum ein Jahrhundert später, im Jahre 912, erschienen die Bulgaren abermals, diesmal unter dem Zaren Symeon, vor der Stadt, abermals wurden Friedensverhandlungen eingeleitet, und als sie ohne Ergebnis verliefen, griffen die Griechen selbst zu den Waffen und schlugen die Bulgaren zurück. Indessen sie erschienen immer wieder, verwüsteten wiederholt das ganze Marikatal zwischen Philippopol und Byzanz und kamen 926 vor die bedeutend verstärkten Mauern der hartbedrängten Stadt. Aber Symeon war inzwischen Christ geworden und wohl durch den Einfluß des Patriarchen wünschte er zunächst eine Unterredung mit dem griechischen Kaiser Romanos. Diese wurde gewährt, doch der Kaiser, wie die Geschichte erzählt, vor Angst zitternd, „flehte zunächst auf den Knien um himmlischen Schutz, bekleidete sich dann mit einer besonders heiligen Reliquie, dem Overtuch der heiligen Maria, und so trat er mit waffenglänzendem Gefolge dem Bulgarenzar gegenüber“. Symeon ließ zunächst den Palisadenraum, wo die Begegnung stattfand, in Erinnerung an die schlimmen Erfahrungen Krums durch seine Krieger untersuchen, dann erst begrüßten sich Zar und Kaiser durch Umarmung und Kuß. Romanos beschwor Symeon unter Berufung auf den ewigen Richter, seinen kriegerischen Absichten zu entsagen und mit ihm einen dauernden Frieden zu schließen. Und in der Tat! Nachdem die beiden Herrscher reiche Geschenke ausgetauscht und sich abermals durch Umarmung und Kuß verabschiedet hatten, zog Symeon mit seinem Heere friedfertig von dannen.

Nach dem Tode Symeons folgte unter schwachen Herrschern allmählich der Niedergang und die Zersplitterung des großbulgarischen Reiches. Um das Jahr 1000 eroberten die Griechen Ostbulgarien, und nach langen Kämpfen gelang es dem Griechentaiser Basilius II., dem Bulgarentöter, auch Westbulgarien einzunehmen. Im Jahre 1014 fiel der entscheidende Schlag, Basilius ließ fünfzehntausend gefangenen Bulgaren die Augen ausstechen und sie so nach ihrer Heimat zu ihrem Zaren Samuel zurücksenden. Wohl erstand unter den Zaren der Dynastie Ilsen ein zweites Bulgarenreich, doch es erreichte nicht entfernt die Bedeutung des ersten. Inzwischen waren die Türken nach Europa gekommen, Sultan Murad I. eroberte im Jahre 1363 das bis dahin bulgarische Philippopel und bald darauf bekannte sich der Bulgarenzar selbst als Vasall, bequeme sich, die Festungen den Türken auszuliefern, Tribut zu zahlen, ja er gab seine eigene Schwester in den Harem des Sultans!

Ist es da zu verwundern, daß sich die Bulgaren nach halbtausend-jähriger Türkenherrschaft der Wiedergewinnung von Philippopel freuen?

Die Europäische Türkei

A d r i a n o p e l

Der Zugverkehr auf den bulgarischen Bahnen, die übrigens bereits ein Netz von zweieinhalbtausend Kilometer besitzen, ist nicht so lebhaft wie diesseits der Donau, und so mußte ich den ganzen folgenden Tag in Philippopel zubringen und mit dem gleichen Zuge, der mich hieherbrachte, weiterreisen. Der Schnellzug, der sogenannte Orient-Express, verkehrte bis vor kurzem nur jeden zweiten Tag und berührt überdies Philippopel sowohl wie Adrianopel zur Nachtzeit. Um zwei Uhr morgens in einer so interessanten Stadt wie die letztere einzutreffen, ist nicht vorteilhaft. Doch auch der Tageszug erreicht Adrianopel nach sechsstündiger Fahrt erst um zehn Uhr nachts, dazu liegt der Bahnhof auf der Südseite der Maritza fünf Kilometer weit ab, und es war Mitternacht, ehe ich im Hotel d'Amérique im Herzen der Stadt anlangte. Wohl hatten mir die Gepäckträger am Bahnhof eine dort gelegene Unterkunft empfohlen, doch sie führte den Namen Varieté und ich traute meiner Nachtruhe nicht recht, obschon ich nachher erfuhr, daß es unseren abendländischen Begriffen von Varieté nicht entsprach und leidliche Unterkunft gewährte. Indessen ich war doch nach einstündiger Droschkenfahrt im Herzen der alten Stadt, die von der Mitte des vierzehnten bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Hauptstadt des Türkenreiches war, und konnte am frühen Morgen gleich meine Rundgänge unternehmen.

Adrianopel ist nun, seit dem letzten Balkankriege, die nördlichste Stadt der Türkei geworden. Wie es zu Anfang der türkischen Eroberungszüge zeitlich die erste Stadt war, von der sie ausgingen, so ist es heute auch räumlich die erste Stadt, wo man den Rest der einst so großen Europäischen Türkei betritt. Was liegt alles zwischen dem Einst und Jetzt! Welche Kriege, welche Schlachten und Eroberungen! Die Geschichte Europas ist während eines halben Jahrtausends vornehmlich von den Türken gemacht worden. Adrianopel aber bestand schon anderthalb Jahrtausende vor dem Erscheinen der Osmanen in Europa! Als Kaiser Hadrian an den Zusammenfluß der drei ost-

rumelischen Flüsse Marişa, Urda und Tundscha kam, fand er dort bereits die Reste einer thrakischen Stadt vor. Kein Wunder, denn bis zu dieser Stelle war die Marişa für die alten Schiffe befahrbar, und Hadrian selbst war von der Halbinsel, die im Halbkreis von der Tundscha umflossen wird, ehe sie in die Marişa mündet, so gefesselt, daß er hier die nach ihm benannte Stadt gründete. Seit jener Zeit ist Adrianopel immer ein strategischer Hauptpunkt der Balkanhalbinsel geblieben, bis auf das Jahr 1913, wo es die Türken von den Bulgaren wieder kampflos zurückgewannen.

* * *

Mein erster Gang war nach dem berühmtesten Bauwerke der Stadt, nach der großartigen Selimié-Moschee auf dem höchsten Punkte mitten in der Tundscha-Halbinsel. Schon dieser Spaziergang zeigte mir, daß Adrianopel in seinem Aussehen und seinem Verkehr vollkommen türkisch geblieben ist, vielleicht mehr als selbst Konstantinopel. Meinem Hotel gerade gegenüber der Basar Ali Pascha mit seinen nach türkischer Art offenen Kaufläden unter einem gewölbten Markthallendach, dahinter das unglaublich winkelige, eng zusammengedrängte Geschäftsviertel, der älteste und eigenartigste Teil der großen Stadt. Am Ende des langgestreckten Basars der Uhrturm und in der Nähe die unscheinbaren Trümmer der einstigen Zitadelle, die so viele Stürme und Belagerungen erlebt hat. Alle Augenblicke stieß ich in dem Labyrinth schmaler und doch verkehrsreicher Gäßchen auf irgend eine Moschee, gibt es doch deren in Adrianopel ein halbes Hundert! Plötzlich stand ich vor der herrlichen Moschee Sultan Selims II. mit ihrer weiten Kuppel und vier kannelierten, achtzig Meter hoch ragenden schlanken Minaretten, und ich gestehe, keine von den vielen, die ich bis dahin in der Welt des Islam gesehen, machte auf mich den überwältigenden Eindruck, wie dieses aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts stammende Haus Allahs! Auch nicht die Aja Sophia oder die Achmet-Moschee in Stambul. Das betrifft nicht nur ihre Größe, sondern auch ihre edlen Verhältnisse und ihre Schönheit. Die großartige Kuppel, von vier kolossalen Porphyrsäulen getragen, wird in ihrem Durchmesser nur von wenigen anderen übertroffen und ist so leicht und zart, daß sie in der Luft frei zu schweben scheint. Herrlich ist der Portikus mit seinen riesigen Monolithsäulen aus kostbarem Marmor, die einst das klassische Dionysos-theater im alten Athen schmückten.

Im Hotel hatte man mich vor der Besteigung der Minarette gewarnt, und in der Tat, die stark ausgetretenen Steintreppen, von denen je drei übereinander in Windungen zum obersten Balkon führen, schienen mir nicht geheuer; doch es reizte mich, einen Überblick über die altberühmte Stadt und ihre Umgebung zu erhalten, der Ausgangspunkt aller Eroberungen und späteren Weltmacht der Osmanen. An der Hand des Planes suchte ich zunächst das alte Serail, den Palast der ersten Sultane; doch an der Stelle jenseits der Tundscha nächst der wunderbaren Moschee von Sultan Bajasid I. erheben sich davon zwischen Baumgruppen nur noch traurige Ruinen, denn leider wurde dieser geschichtliche Bau 1878 gelegentlich der Eroberung durch die Russen zerstört. Desto schöner wirkt auf die Entfernung, in der ich mich befand, etwa einen halben Kilometer, wie ein architektonisches Schmuckkästlein die Bajasidié Dschami. Den Vordergrund bildet der vielgewundene Flußlauf der Tundscha, die, mehrere große Inseln bildend, im weiten Halbkreis das malerische Stadtbild mit den vielen Kuppeln, Minaretten, Kirchen, Türmen und grünen türkischen Friedhöfen umschlingt, um sich südlich noch im Weichbild der Stadt mit der breiten Mariza zu vereinigen. Eine halbe Wegstunde stromaufwärts gewahrte ich die nicht minder breite Arda mit den über sie und die Mariza führenden Eisenbahnbrücken. Aus der flachen, grünen Ebene, wo die drei Flüsse zusammenlaufen, trat jenseits der Tundscha, hinter der Bajasid-Moschee die große Vorstadt Zilderim hervor und weiter westlich, jenseits der Mariza, die zumeist von Türken bewohnte Vorstadt Karagatsch (Schwarzer Baum). Dort liegt der Bahnhof der Orientbahn, die Bahnangestellten, darunter viele Deutsche, haben dort ihre Wohnungen und auch eine vom Deutschen Reich unterstützte Schule, die unter ihren gegen zweihundert Schülern indessen noch Kinder von Österreichern, Armeniern, Griechen, Bulgaren und Italienern zählt. Solche Schulen sind im ganzen Orient auf das lebhafteste zu begrüßen, denn sie sind nicht nur Pflanzstätten der deutschen Sprache, aus ihnen entwickelt und verbreitet sich auch deutsche Kultur unter den Orientalen, ein geistiger Zusammenhang mit den Deutschen, der der Stellung des Deutschtums, ihrem Handel, ihrer Industrie ungemein förderlich ist. Vorderhand ist allerdings selbst die einheimische Industrie, Webereien, Teppichknüpfereien, Gerbereien und Destillationen von wohlriechenden Wässern, im Rückgang, was bei den unglückseligen Zeiten während der letzten Kriege nicht zu ver-

wundern ist. Seit wenigen Jahren ist jedoch die Bevölkerung stark gestiegen, von 80 000 an der Jahrhundertwende auf 130 000 im letzten Jahre, darunter die Mehrzahl Türken. Sie halten immer noch an ihren alten Sitten und Gebräuchen fest und es gewährte mir großes Interesse, in den engen Straßen mit den kleinen Holzhäuschen umherzuwandern, die Gewerbetreibenden in den Basaren und sonst in der Stadt bei ihrer Arbeit zu beobachten, die Karawansereien und großen, düsteren Kauf- und Logierhäuser (Hans) zu besuchen. In den Vorstädten dagegen entwickelt sich allmählich europäische Industrie, der freilich die Türken ferne stehen. —

Auch zwischen Adrianopel und dem nur dreihundert Kilometer entfernten Konstantinopel gibt es keinen Tages Schnellzug. Um das interessante dazwischenliegende Land, den letzten Rest der europäischen Türkei, die einst bis tief nach Ungarn und Rußland hineinreichte, zu sehen, mußte ich vor Tagesanbruch aus den Federn. Der Lokalzug verläßt Karagatsch um sechs Uhr morgens und erreicht erst nach zwanzigstündiger Fahrt den Bahnhof an der Seraillspitze von Stambul. Aber ich konnte zum wenigsten die aus den letzten Balkankriegen berühmten Ortschaften, vor allem Tschataldscha und San Stefano, und ziemlich bedeutende Reste der Anastasischen Mauer mit ihren Türmen sehen, die von den Byzantinern anfangs des sechsten Jahrhunderts zum Schutz von Byzanz gegen die Einfälle der Barbaren errichtet worden ist.

K o n s t a n t i n o p e l

In zauberhafter Schönheit baut sich an den Ufern des Bosporus und des Goldenen Horns Konstantinopel auf. Über langen Reihen von Palästen, Moscheen, Schlössern, die sich an den stets mit Hunderten von Schiffen belebten Wasserstraßen meilenweit hinziehen, steigt das farben- und formenreiche Häusermeer der Weltstadt empor mit Hunderten anderer Paläste, Moscheen, Riesenbauten, hinter- und übereinander in höchst malerischer Weise angeordnet und überhöht von zahllosen zierlichen Minaretten, zahllosen Kuppeln und Türmen, unterbrochen von dem Grün der Parke und Gärten; das ganze in so wunderbaren Umrissen, in so reicher Abwechslung und in so buntem Farbenspiel wie kein anderes Städtebild der Erde.

Vor drei Jahrzehnten hatte ich diese wunderbarste aller Millionenstädte zum ersten Male gesehen und sie war mir trotz aller späteren Reisen durch die schönsten Länder des Erdballs unvergeßlich geblieben. Oft war ich gefragt worden, welches Fleckchen der fünf Kontinente mir wohl am besten gefallen hätte. Jedesmal bin ich die Antwort schuldig geblieben, denn es gibt so viele herrliche Punkte, und von der japanischen Inlandsee bis zur Magalhaëssstraße, vom fernen Puget-sund bis zur Malakkastraße fielen mir dabei gleich Duzende ein, aber zuerst schweiften meine Gedanken doch immer zurück nach dem Goldenen Horn und der Märchenstadt an seinen Ufern. — Nun war ich wieder an der Pforte des Bosporus und mein Schiff lag in der Nähe des Leanderturmes, zwischen diesem und dem marmornen Prachtbau von Dolmabahçe verankert. So viele Jahre, so viele Weltreisen waren seit meinem ersten Besuche verstrichen, und doppelt war ich gespannt darauf, ob die schöne Welt des Bosporus wieder so viel Entzücken in mir erregen würde wie das erstemal.

Viel hat sich ja in Stambul nicht verändert, denn was sind drei Jahrzehnte im Leben einer Stadt, die an Alter mit Athen und Rom wetteifert und von einem Volke bewohnt wird, das allen Neuerungen überhaupt abhold war? Wie damals, so blinkten auch diesmal, an dem schönen, sonnigen Märztage, die weißen Paläste, die Kioske und Tempelchen des alten Serails zwischen den dunklen Zypressen und Pinien zu mir herüber; wie damals erhob sich dahinter der ungeheure Bau der Uja Sophia, weiter nördlich die Sultan-Achmet-Moschee und endlich die stolze Suleimanje; Stambul gegenüber wie eine aus Häusern aufgebaute Riesenpyramide Galata mit seinem alten, alles überhöhenden Turm, daneben Pera, auf dessen höchstem Punkte in den letzten Jahren der düstere, massige Bau der deutschen Botschaft entstanden ist, dräuernd wie Sant Elmo über Neapel, und gegenüber, auf der asiatischen Seite, das alte, liebe, schläfrige Skutari mit seinen schwarzen Zypressenhainen. Nur die Zeiten sind ein wenig anders geworden, und mit ihnen auch die Menschen. Man stand ja in dunkler Vorahnung kommender Ereignisse, geschäftiger, gefüllter, zahlreicher als sonst flogen die Dampfer und Raiks und Fährboote an uns vorüber; dort drüben, jenseits der neuen Brücke der Sultana Valide, lag die türkische Kriegsflotte zum Auslaufen bereit, und ein Bataillon nach dem anderen des türkischen Heeres wurde von der Serailspitze per Eisenbahn nach dem Kriegsschauplatz gesandt. In Pera und

Galata bewegte man sich wie auf vulkanischem Boden, die Passagiere unseres Vergnügungsdampfers wollten gar nicht mehr in den Hotels wohnen und kehrten jeden Abend nach der Besichtigung der Sehenswürdigkeiten an Bord zurück. Nur der Sultan schien inmitten der allgemeinen Ungewißheit seine Ruhe und Fassung nicht verloren zu haben; mit gewohnter Gnade sandte er uns Zigaretten und Tabak in großen Mengen, Süßigkeiten für die Damen, ein paar Orden für besonders Begünstigte. Er ließ die Schlösser zur Besichtigung öffnen, und selbst die Tore der kaiserlichen Schatzkammer blieben uns nicht versperrt. Aber was sind all die faustgroßen Smaragden, die daumen- großen Rubinen, die Häufchen von Diamanten und Perlen, Kunstschätze und Kostbarkeiten alle, an denen unser Auge sich weidete, im Vergleich zu Konstantinopel!

* * *

Die Tage, die ich das letztemal am Bosporus verbringen konnte, werden mir ewig unvergeßlich bleiben. Bei früheren Aufenthalten wurde ich so sehr von den Besuchen der Paläste, Museen und Moscheen gefesselt, daß ich darüber das Leben und Treiben in dieser merkwürdigsten aller Millionenstädte überjah. Diesmal wohnte ich im Mittelpunkt des Fremdenverkehrs, im Pera-Palace-Hotel auf der Höhe von Pera. Mein Zimmer lag an einer Ecke, von wo ich den größten Teil von Stambul übersehen konnte. Gerade unter dem Hotel liegen die ausgedehnten Friedhöfe, die sich, nur von wenigen Häusern unterbrochen, steil bis an das Goldene Horn hinabziehen, nicht Friedhöfe nach unserer Art, mit ihren langen Reihen wohlgepflegter Grabhügel und Denkmäler, sondern grüne Matten, beschattet von alten, dunklen, vielgeästeten Zypressen, mit verwitterten meterhohen Steinsäulen hier und dort, die einen turbanartigen Kopf tragen. Grabhügel gibt es keine, und die Säulen zeigen keine Kreuze und Inschriften mit „Hier ruht“ und „Ci gît“, sondern höchstens halbverwischte arabische Schriftzeichen, die doch kein Mensch lesen kann. Die Grabsteine flößen also keine Ecken und keine Schrecken ein. Dazu lagern in diesen Parks von Konstantinopel Gruppen von Männern im Grase oder Gruppen von Frauen mit ihren spielenden, sich herum-balgenden Kindern; die roten, gelben, weißen Umhängtücher, die sie tragen, heben sich von dem einfarbigen Grün der Zypressenhaine male- risch ab, wie auf Böcklinschen Bildern; auf den Matten weiden Schafe,

treiben sich Hunde umher und stehen träge Esel in Schlaf versunken. Auf den Fußwegen aber, die durch diese nicht umzäunten Friedhöfe oder vielmehr Naturparks führen, herrscht reger Verkehr: Reiter, Fußgänger, Karawanen von Packpferden und Maultieren, denn oberhalb den Friedhöfen breitet sich Pera aus, der Sitz des geschäftlichen Verkehrs und der Fremdenwelt mit den Botschaften, Klubs und Hotels; unten aber liegt die Hauptverkehrsstraße, das Goldene Horn. Von meinem Fenster sah ich auf dieser breiten Wasserstraße das geradezu großartige Leben mit den vielen türkischen Lokaldampfern, die unausgesetzt auf- und niederfahren, und Hunderten von Ruderbooten, Fischerfahrzeugen und Segelschiffen. Jenseits des Goldenen Horns zieht sich das alte Stambul mit seinen dunkelbraunen Holzhäusern, vielen Moscheen, Kasernen, Regierungsgebäuden die Anhöhe hinauf, und wenn die Nachmittagssonne sie beschien, dann war der Anblick dieser Kuppeln und Türme und Minaretts, langen Palastfronten, alten Festungsmauern und des Wirrwarrs unregelmäßiger Hausdächer ganz großartig. Gegen Norden stößt dicht an das Pera-Palace-Hotel der Stadtpark von Pera, die sogenannten Petits champs. Ein weiter, besandeter Platz mit ein paar Reihen schattenspendender Bäume, unter denen sich ein Kiosk erhebt für die Musik, die dort zeitweilig spielt. Von diesem Platz ziehen sich ein paar Wege zwischen schüchternen Gartenanlagen bis nahe an die englische Botschaft hin, über deren massigen Bau der Union Jack weht. Der unterste Teil dieser Anlagen wird von einem verwilderten Wasserbassin eingenommen, das Buen Retiro einer zahlreichen Froschfamilie. Es ist ergötlich, sie quaken zu hören. Mit so viel Ausdruck, Innigkeit, Zärtlichkeit, Poesie wie diese Frösche der Petit champs quakt wohl keine Froschfamilie auf dem Erdenrund. Das Theater im Stadtpark nebenan ist gewissermaßen ein Gasthof für Wandertruppen, gute und schlechte, wie sie eben kommen. Gewöhnlich schlechte.

Jenseits des Stadtparkgitters ist eine belebte Straße mit Hotels und Cafés, vor denen die befesten Türken und Levantiner an kleinen Tischen auf dem Trottoir sitzen und die Passanten bei schlechtem Wetter in den unbeschreiblichen Straßenschmutz treten lassen. Eine Straßenbahn führt an ihnen vorbei, von dem unteren Stadtteil nach der Grande Rue de Pera, der elegantesten Verkehrsader der Europäerstadt. Die Straße windet sich beim Pera-Palace derart, daß es ohne Vorsichtsmaßregeln fortwährend Zusammenstöße mit Droschken und

Privatwagen gäbe. Deshalb wird fleißig von den Rosselentern der Straßenbahn auf Kindertrompeten getutet. Sie entlocken den Instrumenten schauerliche Töne, daß der Fremdling im Pera-Palace in den ersten Tagen seines Aufenthaltes alle Minuten erschreckt auffährt und von einem Nachmittagschläschen gar keine Rede sein kann. Aber dieses Trompetengeschmetter gilt an der Straßenbiegung nicht etwa als Wachruf für entgegenkommende Wagen, sondern es soll nur den Wächter aufmerksam machen, der an der Straßenecke im Winkel eines Tabakladens tagsüber sitzt. Dieser Wächter ist ein köstliches Original, eine Sehenswürdigkeit, ein Rummeltürke, wie er im Buche steht. Ich kenne ihn schon von meinen früheren Besuchen von Konstantinopel. Mochte ich um sechs Uhr morgens aus dem Fenster gucken, nachmittags in den Klub, zum Café wandern, abends zum Diner zurückkehren, immer war er zur Stelle, wahrscheinlich schon seit vielen Jahren, Sommer und Winter, bei Sturm und Schnee und heißem Sonnenschein, stets gleich in seine Türkenjacke gekleidet, den Jes tief in den Nacken geschoben. Unter den buschigen, vom Alter entfärbten Brauen gucken ein paar matte Auglein hervor, die sich um nichts kümmern als um vorbeifahrende Wagen und Fußgänger, und wären es die vornehmsten Paschas, die schönsten Sungfrauen, sie sind ihm der Beachtung nicht wert. Er sieht sie gar nicht. Vielleicht schon deshalb nicht, weil seine Nase einen Umfang besitzt, die Objekte kleiner als Wagen gar nicht in seinen Schwinkel kommen läßt. Eine echte Türkennase von Gurkenform, wagrecht abstehend, in der Kühnheit ihres Hervortretens durch den struppigen, grauen Bart gemildert, der seine wulstigen Lippen umrahmt. Sein Trompetchen steckt zwischen dem ersten und zweiten Knopf der Jacke. Hört er das Signal des nahenden Straßenwagens, so springt er von dem Sitz in seinem Winkelchen, wo er wie eine Spinne gelauert hat, auf, tritt in die Straße und bläst die Trompete. Das ist der Moment, wo er von allen Amateurphotographen abgeknipft werden sollte. Sein Gesicht wird vor Anstrengung dunkelrot. Die dicken Lippen umspannen das Mundstück derart, daß die Nase emporsteigt wie eine Gummirurst, die aufgeblasen wird, und der wichtigste Augenblick seines Daseins ist gekommen. Er bläst, bläst derart, daß Neuankömmlinge in den umliegenden Hotels an die Fenster laufen, um zu sehen, was es gäbe, und Droschkengäule scheu werden könnten. Nach jedem Trompetenstoß läßt er ein kleines Schwänzlein nachfolgen, einen gurgelnden, grun-

zenden Ton, von dem man nicht weiß, ob er aus der Trompete oder aus seiner Kehle stammt. Da kommt der Straßenwaggon herangerollt, er blüht noch einmal mechanisch um sich, dann kehrt er in seine Spinnenecke zurück und wartet auf den nächsten Wagen, der einige Minuten später anlangt. Das geht so fort, jahraus, jahrein.

An dieser wichtigen Ecke gehorchen seiner Trompete alle, nur nicht die Hunde. Die vierbeinige, geschwänzte Sippe, welche in dieser Straße ihr Dasein fristet, mag an die hundert Mitglieder zählen, gut gemästete, wohlaussehende Tiere, denn hier im Hotelviertel von Pera gibt es eine Menge Lederbissen. In den engen, feuchten, elend gepflasterten Seitenstraßen wohnen nur arme Leute, und der Unrat, der vor die Türen geworfen wird, enthält nur magere Kost. Wehe, wenn sich ein Hund von der Seitenstraßensippe in die Hauptstraße wagen sollte! Die Sippe Nr. 1, die Aristokratie der Konstantinopeler Hundegesellschaft, schläft. In den Rinnsteinen, auf der Straßenbahn wie auf den von Tausenden von Fußgängern betretenen Bürgersteigen liegen sie tagsüber, zusammengerollt, die Schnauze unterm Schwanz. Sie liegen in Gruppen zu dreien und vieren, besonders unverträgliche Kumpane auch einzeln, und all die Tausende von Fußgängern weichen ihnen sorgsam aus, steigen über sie hinweg, kein Mensch stört sie in ihrem Schlaf. Es mag geschossen und gelärmt werden, Regimente mögen unter klingendem Spiel vorbeimarschieren, sie rühren sich nicht. Kommt aber ein Rüter aus einer Seitenstraße in ihren Bezirk, dann sind sie alle wach. Sie haben ihn wohl gerochen, nicht, daß sie sich's merken ließen. Sie bleiben ruhig liegen, als schliefen sie weiter. Aber mit einem Auge blinzeln sie dem Eindringling nach, viel zu faul, um wegen eines Kerls, der so tief unter ihnen steht, sich zu bemühen. Solange der Rüter ruhig seines Weges daherjottelt, bleiben sie ruhig. Sowie er aber versucht, seine Visitenkarte an einem Eckstein abzugeben oder gar einen Lederbissen in der Straße sich anzueignen, ist der Teufel los. Wie mit der Peitsche aufgejagt, sind sie alle auf den Beinen und stürzen auf ihn los. Er ist sich seines Unrechts bewußt und, den Schwanz zwischen den Beinen, sucht er das Weite. Wird er aber eingeholt, dann geht es ihm schlecht und mit einem Stück Ohrläppchen weniger oder mit einem zerbissenen Bein hinkt er nach seinem Quartier zurück.

Am besten haben es die Hunde des Pera-Palace-Hotels. Es sind ihrer wohl an die fünfzig. Gerade als ich das letztemal dort

wohnte, kam ein junger Zuwachs von vierein. In der Ecke der Seitenstraße, die zu den Friedhöfen hinabführt und wo gewöhnlich eine lange Reihe von Mietwagen steht, wurde der im Wochenbett befindlichen Mama von mitleidigen Menschen eine Lagersstätte bereitet. Es war rührend. Mit ein paar verfaulten Brettern und dem Blech verrosteter Petroleumkannen machten sie einen Verschlag und dort erblickte die junge Brut das Licht der Welt, geschützt vor ungeschickten Pferdehufen und rücksichtslosen Wagenrädern. Die Erwachsenen halten sich mit Vorliebe hinten, beim Kücheneingang, auf, schlafen bis Nachmittag, wenn das Dejeuner der Hotelgäste vorüber ist und sie die Abfälle erhalten, schlafen dann wieder bis zum Abend, und haben sie das Diner eingenommen, das ihnen die Geschirrwäscher in überreichem Maße zuwerfen, dann heulen und bellen sie wahrscheinlich aus Dankbarkeit die ganze Nacht durch. Dabei soll der Mensch schlafen! So etwas von Hundegebell ist in der Welt nicht wiederzufinden. Nach der ersten Nacht ist wohl jeder Tourist entschlossen, das Hotel zu wechseln, bis er belehrt wird, daß es in Konstantinopel überhaupt keine hundefreie Gegend gibt und der Heidenlärm überall der gleiche ist. Dagegen ist nichts zu machen. Wird die Menge zu zahlreich, so fängt man eine Anzahl ein, schickt sie auf eine öde Insel im Marmarameer und überläßt sie ihrem Schicksal. Dort fressen sie sich gegenseitig auf, und der letzte frißt sich wahrscheinlich selber auf. In der jüngsten Zeit sind sie auf eine jungtürkische Verfügung hin wieder einmal verschwunden. Aber es wird sicher nicht lange dauern, so sind sie wieder da. Mit dem Hofgesindel des letzten Sultans ist ähnlich verfahren worden. Als Abdul Hamid abgesetzt wurde, verschwanden auf noch viel drastischere Art der Obereunuche, der mit dem Großvezier auf einer Rangstufe stand und den Titel Hoheit führte, nebst einer ganzen Anzahl anderer Kreaturen des Sultans. Man sah sie eines Morgens von Galgen baumeln, die auf der belebtesten Verkehrsader Konstantinopels, auf der Brücke, die, über das Goldene Horn führend, Pera mit Stambul verbindet, errichtet waren. Die prächtige Sultansresidenz in Pera, der Zildis-Kiosk, wurde wie ein Rattenneest gesäubert. Über Nacht waren all die Tausende von Eunuchen, Kammerherren, Adjutanten, Dienern, Köchen, Stallknechten, Haremsfrauen, Favoritinnen wie fortgeblasen. Sämtliche Häuser dieser großartigen Anlage auf dem schönsten und höchstgelegenen Platz von Pera standen am nächsten Tage leer.

Ich war diesmal gerade zu einer Festzeit nach Konstantinopel gekommen. Vierzehn Tage nach unseren Ostern feiern die Griechen die ihrigen. Für das Auferstehungsfest hatte ich eine Einladung erhalten, und als ich inmitten des Kleingewehrfeuers der griechischen Jugend auf der Sultana-Valide-Brücke den Dampfer bestieg, um nach der Patriarchenkirche zu fahren, sah ich auf dem breiten Wasserrücken des Goldenen Horns die meisten Dampfschiffe der fremden Stationschiffe dem gleichen Ziele zusteuern, denn die Diplomaten beteiligen sich in beträchtlicher Zahl an diesem kirchlichen Feste. Auf den Plätzen und in den Zufahrtsstraßen zu der griechischen Hauptkirche herrschte tolles Feiertagsleben; das Volk in Festkleidung gab sich Singen und Tanzen hin, die Schaubuden an den Ufern des Goldenen Horns waren dicht gedrängt und ein unaufhörlicher Menschenstrom wälzte sich der Kirche zu, von türkischer Reiterei und Fußtruppen unter der Anführung eines höheren Stabsoffiziers in Ordnung gehalten. Türkische Soldaten hatten sogar den Vorhof der Kirche, den Eingang und die Treppen zum Patriarchenpalaste besetzt. Mit Mühe gelang es mir, in die zum Erdrücken gefüllte Kirche zu kommen, in deren Mitte die Diplomaten in ihren goldstroschenden, mit Sternen und Bändern bedeckten Uniformen schwiigten. Obschon russische Matrosen das möglichste taten, den Ansturm der Tausende Neugieriger und Andächtiger zurückzuhalten, wurden ihre Linien doch durchbrochen und mitten zwischen Gesandten und Bischöfen hatten sich junge Bur-schen Standplätze erobert, die sie mit ihren Ellbogen kräftig verteidigten. Überall, auf den Treppen der Kanzeln, den Chorstühlen, Galerien und im Chor selbst standen die Schaulustigen, denen eine derartige Zeremonie natürlich ein Hauptjug war. Über dem Meer von Köpfen strahlten die mit Edelsteinen besetzten Heiligenbilder und Tabernakel, die zahlreichen goldenen und silbernen Lampen, die Kreuze, Fahnen und sonstigen kostbaren, blizzenden Embleme der griechischen Kirche, ein fremdartiger, farbenreicher Anblick. In der Mitte des Hauptschiffes wurde mit Mühe ein kleiner Raum für den Patriarchen freigehalten, der eben, von sieben Erzbischöfen und Bischöfen umgeben, den Segen erteilte. Er war in ein aus Edelsteinen besetztes Festgewand aus Goldbrokat gekleidet, sein von einem langen, weißen Bart umwalltes ehrwürdiges Haupt bedeckte eine goldene Krone, auf welcher köstliche Diamanten in großen Mengen blizzten, und von seinem Halse hingen große Medaillons mit Heiligenbildern, die von Edelsteinen

von seltener Pracht und Größe eingefaßt waren. Ähnlich, wenn auch nicht mit so reichem Schmuck, waren die anderen Würdenträger der griechischen Kirche gekleidet. Nachdem der Patriarch, gedrückt und gestoßen von den Neugierigen, schwitzend unter der schweren Last seiner Amtstracht, den Rundgang durch die Kirche und die festlich geschmückten Vorhöfe vollendet hatte, drängte er sich mit Mühe zu seinem Thron und die Bischöfe brachten ihm das riesige, ganz in Goldplatten gebundene Evangeliumbuch, so schwer, daß es vier von ihnen halten mußten. Der Patriarch schob seine Fünfzehnpfundkrone nach hinten, wischte sich den die Wangen herabperlenden Schweiß fort und verlas in griechischer Sprache das Evangelium der Auferstehung. Hierauf verteilten sich die Bischöfe in der ganzen Kirche. Der eine eroberte sich, wahrscheinlich auf Kosten seiner wertvollen Gewänder, einen Platz bei der Sakristei, ein zweiter bahnte sich den Weg auf den Chor, ein dritter mußte mit Ellbogen und harten Worten die Treppe zur Kanzel freimachen, und so weiter. Dazwischen vollzogen andere Geistliche langwierige, aber farbenprächtige und interessante Zeremonien so unsicher, daß der arme, geplagte Patriarch ihnen zurufen und zuwinken mußte, was sie tun sollten. Endlich verließ er den Thron, um sich in die Sakristei zu begeben. Ein Erzbischof nahm seinen Platz ein, schlug ein kleines Buch auf und sang daraus das Evangelium des Tages in türkischer Sprache. Raum hatte er geendet, so nahm ein anderer Bischof neben ihm den monotonen Gesang auf und verkündete das Evangelium in russischer Sprache. Ein vierter Bischof auf der Kanzel wiederholte es hierauf in serbischer Sprache. Dann kam aus irgend einer Ecke der drückend heißen, dämmerigen Kirche, von einem unsichtbaren Bischöfe gesungen, dasselbe in albanesischer Sprache, und so ging es eine lange Stunde fort, wobei die französische, englische, italienische Sprache, ja sogar auch die deutsche zu ihren Rechten kamen. Das griechische Evangelium in der Patriarchenkirche der Türkenhauptstadt in deutscher Sprache! Und welches Deutsch! — Sobald ein Bischof seinen Gesang beendet hatte, klappte er sein Buch zu und drängte sich in die Sakristei.

So waren zweieinhalb Stunden Schwitzbad in dem dumpfen Raume vergangen, da kam Bewegung in die Menge. Der Patriarch, gefolgt von allen Bischöfen und der ganzen niederen Geistlichkeit mit ihren schwarz umflorten Bedeckungen auf den langhaarigen, bärtigen Köpfen, erschien wieder, um sich nach der Residenz zu begeben. Der

Botschafter Rußlands und der serbische Gesandte traten an die Seiten des Patriarchen und faßten ihn stützend an den Armen. Die anderen Diplomaten folgten, und, gegen die anstürmende Menge geschützt durch russische Matrosen, begab sich der glänzende Zug, den Großlogotheten (Dolmetsch) Alistarchi Bey an der Spitze, in das Palais. Als der Patriarch auf dem Balkon vor seinem Thronsaal erschien, erschollen lebhafteste Zito!-Zito!-Rufe, auf die er in einer Ansprache dankte. Im Thronsaal nahmen die fremdländischen, türkischen und griechischen Würdenträger Platz, und nachdem der Patriarch jedem einzelnen unter Glückwünschen kleine Tüllsäckchen mit je vier rotgefärbten Eiern dargereicht hatte, durften sie von dannen gehen.

* * *

Um die Vielsprachigkeit der Türkenhauptstadt kennen zu lernen, braucht man übrigens gar nicht zum Osterfest des Patriarchen zu gehen. Man kann sie im Hotel kennen lernen. Am Tore bieten sich Fremdenführer in allen möglichen Sprachen an; fragt man einen Passanten in den Straßen von Pera etwas in irgend einer europäischen Haupt- oder balkanischen Nebensprache, man wird in sieben Fällen unter zehn eine Antwort in derselben Sprache erhalten, und wer keine fremden Sprachen spricht, der braucht sich in der Hotelhalle nur die verschiedenen Briefkästen anzusehen, die ihre gähnenden Mäuler dem Brieffschreiber entgegenhalten. Da liegen nebeneinander Kästen für die türkische, deutsche, französische, englische, russische und österreichische Post und der Hotelportier hält daneben einen großen Farbenkasten für die unzähligen Abarten von Briefmarken. Das war noch im Sommer 1914 der Fall, nicht nur in Konstantinopel, sondern auch in Saloniki, Smyrna und überall, wo es bedeutende Fremdenkolonien gibt. Nach dem Kriege wird es mit den vielen Postämtern wohl ein Ende nehmen.

Man kann sich gar keine Vorstellung machen von dem internationalen Charakter der so höchst eigenartigen Weltstadt, die, an der Grenze zwischen Europa und Asien gelegen, nun beinahe ein und ein Viertel Millionen Einwohner zählt und dabei doch kaum ein Drittel eigentliche Türken mohammedanischen Glaubens umfaßt. Konstantinopel ist nicht nur die größte Stadt der türkischen, sondern auch mit zweihunderttausend Seelen die größte Stadt der griechischen und mit beinahe ebensoviel die größte der armenischen Welt. Es zählt doppelt

soviel Juden als Jerusalem, viele Tausende Bulgaren, Serben, Albanier, Araber, Perser, und es gibt wohl kaum ein Volk der Erde, das hier nicht vertreten wäre. Unter den hundertfünfzigtausend Europäern gibt es Tausende von Deutschen, Österreichern, Ungarn, Italienern, Franzosen usw., alle mit eigenen Vereinen, eigenen Klubs, ja viele mit eigenen Gotteshäusern und eigenen Zeitungen. Die Mohammedaner besitzen nicht weniger als neunhundert Moscheen, darunter zweihundertsiebenundzwanzig größere, sogenannte Dschami, im Gegensatz zu den kleineren Medschid. Die Christen aller erdenklichen Bekenntnisse haben anderthalbhundert Kirchen, zumeist griechisch-orthodoxe und armenisch-gregorianische, dann sechsundzwanzig katholische und fünf protestantische. Dazu gibt es ein halbes Hundert Synagogen.

Die belebteste Verkehrsstraße ist die Grande Rue de Pera, die von der Nähe des Goldenen Horns mehrere Kilometer über die ganze Anhöhe bis ins Freie jenseits der Stadtgrenze führt. Bei meinen Spaziergängen dort, besonders des Abends, hörte ich gewiß mindestens ein Duzend verschiedener Sprachen. Dort liegen dicht nebeneinander eine Menge von Cafés, Klubs, Restaurants, die vornehmsten Kaufläden, verschiedene Botschaften, Kirchen, Schulen, Kasernen, Moscheen, und ein Gang durch diese Grande Rue kann an Mannigfaltigkeit kaum von irgend einer Weltstadt übertroffen werden. Der Gesamteindruck, den der großartige Fußgänger- und Wagenverkehr macht, ist wohl europäisch-levantinisch, doch schwebt über dem ganzen Stadtteil ein eigenartiger Hauch, der lebhaft an den Orient gemahnt, ohne daß er besonders sichtbar zum Ausdruck käme. Konstantinopel ist die einzige europäische Großstadt des Orients, und doch gleichzeitig die einzige orientalische Großstadt Europas.

* * *

In der Grande Rue, nicht weit von dem mächtigen, hochragenden Galataturm, liegt auch der deutsche Klub „Teutonia“, und gerne brachte ich dort manche Abende zu. Das weitläufige Gebäude mit schöner Aussichtsterrasse auf den Bosporus enthält Lesezimmer, Gesellschaftsräume, Restaurant, Regelpbahn und auch einen großen Theateraal, in dem zur Winterzeit zuweilen Vorstellungen und Konzerte stattfinden. Noch verschiedene andere Vereine, Klubs und Schulen halten das Deutschtum in der großen Weltstadt aufrecht. Das ist

im Interesse des deutschen Ansehens und des deutschen Einflusses warm zu begrüßen, und es kann in dieser Hinsicht, besonders mit Rücksicht auf das kleinasiatische Gebiet der Bagdadbahnstrecke und seine Entwicklung, gar nicht genug geschehen. Dort, wie auch in Konstantinopel selbst, ist dank der zahlreichen französischen Missionschulen und jener der Alliance Israélite die wichtigste Verkehrssprache das Französische geworden, und es wäre wirklich an der Zeit, daß mit den immer steigenden deutschen Interessen die deutsche Sprache zu größerer Verbreitung käme.

Konstantinopel mit seinen weitausgebreiteten Vorstädten bietet des Interessanten so unendlich viel, daß man Monate hier verbringen könnte mit etwas Neuem auf dem Programm für jeden einzelnen Tag, in der Stadt wie draußen in der schönen Umgebung. Der schönste Ausflug bleibt immer jener nach den „Süßen Wassern von Europa“, besonders an Freitagen, den Sonntagen der Mohammedaner, wenn sich des Nachmittags die internationale vornehme Welt in dem schattigen, ausgedehnten Park dort ein Stelldichein gibt. Eine derartige Menge von Equipagen, Mietwagen, Reitern und Fußgängern habe ich auf so kleinem Raume nirgends gesehen, es sei denn beim großen Longchamps-Rennen in Paris oder beim Derby in London. Und welche Equipagen, welche Insassen: Kaiserliche Prinzen in vergoldeten Rupees, gezogen von herrlichen Pferden mit langen Mähnen und bis auf den Boden fallendem Schweif, gefolgt von einem berittenen Troß von Dienern; vornehme Haremsdamen in Seidengewändern, blühende Surwelen auf Brust und Armen, die Gesichter nur leicht durch weiße Schleier verhüllt, auf dem Boß neben dem Kutscher ein Eunuche; Minister und Paschas in eleganten Landauern, ungezählte Offiziere, feurige Roffe reitend; dazwischen griechische und armenische Bankiers, europäische Diplomaten mit ihren Damen, den goldfunkelnden Karawaffen auf dem Boß; fremde Touristen aller Nationen und Stände — ein so buntes Gemisch, wie man es kaum sonst irgendwo finden kann. In meilenlangen, doppelten Reihen wälzt sich alles dem schönen, grünen, beschatteten Tale am Anfang des Goldenen Horns zu, und unten angekommen stauen sich diese Wagenkolonnen in sechs- und achtfachen Reihen, der Fremde in seinem Wagen dicht neben vornehmen, sonst so unnahbaren Haremsdamen, so nahe, daß er ihre Hand fassen könnte, wenn dergleichen überhaupt möglich wäre. — Auf dem Flußbett ebenso ungezählte Ruderboote und elegante Rafts mit Tau-

senden und Albertausenden von Insassen — überall Musik, Gesang, Gelächter, Fröhlichkeit, Sorglosigkeit, und das in der Türkei, wo in den Provinzen alles drunter und drüber geht, und wo es selbst in der Hauptstadt spukt und man das Empfinden nicht los wird, daß es zu Katastrophen kommen könnte! Ja, es herrscht ein eigentümliches Leben in diesem Konstantinopel. Wo man es ansieht, ist es interessant.

* * *

Das jungtürkische Regiment hat in mancher Hinsicht auch in der Stadt selbst mehr Ordnung geschaffen. Es muß anerkannt werden, es weht heute ein frischer, moderner Geist selbst in der alten Türkenstadt von Stambul. Die Brände, die in den letzten Jahren wiederholt die schmutzigen, verwahrlosten mohammedanischen Stadtteile verheerten, gaben Gelegenheit, dort von Grund auf Ordnung zu machen, neue Straßen anzulegen mit Lust und Licht für die neuerstehenden Häuser, für die elende, in manchen Vierteln überhaupt fehlende Pflasterung wurden Millionen verwendet, hygienische Maßregeln, Kanalisierung, Markthallen und Schlachthäuser geschaffen, das Netz der Straßenbahnen erweitert. Sogar die bisher verpönte Elektrizität findet allmählich für Telephon und Straßenbeleuchtung immer mehr Anwendung. Der malerische Orient, der von Schmutz und Verwahrlosung fast unzertrennlich ist, wird immer mehr mit eisernen Besen fortgesetzt, doch es bleibt in Konstantinopel des Malerischen immer noch so unendlich viel, daß man die Verbesserung der Lebensverhältnisse nur mit Freuden begrüßen kann.

D a s a l t e S e r a i l v o n S t a m b u l

Bei der Ankunft in Konstantinopel sucht der Fremde gewiß in dem malerisch ansteigenden Häusergewirr der Weltstadt zunächst die Residenz der langen Reihe von Großsultanen, welche seit Mohammed-el-Ghazy, dem Bezwiner von Byzanz, hier geherrscht haben. Er sucht zwischen den himmelragenden Moscheen und gewaltigen Ringmauern und Türmen und Palästen nach jenem Herrscherfise, von welchem jahrhundertlang die Gescheide des östlichen Europas und des westlichen Asiens gelenkt wurden, er sucht nach einer Art Kreml oder Tower oder Alhambra, nach jenem alten Serail, dem Stolz und der Perle von Stambul. Aber er sucht vergeblich! Während die Alham-

bra im äußersten Südwesten Europas ein Schmuckkästlein maurischer Baukunst, der Kreml im Nordosten ein gewaltiges Schloß voll asiatischer Pracht und der Tower im Nordwesten eine mittelalterliche Zwingburg mit hohen Thürmen und zinnengekrönten Mauern ist, zeigt sich der Sitz des glänzenden türkischen Fürstenhofes im äußersten Südosten Europas wie ein Lustgarten, in welchem Frauenlaunen einige zierliche Lusthäuser, Bäder, Kioske, Terrassen usw. erstehen ließen.

In solcher Weise erscheint wenigstens das alte Serail dem Beschauer vom Bosphorus aus. Von dem ungeheuren Kuppelbau der Sophienmoschee senkt sich der Bergrücken, auf welchem Stambul liegt, allmählich in eine flache Spitze auslaufend, gegen die blaue Wasserfläche, und diese an drei Seiten von ihr umflutete Landzunge wird von großen Gärten eingenommen, zwischen deren dunklen Zypressen- und Myrtenbäumen und ungeheuren Platanen eine Reihe von verschiedenen Gebäuden hervorleuchtet, mit kleinen Kuppeln und Domen, und überhöht von einem Turm, der aussieht wie der Turm einer deutschen Dorfkirche.

Dieses Serail war einst die Wiege der Osmanen in Europa, es hat ihre Glanzepoche gesehen ebenso wie ihren Niedergang. Fünfundzwanzig Sultanen hat es als Residenz gedient, es war ein Palast, ein großes Feldlager, eine Festung und ein Heiligtum, der Mittelpunkt eines Weltreiches und einer Weltreligion.

Dabei hat kein anderer Ort der Erde so viel von den schlimmsten Leidenschaften der Menschen gesehen, von Neid und Eifersucht, Ehrgeiz und Habsucht, in keinem sind so zahlreiche Verbrechen und Morde begangen worden, Morde zwischen Brüdern, zwischen Vater und Sohn, zwischen Mann und Frau, zwischen Herrn und Diener! Die ganze Geschichte des osmanischen Reiches ist von hier aus geleitet worden, die Laune einer Odaliske hat ganze Provinzen in Armut gestürzt, auf den Wunsch eines schönen Mädchens wurden blutige Kriege ausgefochten, und das alte Serail ist heute der Friedhof nicht nur einer ganzen Reihe fremder Völkerschaften, sondern auch der einstigen Größe des osmanischen Reiches und seiner Fürstenherrlichkeit!

Selbst als Residenz der Sultane dient es nicht mehr, denn die furchtbaren Tragödien, welche der Thronbesteigung Mahmuds II. im Jahre 1808 vorausgegangen waren, veranlaßten diesen Fürsten, den Palast von Escheragan, am Bosphorus gelegen, zu seinem Wohnsitz zu machen. Sein Nachfolger Abdul-Medschid erbaute den feenhaften

Palast von Dolmabahdſche und Abdul-Hamid verlegte ſeine Reſidenz noch weiter weg von Stambul, nach dem Ildiz-Kioſk, der auf den Höhen öſtlich von Pera inmitten ausgebehnter Palaſtanlagen verſteckt iſt. Heute wohnen im alten Serail nur die Wittven der Sultane. Die Reſidenz des regierenden Sultans Mohammed V. aber iſt der Palast von Dolmabahdſche am Boſporus.

Die wichtigſten und geſchichtlich intereſſanteſten Gebäude des alten Serails ſind indeſſen ſtehen geblieben. Sie werden heute von Palaſtwachen, ſchwarzen und weißen Eunuchen, noch gerade ſo ſtreng bewacht wie zur Zeit der früheren Sultane, und nur ganz bevorzugte Reiſende erhalten mittels kaiſerlichen Firmans die ungemein ſchwer zu erwirkende Bewilligung, das Serail zu beſichtigen.

* * *

Die meiſten werden bei der Durchwanderung des alten Sultans ſitzes enttäuſcht, ernüchtert, denn auch um die drei großen Höfe deſſelben erheben ſich nicht ſtolze Palaſte in anſpruchsvoller, reicher Architektur oder Gebäude von beſonderer Zierlichkeit und Eleganz, ſondern nur weitläufige, niedrige, höchſtens einſtöckige Bauten in großer Zahl, als wären ſie die zu Stein gewordenen Zelte eines großen Feldlagers, wie es die Vorfahren der oſmanischen Dynaſtie in früheren Zeiten beſaßen, als ſie noch die Häuptlinge eines turkeſtanischen Nomadenſtammes waren. Und doch wurde ich hier mehr geſeſelt, mehr erſchüttert als in den reichſten Palaſten des fernen Orients, in Indien, Siam, China, Japan — nicht der traurigen Gegenwart, ſondern der aller Beſchreibung ſpottenden gewaltigen, erdrückenden Vergangenheit wegen.

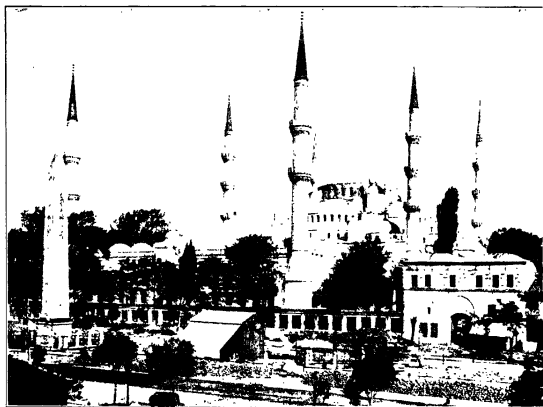
Gleich das erſte und äußerſte Tor, das Bab-Humayun, der berühmten Fontäne vom Sultan Achmet und der Sophienmoſchee gegenüber gelegen, ruft dieſe Vergangenheit zurück, denn zu beiden Seiten dieſes im halb arabiſchen, halb perſiſchen Stil aus ſchwarzem und weißem Marmor erbauten Tores zeigen ſich noch die Niſchen, in welchen am Morgen die blutigen Köpfe jener Staatsmänner oder Hofwürdenträger aufgehängt wurden, die in der vorhergehenden Nacht gefallen waren. Auf den Vorplatz aber wurden die Leichname der Gehenkten geworfen, und zwiſchen dieſen hindurch begaben ſich die glänzenden, farbenprächtigen, goldſtrohenden Reihen von Miniſtern, Generalen, Gardien täglich nach dem Serail an den Hof des Sultans!

Die einstige, der heiligen Irene gewidmete altgriechische Kirche, die diesen „Janitscharenhof“ genannten Vorplatz zierte, ist seither in ein Arsenal verwandelt worden. Zwischen den Baumgruppen erhebt sich noch heute die ungeheure Platane, unter der die Enthauptungen stattgefunden haben. In der Zeit des griechischen Kaiserreichs gepflanzt, hat sie sich in den vielen Jahrhunderten zu einem mächtigen Baum entwickelt, dessen Stamm kaum von zehn Männern umspannt werden kann. Er ist wohl bis zum Boden entzweigespalten, aber die Krone ist frisch und reichbelaubt.

Früher erhoben sich rings um den jetzt so einsamen Hof die kaiserlichen Stallungen mit silbernen Krippen für die Hunderte der prachtvollsten Rosse des Sultans; dann die Bäckereien, mit zweihundert Bäckern, welche das Brot für die Tausende von Hofangestellten zubereiteten; die Wohnungen der Sklaven, das Krankenhaus für die Serailbewohner und die Kasernen der Janitscharen. Vom frühen Morgen an, da zweiunddreißig in reiche Gewänder gehüllte Muezzins von den Minaretts des Serails das Lob Gottes sangen, bis zum späten Abend, da die stolzen Janitscharenwachen die Torschlüssel den Offizieren brachten, herrschte hier fortwährend ein Kommen und Gehen. Mußten doch alle, die sich dem Großherrscher nähern wollten, durch diesen Hof. Eine von zwei Türmen flankierte Pforte führt zu dem zweiten Serailhof. Bab-es-Salaam, Pforte des Heils genannt, mochte sie jahrhundertlang alle Großwürdenträger, Minister, Paschas erbeben machen, denn sie wußten ja niemals, ob sie je nach den Launen des Padischah diese Pforte wieder lebend verlassen würden! Der Scharfrichter befand sich gleich zur Stelle, denn seine Wohnung stößt an den dunklen, langen Torweg, der an beiden Ausgängen mit eisenbeschlagenen Toren verschlossen ist. Der mich begleitende Adjutant des Sultans zeigte mir im Boden eine kaum bemerkbare Falltür, die nach dem Verließ führt. Dieses steht wieder durch einen geheimen Gang mit dem Audienssaal des Padischah in Verbindung. Gar häufig kam es vor, daß die Opfer der Sultanslaune nach diesem Gang geführt wurden. Im dunklen Verließ fiel eine Schnur um ihren Hals und einen Augenblick später waren sie ins Jenseits befördert. Im zweiten Serailhof führt ein breiter, von uralten Zypressen beschatteter Weg zwischen Rosenbeeten zu der gegenüberliegenden dritten Pforte, dem Bab-es-Seadet, „Tor der Glückseligkeit“. Die Gebäude ringsum, mit Säulengalerien aus weißem Marmor und kleinen



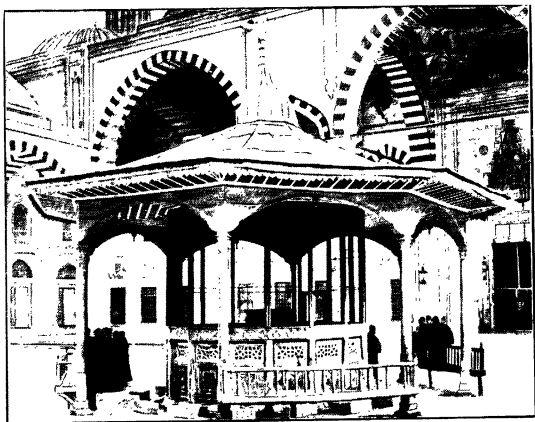
Konstantinopel mit dem Galataturm



Moschee Ahmeds I. in Konstantinopel



Eine Straße in Adrianopel



Hof der Selim-Moschee in Adrianopel

Ruppeln geschmückt, enthielten früher die Wohnung des Großbeunruhen und des Großzeremonienmeisters, dann die Kammern für die Staatsgewänder, Drunkwaffen, Fahnen und Rosschweife. Ihnen gegenüber liegen kaiserliche Küchen, wo heute noch die Speisen für die Sultanswitwen zubereitet werden. — Der Pavillon in der Mitte des Hofes enthält den „Divansaal“, d. h. den Sitzungsaal des obersten Staatsrats. Den mit vergoldeten Arabesken geschmückten Wänden entlang zieht sich der Divan für die Ratsherren, und über dem Sitz des Großveziers gewahrte ich das kleine, vergitterte Fenster, hinter welchem der Sultan Suleiman der Große, sowie nach ihm die lange Reihe von Padischahs bis auf die drei letzten den Verhandlungen ihrer Minister im Verborgenen beiwohnten. Ein Gang führt von hier zu den kaiserlichen Innenräumen.

* * *

Die Wohnung des Großherrn befand sich im dritten Hofe, jenseits der Pforte „Bab-es-Seadet“, die vier Jahrhunderte lang jedem Christen, ausgenommen souveränen Fürsten und Botschaftern, verschlossen war und die das Volk nur leise flüsternd, von geheimer Furcht erfüllt, nannte; vergeblich pochten Tausende von hochstehenden und mächtigen Reisenden an dieses Thor des „Königs der Könige“, hinter welchem der ganze Glanz und Reichtum dieses märchenumwobenen Hofes ihre Augen geblendet hätte, wo Hunderte der schönsten Frauen des Erdballs den Launen des mächtigsten Fürsten der Alten Welt dienten, und wo Festlichkeiten oder entsetzliche Greuelthaten miteinander abwechselten, so erhaben oder so erbärmlich, daß die Sagen von Tausendundeiner Nacht im Vergleich zu ihnen verblaffen. Dort schwang der Padischah selbst sein juwelenbesetztes Schwert, und das Schwert allein war sein Recht. Aber auch diese willkürlichen und blutdürstigen Despoten zitterten vor der Macht der Janitscharen, die manchmal mit ihren Schwertern und Morgensternen wuterfüllt sich den Weg bis zum Bab-es-Seadet bahnten, und gerade der Platz vor demselben, wo heute in der sonnigen Einsamkeit Eidechsen umher rascheln, war der Schauplatz der schrecklichsten Blutzenen. All die Kreaturen des Machthabers, die Haremsfrauen und schönen Sklavinnen, die Prinzen und Pagen und Minister, zitterten, wenn sie zur Nachtzeit die Keulenschläge hörten, mit welchen die zügellosen Janitscharen die ersten zwei Tore zertrümmerten, und wenn ihr wütendes

Geschrei irgend ein Opfer verlangte, um an diesem ein vermeintliches Unrecht zu rächen. Und die Umgebung ihres Padischah, dieses mächtigsten Herrn, dieses „Bruders der Sonne“, war ohnmächtig gegen seine Janitscharen. Vergeblich wurden mit Geld gefüllte Säcke unter die heulenden Aufrührer geworfen, vergeblich flehten, versprachen, drohten Scheichs und Minister, Generale und Alemas, vergeblich zeigten ihnen die auf den Tod erschreckten Sultanas ihre unschuldigen, weinenden Kinder. Selbst die Großherren erschienen in eigener Person vor diesen Wütenden, um für ihre Beamten Gnade zu begehren, aber auch vergeblich: sie verlangten ihre Opfer, um sie auf ihre Lanzen zu spießen, mit ihren Schwertern zu zerhauen; und in ihrer Ohnmacht, um sich selbst zu retten, mußten die Padischahs nachgeben. Die Torflügel der Pforte öffneten sich und mit schlotternden Knien erschienen die mächtigsten Minister, die liebsten Günstlinge der Sultane, um von den Janitscharen in Stücke gespalten zu werden. Hier von dem Babes-Seadet war es, wo Murad III. seinen Liebling Mehmed unter tausend Schwerthieben fallen sah, wo Murad IV. seinen Großvezier Hafiz den Dolchen der Janitscharen preisgab und Selim III. gezwungen wurde, seinen ganzen Divan zu opfern!

Und diese Pforte heißt „Pforte der Glückseligkeit“! Mir graute es bei der Erinnerung an all diese Untaten, als ich zwischen den Reihen von schwarzen und weißen Eunuchen hindurchschritt, welche noch heute die Vorwache besorgen. Ich befand mich nun im Herzen des alten Serails, im dritten Hofe, aber statt der orientalischen Pracht, statt reichornamentierter Paläste mit Balkonen und Veranden sah ich auch hier nur kleine, einstöckige, geradezu ärmliche Gebäude ganz unregelmäßig in dem weiten, begrastten Hofe verstreut, wo sie eben die Tageslaune der Padischahs entstehen ließ. Selbst der Thronsaal, in welchen ich zunächst geführt wurde, ist unansehnlich, wohl der kleinste, den ich in den Fürstenschlössern der verschiedenen Erdteile gesehen habe. Raum über den Erdboden erhöht, zeigt er an seinen Wänden herrlichen Mosaikschmuck und vergoldete Arabesken, und zu den Seiten der Eingangspforte stehen zwei schöne Fontänen. Ihr gegenüber erhebt sich der Thron der Sultane in der Form eines Bettes, auf welchem die Fürsten mit untergeschlagenen Beinen Platz nehmen. Aber dem Throne wölbt sich auf vier leichten Säulen aus vergoldeter Bronze und mit Edelsteinen geschmückt der Baldachin. An den vier Ecken prangen goldene Kugeln mit goldenen Halbmonden darüber,

während von ihnen Rosschweife, das Symbol der militärischen Oberhoheit der Sultane, herabhängen. Sonst ist der kleine Raum leer, nur im Hintergrunde gewahrte ich in dem farbigen Dämmerlichte, das die mit Glasmalereien bedeckten hohen Fenster spenden, einen reizenden Ramin, von einer vergoldeten, reich geschmückten Kuppel überhöht. Der ganze Thronsaal würde den Besucher kalt lassen, wenn nicht so große und blutige Ereignisse mit ihm verknüpft wären, und schauernd dachte ich an die blutenden Leichen der sieben Brüder M o h a m m e d s III., die dieser hier vor seinen Augen abschlachten ließ! Groß und klein, vom erwachsenen Mann bis zum zarten Säugling, wurden sie hiehergebracht, um dem Blutdurst ihres ältesten Bruders zum Opfer zu fallen, und ich glaubte, in den Nischen, in dem Gewirr der zarten Arabesken, in dem Dunkelrot des Mosais noch ihr Blut kleben zu sehen! Wie viele Köpfe von Großvezieren, wie viele Leichen von Provinzgouverneuren, Walis, Agas und Generalen haben auf dem Marmorboden zu Füßen der grausamen Großherren gelegen!

* * *

Mit Schrecken wandte ich mich von dieser Folterkammer, in welcher die Sultane ihren Thron errichtet haben, nach dem auf der anderen Seite des Hofes gelegenen Gebäude, welches das Interessanteste des alten Serails, die S c h a s k a m m e r, birgt. Unter den Kolonnaden dieses ansehnlichen Baues prangen kostbare Waffen der verschiedensten Art, deren Beschreibung allein ein Buch füllen würde. Der ganze Stab des Hofmarschallamtes, etwa dreißig Sekretäre und Adjutanten, scheint bei fremden Besuchen der Schaskammer aufgeboten zu werden. Staunen erfaßte mich, als ich den durch beide Stockwerke reichenden, mittleren Saal betrat, denn er ist bis an das Dach hinauf mit den kostbarsten Schätzen gefüllt, wie sie Uadin mit seiner Wunderlampe kaum schöner und reicher gesehen hat. Die umfangreichen, mannhohen Glasschränke strotzen von den herrlichsten Goldgefäßen, Schmucksachen, Schwertgriffen, Waffen, Geschirren, Dosen, Vasen, Kästchen, Statuen, Decken, Sätteln, Turbanen, Spiegeln und tausenderlei Gegenständen, die alle mit den wundervollsten Edelsteinen bedeckt sind. Rubine und Saphire von der Größe der Taubeneier, Diamanten, Perlen und Smaragde liegen in kleinen Häuflein zusammengeworfen, Decken von mehr als zwei Quadratmetern Größe sind mit den schönsten Perlen besät, daß man kaum den

Stoff unter ihnen erkennen kann, an Dolchen prangen Handgriffe, aus einem einzigen Smaragd bestehend, fingerlange Figürchen besitzen als Rumpf eine einzige Perle, aus faustgroßen Türkisen wurden Trinkgefäße geschnitten, die hier neben goldenen Wasserkrügen stehen, so dicht mit Rubinen besetzt, daß sie, aus einiger Entfernung betrachtet, ganz rot erscheinen. Dabei ein Glühen und Blitzen und Funkeln und Strahlen überall, daß das Auge geblendet wird! Das kostbarste Stück dieser Sammlung dürfte der von den Persern erbeutete Thron sein, der ganz aus reinem Golde besteht und mit den herrlichsten Edelsteinen bedeckt ist. Wohin man sich auch wenden mag, in die Nebensäle, auf die Galerien, überall blitzen die kostbarsten Geschmeide im Werte von vielen Millionen! Sie bilden aber nur einen Teil des Juwelschatzes des Sultans; denn mehr noch von den gleißenden Geschmeiden funkelten an den Nacken und Armen der Haremsdamen in den Gärten jenseits des Goldenen Horns, im Sildis-Kiosk.

Für die Mohammedaner enthält das alte Serail jedoch einen noch größeren Schatz als all diese hier in Gold und Edelgestein aufgestapelten, nutzlosen, toten, kalten Millionen. Als ich verwirrt und geblendet aus der Schatzkammer trat, zeigte man mir auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes den Pavillon Hirkascherif-Odassi, in welchem das größte Heiligtum des Islam, die heilige Fahne des Propheten und sein Mantel, aufbewahrt wird. Einmal im Jahre, am fünfzehnten Tage des Rhamadanfestes, werden diese Gegenstände unter dem denkbar größten Zeremoniell in Gegenwart des Sultans aus ihren kostbaren Hüllen genommen und dadurch geehrt, daß der Sultan sowie alle Hofwürdenträger und Großen des Reiches den Saum des Mantels küssen. Nach jedem Kusse wird der Mantel mit kostbaren Seidentüchern abgewischt, und diese selbst bleiben den Teilnehmern an dieser Zeremonie zur Erinnerung. Möge die heilige Fahne des Propheten noch lange Jahre in ihren vierzig seidenen Umhüllungen bleiben, denn ein furchtbarer, fanatischer Glaubenskrieg würde entbrennen, wenn sie jemals wieder entfaltet werden sollte!

Nicht weit von diesem Kiosk erhebt sich ein zweiter, ohne Fenster und mit einer eisernen Thür verschlossen. Er ist der berühmte Vogelkäfig, in welchen die Sultane ihre Brüder und Vettern einsperrten, um ihnen so die Möglichkeit zu nehmen, nach ihrem Thron zu trachten. Dort weilten sie wie Lebendigbegrabene, bis der Ruf der aufständischen Janitscharen sie zu Sultanen machte, oder — bis der Scharf-

richter sie aus dem Wege räumte. Hier war auch Sultān Abd-ul-ʿAlī eingesperrt während der wenigen Tage, die zwischen seiner Thronentsetzung 1876 und seinem tragischen Tode lagen. Er war der letzte Sultan, der diesen Kiosk bewohnte. Wer mag ihm in Zukunft noch folgen? Hier war es auch, wo Ibrahim der Schreckliche 1648 seinen Tod fand. Seiner Bluttaten müde, rissen seine Ugas ihn von dem Thron und zerrten ihn in dieses Gefängnis, wo sie ihn in Gegenwart von zweien seiner Frauen und seines ganzen Hofes erdroffeln ließen!

* * *

Rings um diesen Kiosk schreitend, gelangte ich in den reizendsten und intimsten Teil des alten Serails, in jenen Blumengarten, darinnen die Privatwohnungen der Sultane, der kaiserlichen Prinzen und der Haremsdamen gelegen sind. Eine ganze Reihe von geheimnisvollen Kiosken in verschiedenen Stilarten, mit bedeckten Veranden, mit verhängten Fenstern und verschlossenen Türen erhebt sich dort im Schatten uralter Platanen und Zypressen, umgeben von üppigen Blumenbeeten, von Marmorterrassen und Springbrunnen, heute verlassen, aber noch vor einem Menschenalter der Schauplatz so üppigen, glänzenden und reichen Wohllebens, wie wohl nirgend anders im weiten, farbenprächtigen Orient. Hier in diesen Miniaturpalästen wohnten Hunderte der schönsten Frauen, welche das große türkische Reich aufzuweisen hatte. Aus allen Provinzen bis weit hinein nach Asien und Afrika wurden die schönsten der Schönen, die begehrenswertesten, reizendsten, geistreichsten ausgesucht als Spielzeug und Zeitvertreib des Großherrn. Hier hauste die Sultana Valide, die Mutter des Padiſchah, mit ihrem Hof von Hunderten von Ustas (Hofdamen) als angesehenste und oberste des ganzen Harems; hier besaß jede der vier Kadina (offizielle Frauen des Padiſchah) ihren entzückenden Kiosk mit einem Heer von Intendanten und Sklavinnen; hier wohnten die Unterfrauen oder Gediklu, von denen die zwölf schönsten den Dienst beim Sultan verrichteten, mit hundert Schagirt oder Novizen, welche von eigenen Lehrern in Musik und Tanz und Märchenerzählen unterrichtet wurden. Inmitten dieser üppigen weiblichen Welt, umgeben von allem Glanz, allen Genüssen, welche das Herz sich nur wünschen konnte, lebte der Großherr wie in einem Garten der Hesperiden. Aber je mehr diesen Sultanen von allen weltlichen Freuden zu Gebote stand,

desto unzufriedener, unglücklicher waren sie, und selbst bis in diese geheimsten Stätten der Hofhaltung drangen die Intriguen und hatten Verbrechen der schrecklichsten Art im Gefolge. Viele von den Palästen und Kiosken sind längst verschwunden, und von den berühmten Schönheiten, den armenischen oder georgischen oder griechischen Odalisten, deren Launen den Sultan und durch ihn ein gutes Stück der Alten Welt regierten, ist kein Stäubchen mehr übrig. Nur einer der Kioske ist noch in seiner ganzen Pracht erhalten, der von Murad erbaute *B a g d a d - K i o s k*, in dessen entzückenden Räumen ich mir im Geiste die Herrlichkeiten und Reize der verschwundenen Haremswelt vor Augen zaubern konnte. Ganz im türkisch-persischen Stil gehalten und ebenso eingerichtet wie zur Zeit der großen Sultane, als hätten sie und ihre Favoritinnen ihn erst gestern bewohnt, führt er das einstige Hofleben des alten Serails viel lebhafter vor Augen als der letzte Kiosk, der mir gezeigt wurde, jener von *Abd-ul-Medschid*. Dieser schon von der abendländischen Kultur beeinflusste Sultan ließ ihn in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ganz nach dem Muster unserer modernen Sommerpaläste erbauen und mit reichen französischen Möbeln einrichten. Hier in diesen modernen Räumen wurden uns auf Befehl des Sultans in goldenen, juwelenbesetzten Tassen Kaffee und Fruchtwässer dargeboten, und, kaiserliche Zigaretten rauchend, konnten wir auf der Terrasse des Kioskes das wunderbare Panorama von Konstantinopel genießen, das sich von keinem Aussichtspunkte so schön zeigt wie von hier.

Ringsum herrschte Ruhe, keine Seele zeigte sich auf den einsamen, schattigen Wegen des weiten Gartens, in dessen Mitte wir uns befanden, aber dennoch lenkten sich meine Blicke unwillkürlich nach den verschiedenen Boskettis, um irgendwo den Arm, das Kleid einer Haremsdame zu entdecken, oder nach den verschlossenen Pavillons, ob sie nicht doch noch von schönen Odalisten bewohnt seien. In einem derselben, der in üppigem Grün versteckt ist, wohnen ja noch heute die Wittven verstorbener Sultane.

In Wirklichkeit ist das Los der Sultansfrauen traurig, ebenso wie das der Tausende und aber Tausende ihrer Vorgängerinnen, und würden sie die Geschichte dieser Räume kennen, die mit blutiger Schrift auf jeder Mauer, jedem Stein geschrieben steht, sie würden das größte Elend dem traurigen Prunke vorziehen, der sie umgibt. In denselben Räumen verbargen vielleicht in vergangenen Zeiten

Sultaninnen ihre Tränen in goldstrotzenden Rissen, um nicht ihre eigenen im Blute schwimmenden Kinder zu sehen, die auf Gebot des Großherrn vor ihren Augen hingeschlachtet worden waren; in denselben Räumen wüteten die Janitscharen, rissen die schönen Sultansfrauen bei den Haaren aus ihren Verstecken und bohrten ihnen das Schwert in den Leib; in denselben Räumen herrschte inmitten maßloser Pracht nur Neid, Eifersucht und Haß und ein kurzer Augenblick vermeintlichen Glücks wurde mit einem ganzen Leben von Bitterkeit und Seelenelend bezahlt. Sultan Mahmud II. floh diese märchenhaften, fluchbelasteten Räume und Sultan Abd-ul-Hamid II. verlegte, wie schon erwähnt, seine Residenz in ein neues Serail jenseits des Goldenen Horns.

Daß er auf dem gleich blutigen Wege, wie seine Vorfahren, weitergeschritten ist, zeigt die Geschichte seiner unglückseligen Regierung, die Abschachtung vieler Tausender Armenier und eine ununterbrochene Reihe anderer Untaten. Sie brachten das alte Türkenreich ins Elend, aus dem es nur durch die kühne Tat der Jungtürken befreit wurde.

Die Ringmauern von Stambul

Wiederholt lenkte ich meine Schritte durch das Gewirr der von alten, hölzernen Türkenhäusern besetzten Straßen Stambuls nach der kolossalen Stadtmauer, die im weiten Bogen rings um die Stadt vom Goldenen Horn bis ans Marmarameer reicht. Ihr entlang führt einer der schönsten Spaziergänge Konstantinopels, und sie selbst gehört zu den größten Merkwürdigkeiten der uralten, so hochinteressanten Türkenhauptstadt. Bevor der Halbmond auf der Aja Sophia prangte, war sie die Hauptstadt des byzantinischen und des oströmischen Reiches, und jeder aus der langen Reihe von Kaisern und Königen, die im Laufe von anderthalb Jahrtausenden einander bekriegt, verdrängt, getötet haben oder auf natürlichem Wege einander gefolgt sind, hat an dem gewaltigen Werk gebaut. An diesen Mauern spielte sich die Geschichte des östlichen Roms, der Kaiserstadt Byzanz, wie der Kampf zwischen Barbarei und Kultur, zwischen Halbmond und Kreuz ab, jeder Stein der viele Kilometer langen, dreifachen Befestigungswerke mit ihren Hunderten von Türmen ist ein Denkmal dieser Geschichte; an den Toren prangen noch Kreuze und Heiligenbilder aus der ersten

Zeit des Christentums, Adler aus der byzantinischen Zeit, Wappen und Symbole aus dem Mittelalter; so mancher Stein stammt vielleicht schon von der Gründung der Stadt vor zweieinhalb Jahrtausenden, als Kolonisten aus Megara sich hier ansiedelten. So mancher Stein wurde vielleicht mit dem Blute der Perser genest, die ein halbes Jahrtausend vor Christus unter Darius dieses Byzantion einnahmen. Im festen Gefüge stehen die Mauern dräuend da, sie haben Jahrtausende an Zeit, die heftigsten Bombardements, Belagerungen, Stürme, Brände, Erdbeben überstanden, während vor und hinter ihnen alle anderen Bauten diesen vollständig zum Opfer gefallen sind. Kilometerweit wanderte ich durch Felder und Gemüsegärtchen und wußte, mit Schutt bedeckte Plätze, die sich zwischen den turmhohen Bollwerken und dem Gewirr der hölzernen Türkenstadt ausdehnen, mit verfallenden, einsamen Moscheen, Grabkapellen hier und dort und den elenden Rabanen der Zigeunerbande, die mehrere hundert oder tausend Seelen stark unterhalb der Stadtmauer ein Exil und Asyl gefunden haben. Einsam, menschenleer ist es dort und kaum wagt man es, allein über die wenigen holperigen Straßen zu wandern, die, zum Teil ein Bett steiniger Regenbäche, durch den Zigeunerbereich führen. Wo einst die herrlichsten Paläste der Römer und Byzantiner standen, wo nur die glänzendsten Hofstaaten der alten Kaiser zu sehen waren, wird man heute von den zudringlichen Zigeunern, in bunte Stofflappen eingehüllt, angefallen und so lange belästigt, bis man den letzten Piaſter, den letzten Para geopfert hat, um nur loszukommen. Draußen aber, jenseits der Mauer, gibt es wieder nur einsame Felder, traurige Friedhöfe, hier und dort ein bescheidenes Kloster.

* * *

Längs dem Goldenen Horn ebenso wie längs den Küsten des blauen Marmarameeres sind die Stadtmauern zum großen Teil den Bedürfnissen der neuen Zeit, die selbst im alten Stambul ihren Puls fühlen läßt, zum Opfer gefallen. Das ist begreiflich, verzeihlich, sogar erforderlich. Eisenbahnen und Tramways brauchen Platz, und rücksichtslos macht der Ingenieur alles nieder, was ihm im Wege steht. Doch an der Landseite sind diese Bedürfnisse nicht vorhanden. Dort sind die Mauern auch am stärksten, schönsten, imposantesten, in ihren langen, mächtigen, dreifachen Zinnen, mit ihren massigen Türmen, Schießscharten, Wassergräben, Bollwerken von keinem anderen Be-

festigungswerk der Erde übertroffen. Selbst nicht von der chinesischen Mauer, an die sie mich lebhaft erinnerten. Wie dort ziehen sie auch hier über Berg und Thal, weithin sichtbar, rötlich gefärbt, mit Gestrüpp und Schlingpflanzen überwuchert, jedes der vielen Tore eine Festung für sich selbst, mit mehr Thürmen, als die turmreichste Stadt aufzuweisen hat, mit mehr Quadersteinen, als zum Bau einer Stadt erforderlich sind. Jahrhunderte Zeit und die Arbeit von Hunderttausenden hat es gekostet, um diese gewaltigen, in ihrer Gesamtheit herrlichen Werke aufzuführen.

* * *

Nur wenige kommen an die Ufer des Goldenen Horns, ohne sie zu besuchen, und wer an ihnen entlang wandert, dem wird das Herz höher schlagen, der wird mit dieser Wanderung im Geiste auch die ganze erschütternde, Reiche zertrümmernde, Reiche formende Geschichte der Völker und ihrer Heroen an sich vorbeiziehen lassen, sich in der Einsamkeit, die diese Mauern umgibt, selbst in die alten Zeiten versetzt fühlen. Auf den Straßen, die durch die Tore führen, zog einst Konstantin der Große nach der Stadt, die beinahe von Xenophon und seinen zehntausend griechischen Söldnern zerstört worden wäre. Als er sie sah, mit ihrer herrlichen Umgebung, war sein Entschluß gefaßt: Hier mußte ein neues Rom erstehen. Und es entstand, denn wo hätte es einen in jeder Hinsicht besseren Platz für eine solche Kaisergründung gegeben? Ließ doch ein Orakel selbst Apollo sagen: „Nur ein Blinder könnte die Vorzüge dieses Byzantion nicht erkennen.“

Dann kam Theodosius II., und er ließ die erste Mauer der heutigen Befestigungswerke aufführen. Alle seine Nachfolger auf dem Kaiserthron arbeiteten an den Stadtmauern, mußten es auch tun, denn keine Stadt des Erdballs, vielleicht Delhi ausgenommen, hatte so viele Belagerungen und Stürme auszuhalten wie Byzanz, keine war auch der Schauplatz so vieler blutiger Unruhen innerhalb der Mauern selbst. Schon hundert Jahre nach Theodosius, unter der Regierung Justinians, war die Einwohnerschaft ein Völkergemisch ohne nationale Einheit, geradese wie heute, unter dem Einfluß des prunkliebenden, sittenlosen Hofes vollständig entartet. Von Brot- und Weinspenden der Kaiser und der Großen des Reiches lebend, mit Leidenschaft den Schauspielen im Hippodrom ergeben, spaltete sie sich in zwei Parteien, die einander mit leidenschaftlichem Haß bekämpften. Im Jahre 532 kam er zu blutigem Ausbruch. Belisar ließ in der Rennbahn

allein innerhalb weniger Tage dreißigtausend Menschen niedermeßeln und einen großen Teil der Stadt zerstören. Dann gab es für zwei Jahrzehnte Ruhe. Aber schon 559 mußte Belisar einen Angriff der räuberischen, blutdürstigen Bulgaren zurückweisen, 616 wurde die Stadt von den Persern unter Chosroes, 626 von den Avaren, 668 von den Arabern belagert, die in den folgenden Jahren ihre Angriffe immer wieder erneuerten. Kaiser Leo, der Isaurier, hatte Anfang des achten Jahrhunderts abermals seine Hauptstadt gegen die Sarazenen zu verteidigen.

* * *

Anfang des neunten Jahrhunderts versuchten die Bulgaren unter ihrem Zaren Krum die festen Stadtmauern zu stürmen, und die Russen belagerten sie zwischen dem neunten und elften Jahrhundert nicht weniger als viermal. Es war nur die Stärke der Befestigungswerke, nicht der Verteidiger, welche Byzanz seinen Kaisern erhalten hat. Denn schon seit *Heraclios* ging es mit byzantinischer Macht und Herrlichkeit abwärts, und die Geschichte des Reiches ist eine traurige Aufeinanderfolge von Verbrechen, Elend und Hungersnöten, jämmerlichen theologischen Streitigkeiten, Bürgerkriegen und Mordthaten. Die Kreuzfahrer unter Anführung der Venezianer kamen 1203 mit vierzigtausend Streichern vor Konstantinopel, um es zu belagern. *Dandolo* stand an ihrer Spitze, der unversöhnlichste Feind der Byzantiner, denn dreißig Jahre vorher war er als Gesandter der venezianischen Republik von den Byzantinern in ruchloser Weise seines Augenlichts beraubt worden. Die Befestigungen widerstanden neun Monate den Angriffen der christlichen Belagerer und hätten wohl noch länger standgehalten, wenn nicht die Flucht des Kaisers *Alexios* den Belagerern den Zugang zur Stadt erleichtert hätte. Unter *Konrad von Montferrat* wurde sie endlich erstickt, und schandbar genug, fielen die meisten Kunstwerke, Denkmäler, Kirchen und selbst die Kaisergräber der wunderbaren Stadt aus den Zeiten Justinians und Konstantins, deren Trümmer wir heute in den Museen bewundern, nicht der Zerstörungswut der Mohammedaner, sondern der christlichen Kreuzfahrer zum Opfer. Was geplündert, zerstört, verbrannt, geraubt werden konnte, verschwand, und aus jener Zeit stammen die ehernen *Rosse des Lysippos*, die wir heute auf dem Tor der Markuskirche in Venedig bewundern.

* * *

Doch auch die Herrlichkeit des lateinischen Kaiserreichs unter *Balduin von Flandern* währte nicht lange. Schon drei Jahrzehnte nachher wurden die Stadtmauern von den Bulgaren unter *Asen* gestürmt und immer drohender wurde nach ihrer Niederlage auf dem *Amselfelde* die Gefahr vor den Mohammedanern. 1422 belagerte *Murad II.* die Stadt und machte die Byzantiner tributpflichtig, aber erst dreißig Jahre später sollte sie endgültig unter die Herrschaft des Halbmonds fallen. Bei dieser Belagerung bewährten sich die uralten Festungswerke glänzend. Erst als die heute mit Gestrüpp überwucherten weiten, tiefen Wallgräben vor ihnen derart mit Menschenleichen gefüllt waren, daß die Türken, über sie schreitend, an die Mauern gelangen konnten, war das Spiel zu Ende. Das Kreuz fiel von Byzanz, und der Halbmond glänzt seither über Stambul.

Es war eine der furchtbarsten Belagerungen aller Zeiten. An der Straße von *Adrianopel* erhebt sich ein Hügel, das Tal des kleinen *Eycusflusses* und die ganze trodene, einsame Ebene vor den Stadtmauern beherrschend. Dort hatte 1453 *Sultan Mohammed II.* sein Hauptquartier aufgeschlagen und leitete die riesige Türkenarmee von zweihunderttausend Soldaten, welche den steinernen Riesenwall der Stadt mit einem lebenden umgaben. Von dort wurden die Befehle erteilt, welche hunderttausend Arbeiter in Bewegung setzten, um die türkische Kriegsflotte von zweihundert Schiffen über Land in das Goldene Horn herüberzuschaffen. Von dort wurden die unterirdischen Minierarbeiten gegen die Festungswerke geleitet, von dort erschollen die Trompetensignale, um hunderttausend Soldaten gegen die Mauern stürmen zu lassen. Dort begegneten sich die christlichen Renegaten und Abenteurer, um am glänzenden Hofe des mächtigsten Herrschers der damaligen Zeit Beschäftigung und Gewinn zu finden; dort, zwischen den zahllosen Zelten mit dem Halbmond drängten sich fanatische Scheichs und Dervische, Paschas mit ihrem martialischen Gefolge, Rundschafter, Ingenieure, Adjutanten, die mit Befehlen nach allen Punkten der belagerten Stadt zerstoben oder wieder staub- und schweißbedeckt zum Hoflager des allmächtigen Türkenkultans zurückkehrten. Ringsum standen die Zelte von vierzehntausend Janitscharen, die Blüte der türkischen Armee, mit langen Reihen von gesattelten Pferden und Kamelen, mit Massen von Katapulten und Ballisten, unförmigen Kanonen und Haufen von riesigen steinernen Geschossen. In der Mitte dieses bunten, in Rauch und Staub und Pulverdampf ge-

hüllten Gedränges erhob sich das Riesenzelt des Großherrn, an der roten Flagge kenntlich, die darüber wehte. Nach jeder seiner schlaflosen, durch Geschrei und Kanonendonner gestörten Nächte erschien er vor seinem Zelt, in einen blutroten Kaftan gehüllt, einen großen, gelben Reiterbusch auf seinem golddurchwirkten Turban, und ließ sein Ablerauge über die glänzende, vieltürmige Stadt gleiten, die sich hinter den mächtigen, unbezwinglichen Mauern ausbreitete. In seiner Nähe stand der Ungar *Urbán*, der das größte Geschütz der damaligen Zeit erbaut und es gegen das Thor des heiligen Romanus gerichtet hatte; stand der türkische Großadmiral *Balta-Dgli*, dann der Befehlshaber von *Epepolin*, der beweglichen Festung, die, mit Eisen gepanzert und mit Kanonen gespickt, später vor dem Romanusthor verbrannte; im weiten Kranz umgaben den Sultan die Hofpoeten, Sänger, Kammerherren; die Paschas der Divisionen, sonngebräunt, mit Narben bedeckt, die Helden von hundert Schlachten, und endlich die riesigen, kampflustigen Sanitscharen, die Schwerter in der Faust, um sich auf ein Zeichen ihres Herrn wie ein Strom von Stahl und Feuer auf die letzten Verteidiger byzantinischer Herrlichkeit zu stürzen. Der letzte Griechenkaiser, *Konstantin XI.*, konnte sich nur auf fünftausend Griechen und dreitausend Mann italienischer Hilfstruppen unter dem tapferen *Giovanni Giustini* stützen, und wenn diese Handvoll Streiter, über sechs Kilometer lange Linien verteilt, doch fünfzig Tage lang dem Ansturm der Türken Widerstand leisten konnte, so war es weniger ihrem Heldenmut als wieder nur der Stärke der Festungswerke zuzuschreiben, die den Soldaten des Islam geradezu als uneinnehmbar erscheinen mußten. Kaum hatte sich jeden Morgen die Sonne hinter dem anatolischen Olymp erhoben, so begann auch schon ein Angriff, von dem die ungeheuren Mauern noch heute die Spuren zeigen, denn seither ist daran nichts mehr ausgebessert worden. Die Riesentanonnen der Türken spien so gewaltige Kugeln, die Minen rissen so große Löcher, daß kaum eine Mauerstelle zwischen den Thürmen unverfehrt geblieben ist.

Die türkische Armee war in vier große Angriffskolonnen geteilt, vor welchen hunderttausend Mohammedaner, fanatisiert durch religiöse Derwische, angeführt durch halbtolle Scheichs, in den Tod marschierten. Dazu gab es Horden wilder Tataren und Neger, welche von den Sanitscharenschauß mit der Peitsche vorgetrieben wurden. Kilometerlange Ketten bildend, schleppten sie Erbsäcke und Taschen, um

sie unter ungeheurem Geschrei, das vom Marmarameer bis zum Goldenen Horn erscholl, in die Festungsgräben zu werfen. Dort brachen sie nach Hunderten und Tausenden zusammen, von dem Hagel an Steinen, Pfeilen und Kugeln der christlichen Verteidiger auf den Mauern getroffen. Andere Horden traten in die Bresche und drangen über ihre Leichen schreitend gegen die Mauern vor, um wieder zurückgeworfen zu werden. So ging es in einem fort, während Tag für Tag die Feuerschünde der achtzehn Batterien Mohammeds Verderben spien und hinter den Freiwilligen die regulären Truppen stürmten, um immer wieder zurückgeschlagen zu werden.

Allmählich füllten sich die Wallgräben mit Mauertrümmern, Faschinen, Erdsäcken, den Trümmern von Leitern, Katapulten, Menschenleichen und Verwundeten, die verlassen von Freund und Feind eines elenden Todes starben. Für den 29. Mai beschloß der Türken Sultan allgemeinen Sturm. Unter der Anführung von hundert Paschas mit tausend flatternden Standarten, unter dem Geschmetter von tausend Trompeten und dem Allahgeschrei aus zweimalhunderttausend Kehlen rückte das gesamte Heer zum Angriff vor, und wie ein stürmender Ozean mit seinen Wellen sich an den Uferklippen in brausender Brandung bricht, so erreichten die Türken die uralten Festungsmauern von Konstantinopel. Hundert Schlachten an hundert Stellen begannen zu wüthen, an Thürmen, Toren, Breschen und an den steilen Mauern selbst. Aus zehntausend Schießscharten flog das Blei der Verteidiger auf die Türken, von den Zinnen der Mauern, von den Thürmen wurden Steine auf sie geschleudert, Balken, alles, dessen man habhaft werden konnte; und kaum war eine Leiter an die Mauern gelehnt, so fiel sie schon, in ihrem Sturz Duzende von Angreifern zerschmetternd. Aber Bataillon folgte auf Bataillon, wie an den Meeresufern Welle auf Welle, und durch das Blut der Gefallenen wadend, sie unter ihren Füßen zertretend, in Rauch und Pulverdampf, unter dem Donner der Kanonen, dem Springen der Minen, dem Achzen und Jammern der Verwundeten dringen frische Kräfte, allen Lärm unter ihrem Allahgeschrei übertönend, vorwärts, immer vorwärts. Die Verteidiger sind überall; der Kaiser selbst und der tapfere *G i u s t i n i a n i* spornen sie zum äußersten Widerstand an, doch die Handvoll Leute sind zu schwach für die meilenlangen Linien. Während sie an die Breschen eilen, um die gestürzten Steinmauern durch eine lebende zu ersetzen, entblößen sie die anderen Stellen; es gelingt den

Türken, die Leitern anzulegen, hinaufeilend erreichen sie den unteren Wallgang und ziehen die Leitern mit empor für die Eroberung der zweiten Mauer. Mohammed überwacht den heißen, blutigen Kampf. Jetzt hält er den Augenblick gekommen, um seinen letzten Trumpf auszuspielen. Vierzehntausend Janitscharen stehen kampfeslustig, voll Ungeduld bereit. Der Großherr selbst, einen Morgenstern in der Faust, stellt sich an ihre Spitze, und es geht vorwärts ins heftigste Kampfgetümmel. Der riesige Hassan d'Alubad stürmt als erster die Leitern empor und erreicht die innere Mauer. Ihm nach auf anderen Leitern Hunderte, Tausende von Janitscharen. Durch eine unbewachte Pforte dringen weitere Scharen ein und fallen den Angreifern in den Rücken. Gjustiniani wirft sich ihnen entgegen. Er fällt. Der Kaiser selbst eilt zur Bresche am Tor des heiligen Romanus, er wird getötet und über seine Leiche eilen die Türken vorwärts. Byzanz ist verloren, der Halbmond hat gesiegt. Drei Tage dauert die Plünderung und das Gemetzel. Die letzten flüchten sich in die Ajasophia. Dreitausend von ihnen werden auf der heiligen Stätte, an den Altären niedergemacht.

Mohammed ließ Byzanz, das von nun an Stambul hieß, neu erbauen und wiederbevölkern, doch die Stadtmauern blieben, wie sie waren, zur ewigen Erinnerung an den großen Türkenfieg. Nur das Schloß der sieben Türme wurde wieder aufgebaut.

Die Geschichte des letzten Balkantrieges, bei dem die Befestigungen Konstantinopels eine bedeutende Rolle spielten, ist ebenso bekannt wie die vergebliche Belagerung der Dardanellen durch die Franzosen und Engländer im Weltkriege. Wer weiß, ob nicht noch eine Zeit kommen wird, wo die Türken ihrer alten Ringmauern noch mehr bedürfen werden als die letzten Verteidiger des byzantinischen Reiches vor fünf Jahrhunderten?

D e r B o s p o r u s

Mit Freuden begrüßte ich die Ankunft eines der prächtigen Touristendampfer der Hamburg-Amerika-Linie in Konstantinopel, um auf die angenehmste Weise wieder eine Fahrt durch den wunderbaren Bosphorus zu unternehmen.

Auf dieser kurzen Wasserstraße, welche zwei Meere vereinigt und zwei Kontinente trennt, ist ja wirklich an Naturschönheiten alles zu

sehen, was das verwöhnteste Auge sich wünschen kann. Der Bosporus ist ein Lago Maggiore zu den Füßen der interessantesten Großstadt des Orients; fehlen ihm auch die Schneegipfel, wie sie die Alpenseen besitzen, so fehlen diesen letzteren dafür die Großstadt und das ungemein malerische, farbenreiche, bewegte Leben, das in solchem Wechsel, in solchem Umfang wohl an wenigen Orten auf dem Erdball zu sehen ist. An seinen Ufern wohnen die Angehörigen wohl aller Nationen inmitten von Gärten, wie sie nur die fruchtbaren Strecken des warmen Südens hervorzaubern können. Wie eine Art Canal Grande von Venedig liegt diese Wasserstraße hier, mit Ufern, die bald an Neapel, bald an Sorrento, bald an die Riviera erinnern. Wohin man während der Fahrt durch diesen Hafen des Glückes auch blicken mag, überall wird man gefesselt. Kurz vorher hatte ich in dem Derwischkloster ganz nahe dem deutschen Teutoniaklub die tanzenden Derwische gesehen, die sich wie verrückt im Kreise drehen, bis ihnen Hören und Sehen vergeht. Auf der Fahrt durch den Bosporus könnte man selbst zu einem tanzenden Derwisch werden, denn nur durch fortwährendes Drehen kann es einem gelingen, wirklich all das Interessante zu sehen, das sich dem Reisenden vorne und hinten, rechts und links in der denkbar schönsten Gruppierung vor Augen stellt. Dazu kommen noch die historischen Erinnerungen. Mit Andacht stehen wir in Europa zuweilen auf Schlachtfeldern, auf welchen große Ereignisse, die Schicksale mancher Völker ausgefochten wurden, und obschon sie nur öde Flächen dem Beschauer darbieten, zaubert er in Gedanken doch die Legionen hervor, die hier einander gegenübergestanden sind, und belebt so das sonst einsame, traurige Bild. Aber hier, diese Scheidelinie zweier Welten, war zu allen Zeiten die große Meerstraße zwischen Morgenland und Abendland, das Feld nicht nur von einer, sondern von hundert Schlachten, der Tummelplatz der olympischen Götter, der Sitz der ältesten Sagen und noch dazu ein irdisches Paradies, das an Schönheit seinesgleichen sucht! Was ist es, das noch anzuführen wäre zugunsten dieser paar Quadratmeilen Wasserfläche zwischen Europa und Asien? Wo ist noch eine zweite, die auch nur halb so viel zu bieten hätte? Und wem das nicht genügt, der braucht aus der romantischen, bewegten Vergangenheit, aus der interessanten Gegenwart nur durch den dünnen Schleier zu blicken, der die Zukunft verhüllt. Denn wie seit Jahrtausenden, so ist der Bosporus auch heute der Zankapfel der Alten Welt und ihr politischer Mittelpunkt.

Historische Erinnerungen aus allen Zeitaltern zeigen sich hier an beiden Ufern vom einen Ende des Bosporus zum anderen. Wurde er doch von Jason auf seiner Argo durchfurcht; Richard Löwenherz saß hier in Gefangenschaft; die Schlösser wurden von Harun-al-Raschid, Mohammed II., Gottfried von Bouillon und Dandolo belagert; unter den Armeen, welche den Bosporus überschritten, waren nicht nur jene der Kreuzfahrer, sondern auch die siebenmalhunderttausend Mann des Darius und die berühmten „Zehntausend“. Herodot und Ovid haben ihn besungen und seither wohl auch jeder Tourist, jeder Zeitungsschreiber. Jahrzehnt um Jahrzehnt fügt weltbedeutende Ereignisse der Geschichte des Bosporus ein, und sie alle treten uns hier viel kräftiger und unmittelbarer vor Augen dadurch, daß man genau ihre Schauplätze kennt und alle Inseln, Vorgebirge, Burgen, Schlösser, Türme, Paläste heute noch erhalten sieht.

Ganz nahe unserem Ankerplatz erhebt sich der alte Leanderturm auf einem Felsen mitten aus der von Hunderten Schiffen durchfurchten Wasserfläche. Irrtümlich wird er nach Leander benannt, denn bekanntlich ist der Hellespont die Szene der reizenden Sage von Hero und Leander. Doch ist die Sage vom Leanderturm des Bosporus gewiß nicht minder reizend. Eine Zigeunerin hatte einst dem großen Sultan Mohammed prophezeit, seine Lieblings Tochter würde an einem Schlangenbiß sterben. Um die Tochter zu schützen, ließ er inmitten des Bosporus den hohen, festen Turm bauen, wo sie, umgeben von ihrem Hofstaat, wohnte und zur herrlichsten Jungfrau des ganzen Reiches heranwuchs. Der Ruf ihrer Schönheit drang zu den Ohren eines Sohnes des Schah von Persien. Er eilte herbei und ließ ihr einen herrlichen Strauß senden, der in der Blumensprache seine glühende Liebe ausdrückte. Aber zwischen den Blüten hatte sich eine Schlange verborgen, und als die Sultanstochter den Strauß berührte, erlitt sie einen tödlichen Biß durch die Schlange. Schon war sie am Sterben, als plötzlich ihr Anbeter erschien. Er saugte die Wunde aus und rettete ihr so das Leben. Mohammed war durch diese Liebe so gerührt, daß er dem persischen Prinzen seine Tochter zur Gattin gab.

Vom Leanderturm aus auf unserem stolzen Zehntausend-Tonnen-Schiffe gegen das Schwarze Meer dampfend, sahen wir auf beiden Ufern des Bosporus während der ersten Hälfte der herrlichen Fahrt

eine fast ununterbrochene Folge von Palästen. Ihre majestätischen, weißen Marmorfassaden spiegelten sich im Wasser wieder und hinter ihnen zogen sich die Anhöhen hinauf, die entzündendsten Sommeritze inmitten prächtiger Gärten, ein Bild des Reichtums, Wohlbehagens und Friedens, das zu den Ansichten, die in bezug auf Konstantinopel im Abendlande vorherrschen, in grellem Widerspruch steht. Hier das gewaltige Marmorschloß von *Dolmabahçe*, dessen mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten Räume jetzt dem regierenden Sultan als Residenz dienen; unweit davon die Reihe von Sultanspalästen, welche unter dem Namen *Escherağan* bekannt sind; ihnen gegenüber das zauberhafte Schloß von *Beglerbeg*, welches gelegentlich des Besuches der Kaiserin Eugenie von Frankreich für sie eingerichtet worden war; dazwischen Paläste von Großvezieren, Ministern, Hofwürdenträgern, Feldherren, Paschas, Großeenuchen und griechischen und armenischen Millionären, alle umgeben von den herrlichsten Gärten. Wo sich irgend eine Unterbrechung zeigt, ist sie durch kleinere Villen, Landhäuschen, Cafés, Kioske ausgefüllt, jeder Bau in verschiedenen Farben prangend, mit Veranden, blumengeschmückten Terrassen, Balustraden, Balkonen, und zu ihren Füßen in den lauschigen, klaren Buchten schaukeln sich Vergnügungsboote, Raiks, kleine Segler und Fischerboote. Sie und da steigen aus diesem entzündenden Labyrinth von der Behaglichkeit gewidmeten Bauten Moscheen mit schlanken, nadelgleichen Minarette empor, und als Hintergrund dienen die sanften, grünen Anhöhen mit Gärten und Pinienhainen und dunklen Zypressenwäldern, in deren Schatten die verstorbenen Vorfahren dieser türkischen Phäaken den ewigen Schlaf schlafen.

Bisiktaş, Orta-Keui, Arnaut-Keui, Kuru-Eschesme folgen auf dem europäischen Ufer, mit ihren weithin leuchtenden Häusern wie Perlen aneinandergereiht, durch Lianen und Efeu, durch Blumenbeete, Orangen- und Lorbeerhaine, Platanenalleen miteinander verbunden. Aber ob stolzer Palast oder bescheidenes, im üppigsten Grün halb verstedtes *Buen Retiro*, jedes Gebäude hat seine Geschichte; mit Spannung lauschten wir den Erzählungen eines kundigen Freundes, der uns die Intriguen, Kämpfe, Katastrophen, die Auf und Nieder jedes einzelnen Palastbesizers erzählte. Hier saß ein Sultan gefangen, bewacht von einer Kompanie Soldaten, dort wurde ein Prinz ermordet; in einem dritten Palast hausten Sultanas, ein vierter und fünfter dienen als Harem; Tausendundein Palast, und jeder einzelne

der Schauplatz von Erzählungen wie jene von Tausendundeiner Nacht. Nicht nur aus der Vergangenheit, sondern aus der Gegenwart, mit handelnden Personen, die heute noch an dem großen, glänzenden Intriguenhofe von Stambul ihre Rolle spielen. Was doch gerade jetzt, während wir vorbeifahren, in den Palästen wie in den kleinen Haremshäusern hinter den dicht vergitterten Fenstern vorgehen mag! Welche Dramen, von Großmut und Haß, von Neid und Liebe und Begier und Mitleid und Eifersucht geboren! Nirgend, nirgend in der Welt scheinen die Wellen des Lebens und der menschlichen Leiden-schaften so hoch zu gehen wie hier, und doch nirgend zeigt sich der Schauplatz derselben friedlicher, schöner, fesselnder!

* * *

Und dabei war es, soweit die Geschichte zurückreicht, immer so. Hier an der Stelle, wo heute das entzückende Kuru-Tscheschme steht, stand einstens Anaplos, wo Medea mit Jason landete und den berühmten Lorbeerbaum pflanzte. Auf der Anhöhe gegenüber, am asiatischen Ufer, glitzert zwischen den Bäumen der Kiosk, wo Soliman der Große drei Jahre lang den Spionen und Senkersknechten seines Vaters Selim verborgen blieb. Nicht weit davon erhebt sich eine ungeheure Kaserne, groß und stolz wie ein Königspalast, und bald darauf führen wir an den „Süßen Wässern von Asien“ vorbei zwischen den beiden dräuenden Schlössern durch, welche Sultan Ghazi-Mohammed II., der tapfere Eroberer von Konstantinopel, 1452 hier an der engsten, kaum fünfhundert Meter breiten Stelle des Bosporus zur Verteidigung der Meerenge erbaut hat. Mit Staunen betrachteten wir die gewaltigen runden Türme, die zehn Meter dicken, krenelierten Mauern, welche sich hier die steilen Anhöhen hinaufziehen. So fest und felsengleich wie vor fünf Jahrhunderten. Sie werden wohl auch noch stehen, wenn von den heutigen Palästen und Moscheen Stambuls nichts mehr vorhanden sein wird, denn solche Mauern sind ebenso unzerstörbar wie die Pyramiden. Sie erheben sich auf den beiden Ufern der hier ungemein reißenden Meerenge so malerisch, als wären sie dem phantastischen Erfindungsgeist eines Theaterdekorateurs entsprungen, die pittoresken Wächter der Eingangspforte zu dem eigentlichen Elysium des Bosporus, jener herrlichen Bucht, an deren europäischen Ufern sich die Zwillingstädte Therapia und Bujukdere anschmiegen. Hinter uns waren die zahllosen Minarette und Kuppeln

von Konstantinopel, die Palastfronten seiner Vorstädte längst verschwunden und eine Biegung in der Meeresstraße läßt diesen Teil des Bosporus mit der Bucht von Beicos auf der asiatischen, der Bucht von Therapia auf der europäischen Seite wie einen Binnensee erscheinen, so herrlich, wie etwa der Comossee mit Belaggio und Cad-denabbia und dem schönen Schloß des Feldmarschalls Serbelloni. Es fehlen mir wirklich die Worte, diesen entzückenden Erdenwinkel zu schildern, so malerisch sind die Umrisse der Berge, die ihn umschließen, so üppig ist die allen Zonen, allen Klimaten angehörige Vegetation, die ihre Abhänge bedeckt, so farbenreich, lauschig und anheimelnd sind die zahlreichen Sommerfröhen, welche in diesem Schmutzkästlein der Natur die Edelsteine bilden. Und so friedlich dieses harmonische Plätzchen sich uns zeigte, es war doch seit den ältesten Zeiten der Schauplatz der blutigsten Kämpfe, und auf dem tiefblauen, rings von grünen Bergen umrahmten Wasserbeden schaukelten sich in verschiedenen Jahrhunderten die Flotten der Griechen, Perser, Bulgaren, Goten, Heruler, Byzantiner, der Russen und Türken; auf dem Hermaeonberge saß einst Darius und ließ seine ungeheueren Armee Revue passieren, die auf der von Mandrokles von Samos erbauten Brücke eben den Bosporus überschritten hatte. Bei dem lauschigen Christendörfchen Stenia stand einst die geflügelte Statue, welche die Argonauten dem schützenden Genius errichtet hatten, aus Dankbarkeit für seinen Beistand im Kampfe gegen König Amykos, und in der Bucht vor Stenia lagen schon vor zwölfhundert Jahren die Schiffe mit den bulgarischen Legionen, welche das griechische Kaiserreich bedrohten. In dem Walde hinter Therapia befand sich das Lager der Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon und daneben, so viele Jahrhunderte später, zur Zeit des Krimkrieges, das Lager der Franzosen! Welche Erinnerungen!

* * *

An Stelle dieser Szenen des Krieges spielen sich heute in den Botschaftspalästen, Hotels und Villen, welche die Zwillingsstädte Therapia und Bujukdere bilden, unter dem Gewande von Wettrennen, Bootfahrten, Lawn Tennis und Kridet diplomatische Kämpfe ab. — Die Bucht ist ein liebliches Schachbrett mit reizenden, eleganten Damen, mit Dandies und Badegästen als Figuren und den Botschaftern als Spieler, wo jeder einzelne den Zügen des andern zuvor-

zukommen trachtet, ein Spiel, das schon seit Jahrzehnten währt und aus dem der Deutsche als Sieger hervorgegangen ist.

„Therapia“ heißt Heilung. Es ist ein türkisches Quisjana, und in der Tat ist sein Klima im Sommer so entzückend, daß es gewiß schon zu einem Monte Carlo geworden wäre, wenn es nicht so weit von unseren Großstädten entfernt läge. Vom März bis zum November befinden sich die fremden Diplomaten hier in der Villeggiatur und wohnen zum Teil in prachtvollen Palästen, welche sie der Munifizenz der türkischen Herrscher zu danken haben. — In höherem Maße noch als von jenem Franzosenherrscher galt bis Abd-ul-Hamid das geflügelte Wort: „L'État, c'est moi“. Wo immer in den Zwillingsstädten und ihrer Umgebung ein prächtiger Palast, ein idyllischer Kiosk, ein üppiger Garten sich befindet, da heißt es: „Sultan Soundso hat ihn gebaut, Prinz oder Prinzessin Soundso bewohnt ihn jetzt.“ Drüben auf dem asiatischen Ufer, bei Paschabadscha, befinden sich die Hesperidengärten vom Sultanje, eine Schöpfung von Bajazid II., und das weit in die Therapiabucht vorspringende Kap Huntiar-Iskelesfi war ein Lieblingsitz einer ganzen Reihe von Großsultanen, von Mohammed II. bis zum Vater des jetzigen. Heute erhebt sich dort jener Feenpalast, den Mehmed Ali, der Gründer der ägyptischen Khedive-Dynastie, mit einem Kostenaufwande von sechs Millionen Franken erbauen ließ. Sein tapferer Sohn Ibrahim Pascha schenkte ihn dem Sultan, aber dieser hat ihn niemals bewohnt.

Raum hatten wir die Bucht von Therapie durchfahren, so verengte sich der Bosporus am Fuße des Iuscha Dag, zu deutsch „Riesenberges“, ein zweites Mal und das unvergleichlich schöne Bild von Therapie-Bujukdere entchwand unseren Augen. Dafür zeigten sich uns auf den steilen Felsen auf beiden Ufern die ruinenhaften Schlösser von Rumeli Kaval und Anatoli Kaval, wie man sagt, von den Genuesen zur Beschützung der Einfahrt in den Bosporus erbaut. Damals mochten sie für ihre Zwecke genügt haben, heute erheben sich zu ihren Füßen moderne Batterien mit ungeheuren Krupp- und Armstronggeschützen neuester Konstruktion, deren Mündungen dräuend durch die Schießscharten hervorsehen. Wie zur Zeit des Byzantinerreiches sich hier das Kommerkion (Zollhaus) befand, wo alle einfahrenden Schiffe anhalten und den Zoll entrichten mußten, so befindet sich auch heute hier eine türkische Behörde, wo jedes vom Schwarzen Meere kommende Schiff sich die „Libre pratique“ holen muß. In

der tiefen Bucht befindet sich die Quarantänestation. Mit freiem Auge konnten wir hinter den gewaltigen Erdwerken die Truppen läben sehen. Auch während unserer Weiterfahrt bis ans Schwarze Meer gewahrten wir zu Füßen der dräuenden, einsamen Felsen, welche hier die Ufer des Bosporus bilden, lange Reihen moderner Batterien, gut bemannt und armiert, so daß der Sultan es gar wohl in seiner Macht hat, fremde Kriegsschiffe zum Einhalten des berühmten Vertrages zu zwingen, der, im Jahre 1833 in dem vorerwähnten Hunkiar-Iskelessi abgeschlossen, fremden Kriegsschiffen die Durchfahrt durch die türkischen Meerengen verbietet. Kein Schiff könnte zwischen diesen auf Meilen nebeneinanderliegenden Feuereschlünden durchkommen, und damit auch zur Nachtzeit keine Überraschung möglich sei, befinden sich neben den Leuchttürmen von Rumeli-Fener und Anatoli-Fener Scheinwerfer und allerhand andere Vorkehrungen. Ebenso liegen auch längs den Küsten des Schwarzen Meeres selbst Strandbatterien, alle in einem so vorzüglichen Zustand der Erhaltung, wie man ihn im Türkenreiche kaum vermuten würde.

Ja, wenn die cyanäischen Felsen noch ihren aus der Argonauten-sage bekannten Dienst tun würden! Eben als wir aus den stillen, spiegelglatten Gewässern des Bosporus hinausfuhren in das weite, wellenbewegte, mit weißen Schaumkronen bedeckte „Schwarze“ Meer, gewahrten wir zur Linken, dicht vor den Felsbaktionen des europäischen Ufers, jene malerischen, zerklüfteten Klippen, die Symplegaden, welche in alten Zeiten unter dem Namen cyanäische Felsen wie Eisberge auf dem Meere schwammen. Näherete sich ein Schiff der Einfahrt in den Bosporus, dann nahmen die cyanäischen Felsen dasselbe in ihre Mitte und zermalnten es. Als Jason mit seiner „Argo“ in ihre Nähe kam, war sein Schiff auch schon in Gefahr, zwischen diese Felsen zu geraten. Aber im kritischen Augenblick kam eine Taube geflogen und zeigte Jason den Weg, den er nehmen mußte, und er gelangte glücklich hindurch. Leider sind die Symplegaden heute nicht mehr so beweglich; der Großsultan mußte sich deshalb bequemen, Batterien zu bauen und sie mit Kruppschen Kanonen zu spicken.

Unser Riesenschiff vollführte nun in weitem Bogen die Wendung, um die Rückfahrt durch den Bosporus anzutreten. Noch einmal fuhren wir an all den herrlichen Bildern, welche die Ufer dieser schönsten Meeresstraße des Erdballs zeigen, vorbei, noch einmal trat als Apotheose das unvergleichlich schöne Bild von Konstantinopel vor

unser entzücktes Auge. Die Abendsonne vergoldete die vielen Kuppeln und Minarette der Aja Sophia, als wir an ihr vorüber in das Marmarameer einfuhren, und während allmählich Stambul mit seinen Herrlichkeiten in dem rötlichen, von der Sonne durchleuchteten Horizonte hinter uns verschwand, erhob sich vor uns, als letzter Abschiedsgruß eines unvergeßlichen Tages, die dunkle Masse des anatolischen Olymp.

Diesseits und jenseits des Marmarameeres

Wohl die wenigsten Besucher Konstantinopels verschäumen es, die landschaftlich entzückende Wasserstraße des Bosporus in ihrer ganzen Länge zwischen Marmara- und Schwarzem Meer zu durchfahren. Daß sie ihren Ausflug nicht weiter, auf das Schwarze Meer selbst, ausdehnen, ist begreiflich, aber leider wird auch das kleine Marmarameer vernachlässigt, das sich wie ein malerischer Binnensee zwischen den europäischen und asiatischen Küsten des Türkenreiches ausbreitet.

Die Italiener pflegen in ihrer unglückseligen Verblendung die Adria, die die Ostküste ihres Landstiefels bespült, als „Il mare nostro“ zu bezeichnen, obschon es mit ebensoviel Recht auch Österreich-Ungarn, Albanien und Griechenland gehört. In viel größerem Maße ist das Marmarameer ein „Mare nostro“ für die Türken, denn keine andere Macht besitzt auch nur ein Stückchen seiner malerischen Küsten, dabei von einer Schönheit und einem intimen Reiz, der mich bei meinen Fahrten nach Ismid oder Brussa oder gegen die Dardanellen immer wieder fesselte.

Das Marmarameer, die alte Propontis, zeigt sich dem auf der Orientbahn von Europa nach Konstantinopel Reisenden in einem großen Teil seiner Ausdehnung. Ist es doch kaum so groß wie Medlenburg-Schwerin, eine Art Stausee, der Regulator für die Wassermengen, die vom Schwarzen Meer durch den Bosporus und die Dardanellen nach dem Mittelmeer abfließen.

An seiner europäischen Küste ist nicht viel landschaftlich Schönes oder historisch Interessantes zu sehen. Die einzige größere Stadt ist Rodosto. Auf dem von der Nordseite tief ins Meer reichenden Vor- gebirge liegt das Herakles der Alten, jetzt ein griechisches Dorf namens Tregli; dann sieht man in der Nähe von Silivri riesige Trümmer einer alten Festung aufragen, die Kaiser Kantakuzeno von

Byzanz erbaut hat, und dahinter zeigt sich eine große Bogenbrücke der Römer aus der Zeit, als sie ihre große Handelsstraße, die Via Egnatia, quer durch die Balkanhalbinsel nach Byzanz bauten. Dann folgen das historische S a n S t e f a n o, wo die Truppen von Saloniki nach ihrem berühmten Marsch nach Stambul zur Rettung der jungtürkischen Partei und des Parlaments ihr Lager aufschlugen; endlich Matritöi mit seiner Pulverfabrik.

* * *

Wie Galataria, wo ein weithin sichtbarer Monumentalbau an den Russenkrieg von 1877 erinnert, so ist auch San Stefano eine liebevolle Sommerfrische von Konstantinopel geworden. Doch die Insassen der von Europa kommenden Bahnzüge haben kein Auge für diese beiden Städtchen, denn von hier bietet sich der erste Ausblick dar auf die Moscheen und Minarette der Hauptstadt, sowie auf die gewaltige Stadtmauer, die Stambul mit einem sieben Kilometer langen Steingürtel gegen die Landseite abschließt. Sie erschien mir von hier aus noch dräuender, noch massiger, als von der Stadtseite aus, und ihre Türme, zweihundert an der Zahl, treten noch kräftiger, unmittelbarer hervor. Türme, vier-, fünf-, sechs-, achteckig oder rund, Türme mit zwei, drei, vier Stockwerken, mit Krenellierung und Machiculis, jeder verschieden vom anderen, manche gut erhalten, manche von den Zinnen bis zum Boden geborsten, im Innern ausgebrannt und jetzt elenden, wilden Zigeunern als Wohnung dienend. In ihrer Gesamtheit aber sind sie ungemein malerisch und großartig, ein Bild von Stärke, Masse und Festigkeit, als wären sie aus einem natürlichen Felsenwall herausgemeißelt worden und fielen jetzt, ähnlich den Felsbastionen der Sächsischen Schweiz, der zerstörenden Wirkung der Zeit zum Opfer.

An der Stelle der altgriechischen Burg, welche die Mauern an der Küste des Marmarameeres früher abschloß, und die beim Fall von Byzanz im Jahre 1453 von den Türken zerstört wurde, ließ der Großsultan Mohammed eine neue, noch stärkere Festung aufführen, das berühmte Schloss der „sieben Türme“. Dieser Name — *Jedi Kule* — ist ihm geblieben, obschon heute nur noch fünf Türme vorhanden sind. *Jedi Kule* war unter der Herrschaft der siebenundzwanzig Sultane seit Mohammed dem Eroberer für Stambul dasselbe, was der Tower für London, die Bastille für Paris.

In den schrecklichen unterirdischen Kerkern schmachteten Sultane und Beziere, Paschas und Minister. In finsternen Räumen wurden manche, die gestern noch die Mächtigsten des Reiches waren, in haarsträubender Weise gefoltert. Könnten sie auferstehen, sie würden mit ihren zerfleischten, vielfach zerbrochenen Gliedern, ihren mit heißem Pech ausgebrannten Augen, ihrer gewaltsam abgerissenen Haut, ihren zermalmten Füßen den schrecklichsten Anblick darbieten, den sich die wildeste Phantasie der früheren Wüteriche ausmalen könnte. Die Köpfe der Enthaupteten wurden gewöhnlich an den Turmzinnen ausgestellt; manche entthronten Sultane wurden von aufständischen Janitscharen in dieses Blutschloß gesperrt, wenn sie nicht gleich getötet wurden; in den dunklen Verließern schmachteten auch die Gesandten jener Mächte, mit denen die Großherren gerade Krieg führten. Der letzte darunter war vor einem Jahrhundert der französische Gesandte Ruffin.

Heute bietet das Schloß der sieben Türme ein Bild von traurigem Verfall; üppig wucherndes Gestrüpp hat vom inneren, mit so viel Blut getränkten Hof Besitz genommen, einige Zypressen und Platanen beschatten die Überreste einer kleinen hölzernen Moschee und von den Turmzinnen winken wilde Vorbeersträucher.

Mitten durch das alte Gemäuer führte die Porta aurea, das berühmte Goldene Thor, durch das die großen Kaiser der römischen Zeit nach ihren Siegen in die Hauptstadt einzuziehen pflegten. Von seinem Statuen- und Skulpturenschmuck ist nichts mehr vorhanden und der Thorweg selbst ist zugemauert, denn nach einer alten türkischen Prophezeiung werden die künftigen Eroberer Konstantinopels durch die Porta aurea in die Stadt einziehen.

* * *

Ein halbes Jahrtausend haben die Türken in der altchristlichen Stadt Byzanz gehaust und kein Eroberer ist gekommen, um die Porta aurea zu durchbrechen. Wird es jemals geschehen? Es scheint nicht so.

Auf der asiatischen Seite bietet das Marmarameer größere landschaftliche Schönheiten. Stambul gerade gegenüber liegt das uralte einstige Chrysopolis (Goldstadt), heute Skutari, wo einst Xenophon mit seinen berühmten Zehntausend eintraf, um nach Europa überzusetzen. Jetzt ist Skutari eine hauptsächlich von Türken bewohnte Vorstadt von Stambul, mit dem beliebtesten Begräbnisplatz der in Europa wohnenden Türken. Der Friedhof ist ein ausgedehnter Zypress-

senhain mit ungeheueren Bäumen, in deren dunklem Schatten unzählige Gräber liegen. Wer die zum Teil sehr poesievollen Grabchriften liest, wird überrascht sein über das tiefe Gefühl, das aus ihnen spricht.

Unmittelbar anschließend an diese leider immer mehr dem Verfall überlassene Totenstätte der Türken liegt Haidar Pascha, der Hafen und Anfangspunkt der deutschen Anatolischen Bahn. Jenseits beginnt der tief ins Land schneidende Golf von Ismid, der, von malerischen, bewaldeten Bergen umgeben, einem schönen, stillen Alpensee gleicht, mit der Stadt Ismid, einer der bedeutendsten Anatoliens, im Hintergrund.

Die ganze folgende Küste des Marmarameeres ist von ebenso großer landschaftlicher Schönheit. Südlich vom Golf von Ismid liegt ein zweiter, der Golf von Gemlik, an welchem Mudani, der Hafen des herrlichen Brussa, liegt. Mit Recht wird Brussa mit Granada verglichen, und wie hoch über dieses, nur in größerer Entfernung, die Sierra Nevada aufsteigt, erhebt sich unmittelbar von Brussa aus majestätisch der zweitausendvierhundertfünfzig Meter hohe anatolische Olymp mit seinen drei, nur im Hochsommer schneefreien Gipfeln.

Doch die schönsten Punkte des Marmarameeres sind nicht an seinen Küsten zu suchen, sondern auf dem kleinen Archipel der Prinzeninseln, die in seinem östlichen Teile, Skutari gerade gegenüber, aus dem gewöhnlich stillen Wasserspiegel aufragen.

D i e P r i n z e n i n s e l n

Jeder Besucher von Konstantinopel kennt die Prinzeninseln, doch gewöhnlich nur aus der Ferne. Er kennt sie so gut, wie er den anatolischen Olymp kennt. Man mag an der Serailspitze stehen oder den mächtigen Galataturm besteigen, oder den uralten Stadtmauern entlang mit der Eisenbahn zum Schloß der sieben Türme fahren, oder auf dem Bosporus mit Dampfer oder schlankem Rait umhergondeln, inmer wird man an klaren Tagen die langgestreckten Höhen Anatoliens vor Augen haben und zu ihren Füßen, wie Wächter im Marmarameere schlummernd, die schöne Gruppe von Eilanden, die weiß Gott warum den Namen Prinzeninseln führen. Sie zeigen sich so malerisch, so friedlich und schön, die Meerfahrt ist in den warmen Monaten so reizvoll, und doch lassen sich die meisten Touristen so ganz von Moscheen und Minaretten und Basaren in Anspruch nehmen,

daß sie den Besuch der Prinzeninseln gar nicht mit ins Reiseprogramm einfügen und sich mit der Fernsicht allein begnügen.

Mit großem Unrecht, denn diese Eilande sind voll landschaftlichem Reiz, voll Anmut und Frieden, einer der wenigen Punkte in dem großen, über drei Weltteile ausgedehnten osmanischen Reich, wo der Pulsschlag der autokratischen Regierung mit all seinen keineswegs immer segensreichen Folgen fast gar nicht gespürt wird. Und dabei liegen diese Zufluchtsstätten des Friedens nur eine Dampferstunde von Konstantinopel, dem schlummernden, grossenden Städtevulkan des Bosporus.

Ihrem Namen nach zu schließen, müssen die Inseln, die sich so malerisch dem alten Stambul gegenüber aus den Meeresfluten erheben, von lauter Prinzen bewohnt sein, gerade so wie die Ufer des Bosporus, an denen sich Paläste des Sultans, seiner Familie und seiner Großen aneinanderreihen wie Perlen an einer Kette. Und doch weilt nicht ein einziger der zahlreichen Türkenprinzen auf ihnen, niemals hat auch einer, soweit bekannt, dort gewohnt, ja nicht einmal der gewöhnlichste Kimmeltürke hat dort seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Nur die Behörden und die kleine, armselige Garnison sind türkisch, sonst ist alles griechisch, armenisch und europäisch — gewissermaßen ein kleines, fremdes Inselreich im Osmanenreiche, eine Oase des Kreuzes in der Wüste des Halbmondes.

Türkendampfer verkehren regelmäßig zwischen Stambul und dem kleinen Archipel, aber ich hatte das Glück, von einem befreundeten Diplomaten, der auf den Inseln wohnt, eingeladen zu werden, und seine Dampfpinasse, wohl die schönste von Konstantinopel, lag für mich am Kai von Tophana bereit. Bald war der von zahllosen Dampfern und Segelschiffen aller Größen und Nationen bevölkerte Hafen passiert, und jenseits des weißen, massigen Leanderturmes, der sich wie eine Portierloge des Bosporus vor den Küsten von Skutari aus den blaugrünen Fluten erhebt, sah ich die grüne Kette der Inseln, vier an der Zahl, in einer nord-südlichen Reihe, eingebettet in den weiten Spiegel des Marmarameeres, gewissermaßen Brückenpfeiler zwischen Europa und Asien, zwischen Christentum und dem Reiche Mohammeds. Eigentlich ist die Zahl der Inseln neun, doch fünf von ihnen sind nicht viel mehr als kahle Felsen, von der Hauptgruppe entfernt, so daß sie kaum mitgezählt zu werden brauchen. Am weitesten draußen im Meere, beinahe auf der Dampferroute zwischen Bosporus und den

Dardanellen, erhebt sich die Felspyramide von Oria, auf der noch spärliche Ruinen eines griechischen Klosters zu sehen sind. Interessanter ist schon der zweite dieser Inselvorposten, Plati, das in der fernen Zeit der Byzantiner ein berühmtes Staatsgefängnis war. In den noch vorhandenen, mit Gestrüpp umwucherten unterirdischen Gewölben schmachtete so mancher Große von Byzanz, der den skrupellosen Machthabern unbequem geworden war. Die Insel wird heute in der Diplomaten- und Fremdenwelt Stambul gewöhnlich mit dem Namen „Bulwers Narrheit“ bezeichnet, und mein Freund erzählte mir davon eine interessante Geschichte. Sir Henry Bulwer war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts englischer Botschafter am Hofe der Sultane und bekam die Insel vom Großherrn zum Geschenk. Damals waren Bujukdere und Therapia, diese reizenden Idyllen am Bosporus, noch nicht zu dem Buen retiro der fremden Diplomaten geworden, wie sie es heute sind. Stambul ist im Sommer heiß, staubig, schmutzig, unerträglich, und Bulwer beschloß, das Felseneiland zu seiner Sommerresidenz zu machen. Mit großen Kosten ließ er sich dort zwei Burgen bauen, die sich vom Meere aus ungemein malerisch ausnahmen, aber im Innern winzige, unbehagliche Räume besaßen. Dazu die Abgelegenheit und Einsamkeit. Die Sache war verfehlt. Bulwer war als Diplomat tüchtiger denn als Bauunternehmer. Damals wollte der Emir von Ägypten Vizekönig werden und wandte sich an Bulwer um Unterstützung. Dem Botschafter gelang es, den Wunsch des ägyptischen Herrschers durchzusetzen, und aus Dankbarkeit kaufte ihm der neugeborene Vizekönig die Insel um eine hohe Summe ab. Natürlich fiel es ihm gar nicht ein, dort zu wohnen, die Burgen verfielen und sind heute, vierzig Jahre nachher, nur malerische Ruinen.

Warum ließ sich Sir Henry statt des kahlen Plati nicht die hübsche Insel Proti schenken, an der wir eben vorbeifuhren? Sie ist die nördlichste der vier „großen“ Prinzeninseln, ein lieblich grünes Eiland, an dessen Ostseite ein paar hundert Armenier ihre zerstreuten Sommerwohnungen haben. Noch reizender präsentiert sich das nur durch einen schmalen Meeresarm davon getrennte, etwas größere Antigon, einer der Lieblingsplätze der griechischen Kaufleute, die hier auf dem sanft abfallenden Ostabhang der Insel eine Reihe recht eleganter, moderner Villen gebaut haben. Weiter abseits liegen zwei griechische Klöster, und in der Nähe des Hafens erhebt sich eine uralte, von der berühmten Kaiserin Theodora erbaute Kirche. In einem Loch im

Vorhof der Kirche war der Patriarch Methodius mit zwei Räubern sieben Jahre lang eingesperrt. Derartig liebeliche Erinnerungen an die Byzantinerzeit trifft man auf diesen Inseln häufig, aber seit Jahrhunderten ist hier Friede eingekehrt, und die mohammedanischen Türken haufen ganz entschieden menschlicher als die christlichen Byzantiner.

* * *

Zwischen Antigoni und dem nächsten Eiland, Halki, liegen in der kaum zwei Kilometer breiten Meeresstraße zahlreiche Klippen, so daß die Passagierdampfer, die auf beiden Inseln anlegen und besonders des Sonntags mit Ausflüglern überfüllt sind, in weitem Bogen nach der Hauptstadt von Halki fahren. Die Insel mit ihren stark eingeschnittenen Buchten besteht aus vier bewaldeten Hügeln, die durch tiefe Sättel voneinander getrennt sind. Zwischen dem Grün der Fichtenwäldungen, welche den größten Teil der Insel bedecken, erheben sich weitläufige Gebäude, von reichen Griechen für Religions- und Handelsschulen erbaut. Auch in der Hauptstadt wohnen fast ausschließlich Griechen, und die hübsche, von einem Minarett überhöhte Marine-schule, die dicht am Meeresufer steht, enthält wohl die einzigen Türken der Insel. Wenig Völker haben unter ihren mit Reichtümern gesegneten Söhnen größere Wohltäter als die Griechen. Das zeigt sich nicht nur in Athen, sondern auch sonst in der Welt überall, wo sich griechische Kolonien befinden. Als Leute von klassischem Geschmack hatten sie schon frühzeitig auf die Prinzeninseln ein Auge geworfen, und wo sich ein größeres Gebäude, eine Wohltätigkeitsanstalt, eine Schule oder ein Kloster befindet, ist es sicher von Griechen erbaut. Das Kloster Panagüia, das sich so malerisch an der Ostküste erhebt, ist eine Gründung des berühmten Johannes Paleologos und seiner Frau Maria Comnena. Im Laufe der Jahrhunderte verfiel es immer mehr, bis Prinz Alexander Ypsilanti es vor hundert Jahren auf seine Kosten restaurieren ließ. Als wir durch die herrlichen, in der warmen Frühlingssonne duftenden Fichtenwälder emporkletterten, sahen wir nahe dem Kloster ein einfaches Grabmal. Es ist jenes von Sir Edward Burton, der Ende des sechzehnten Jahrhunderts Botschafter am Hofe der Ottomanen war, die damals das ganze Abendland in Schrecken hielten. Burton begleitete auch den Großsultan Mohammed II. auf seinem blutigen Feldzug nach Ungarn. Dort holte er sich eine tödliche Krankheit, suchte auf der Insel Halki Gesundung, starb aber in dem Kloster im Jahre 1598.

Von dem Klosterhügel konnten wir die letzte der großen Prinzeninseln, die größte unter ihnen, Printipo, fast ganz übersehen. Die Hauptstadt, die sich mit ihren zahlreichen, zum Teil sehr geschmackvollen Villen und Sommerhäusern an der Nordküste amphitheatralisch aufbaut, liegt Halki so nahe, daß wir jedes Fenster deutlich wahrnehmen konnten. Ein Viertelstündchen später legte unsere Dampfpinasse an dem Steinkai zu Füßen der schönsten Besitzung an. Durch einen wohlgepflegten, mit seltenen Tropenbäumen erfüllten Garten stiegen wir zu der Villa empor, die ein in Amerika reich gewordener Grieche, Asarian, an einem der schönsten Fleckchen dieses Inselparadieses erbaut hat. Er ließ sich dazu das fertige Haus von Amerika bringen und hier aufstellen. Alle Möbel, alle Bilder, die ganze Haus-einrichtung bis zu den Badewannen stammt aus dem Dollarlande. Kurz nach der Fertigstellung starb er, mein diplomatischer Freund mietete es für einige Jahre und hat damit eine, wenn auch nicht großartigere, aber behaglichere Wohnung als all die Botschafter der Großmächte in Konstantinopel. Der gute Asarian hatte für alles gesorgt, die besten Boote im Wasser unten, so klar, daß man jedes Steinchen am Meeresgrunde wahrnehmen kann, die besten Stallungen für die Pferde, die schönsten Wagenremisen, den besten Lawn-Tennis-Platz. Und daß auch Küche und Keller die besten sind, dafür sorgt der verwöhnte Gaumen des jetzigen Inhabers. Rechts und links von diesem behaglichen Landsitz befinden sich Hunderte andere, bis an die östlichste Spitze der großen Insel, die etwa acht Kilometer im Umfang haben mag. Bei unseren Spaziergängen durch die Stadt und die herrlichen Fichtenwälder sowie um die malerischen Küsten herum, im Angesicht der anderen so reizend im Meere gebetteten Inseln und der fernen anatolischen Gestade, konnte ich gar nicht fassen, daß ich mich im Türkenreiche, unter der Herrschaft des Halbmonds befand. Ich sah in der Ferne wie eine Fata Morgana das großartige Bild von Stambul im Sonnenlicht gebadet, mit den weiß leuchtenden Minaretten und den glänzenden Fensterscheiben, ich sah den Hügel, auf welchem der oberste Herr der türkischen Mißwirtschaft bis in die letzten Jahre thronte, und hier, halben Weges zwischen seinen in Brüche fallenden Reichsteilen in Europa und Asien, konnte ich mich wie tausend Meilen weit im Abendlande, etwa auf der Insel Wight, denken. Orient und orientalisches Leben ringsum, hier aber ein europäischer Sommeraufenthaltort, gut gepflasterte und — o Wunder! — reinliche Straßen,

nette Häuschen, hübsche Christenkirchen und ringsum, sowie kreuz und quer durch die Fichtenwälder der Insel führend, die schönsten Fahrwege! An den Gestaden des Meeres stehen ein paar vortreffliche Hotels mit Gartenterrassen und Badehäuschen, so daß die Sonntagsbesucher, die sich hier nach Hunderten zusammenfinden, aus ihrem Zimmer beinahe direkt in das kristallklare Salzwasser steigen können. Mietwagen, Reitpferde und Esel stehen überall für die Touristen bereit, nur beim Rathause und vor der Wohnung des Gouverneurs lungern ein paar türkische Soldaten, mit ihren roten Fes und verrosteten Gewehren die großherrliche Macht darstellend.

* * *

An den ungemein malerischen, zerklüfteten Küsten, denen entlang die Fahrstraße stellenweise hundert Meter über dem Meere führt, mit Szenen wie auf der Cornice zwischen Sorrento und Amalfi, wurde ich von meinem Begleiter auf ein paar Ruinen aufmerksam gemacht. Sie stammen von einem in der Geschichte berühmten Kloster, in welchem einst, zur Byzantinerzeit, die große Kaiserin Irene gefangen saß. Ihr eigener Reichskanzler, Nikophorus, war es, der sie entthronte, gerade als ein Abgesandter Karls des Großen um ihre Hand für den Kaiser warb. Als Nikophorus einen Monat nach ihrer Entthronung von dem leicht erregbaren Volke von Byzanz zum Kaiser ausgerufen wurde, war es sein Erstes, die Kaiserin zur Sicherung seiner Herrschaft aus seiner Nähe zu verbannen. Er ließ sie nach der Insel Lesbos schaffen, wo sie im Jahre 803 starb. Ihr Leichnam wurde aber nach Prinkipo gebracht und in dem längst in Ruinen liegenden Kloster bestattet.

Besser als Irene erging es zwei Jahrhunderte später der byzantinischen Kaiserin Zoë. Auch sie wurde entthront und in Prinkipo eingesperrt, aber kurz darauf, im Jahre 1042, wieder durch eine Erhebung des Volkes auf den Thron gesetzt. Kaum dreißig Jahre nachher folgte ihr eine dritte Kaiserin, Anna Delassena, die Mutter der Komnenen, die vereint mit den Töchtern des Johannes Ducas 1071 hieher verbannt wurde. Solange sich diese hochgeborenen Damen auf der Insel frei bewegen durften, war ihr Schicksal kein so schlimmes, denn auf Prinkipo könnte man den ganzen Tag spazierengehen. Das Eiland besteht eigentlich aus zwei hohen, durch einen tiefen Sattel getrennten Bergen. Im Walde verstreut findet man griechische Klöster, Cafés und sogar Bierwirtschaften. An Sonntagen geht es be-

sonders lustig zu, die italienischen Leierkastenmänner sorgen für Musik, die fröhlichen, singenden, tanzenden Pärchen, die Eselreiter und munteren Kinderscharen für Zerstreuung.

Ein schattiger Waldweg führt von dem Sattel zu dem höheren Berg empor, auf dessen felsigem Gipfel ein uraltes Griechenkloster steht, dem heiligen Georg geweiht. Ein alter Griechenmönch mit zerrissenem Talar, einen spedigen Topfhelm aus früher schwarzem Filz auf dem langen Haar, führte uns durch die alten, halbverfallenen Räume, in denen er mit zwei Gefährten in großer Armut haust, bis es einmal einem reichen Griechen einfallen wird, das viele Jahrhunderte alte Gemäuer zu restaurieren. Vielleicht hielten sie uns für derartige Wohltäter, denn sie ließen Kaffee à la turque für uns bereiten und erklärten uns das wunderherrliche Panorama, das sich von diesem hochgelegenen Felsen dem entzückten Auge darbietet. Jetzt erst sah ich die beiden letzten Inseln des Prinzenarchipels, das nur von Fischern bewohnte Neandros und diesem nahe Unterowithos, auf dem sich in alter Zeit auch ein Kloster befunden hat. Konstantin ließ dort jahrelang den Patriarchen Rangabé eingesperrt halten. Überall derartige Erinnerungen an die byzantinische Schreckenszeit, die längst unter Jahrhunderten begraben ist.

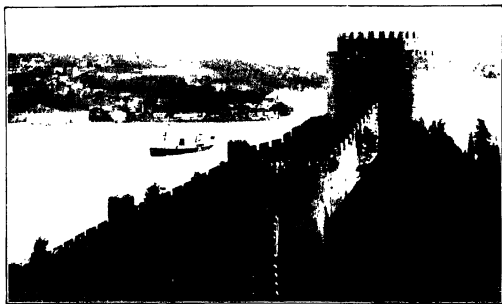
D u r c h d i e D a r d a n e l l e n

Die heldenmütige Verteidigung der Dardanellen durch die Türken im großen Weltkrieg hat dieser Meerenge noch größere geschichtliche Bedeutung gegeben, als sie bereits besaß, doch für den Touristen sind die Dardanellen weit weniger interessant als für den Staatsmann und den Krieger. Wer sich der berühmten Wasserstraße vom Ägäischen Meer aus nähert, sieht nichts als kahle, einsame Küsten; zur Linken die sonnverbrannten Höhen von Tenedos, zur Rechten die weiten Ebenen der Nordwestspitze Kleinasien, in blauer Ferne die verschwommenen Umrisse der Halbinsel Gallipoli. Irgendwo auf dem Südufer des Hellesponts lag einst die Stadt Dardanos, von welcher der Name Dardanellen stammt.

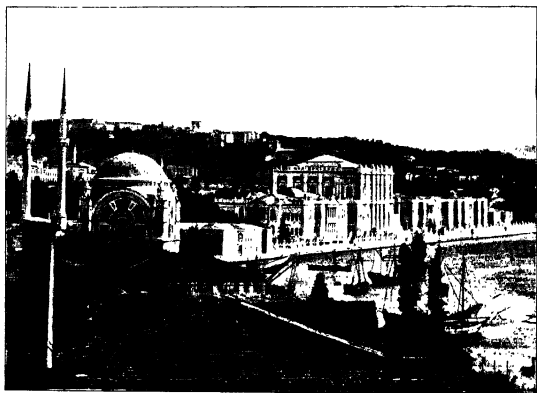
Sie, die zwei Meere miteinander verbinden, zwei Kontinente voneinander scheiden, waren zu allen Zeiten ein Sanktupfel der Völker, der Schauplatz großer, blutiger Kämpfe, und wer kann sagen, was die nahe Zukunft noch in ihrem Schoße birgt? Während mein Dampfer

in die schmale Meeresstraße einfuhr, konnte ich ihre Gestade im Geiste mit den größten Helden der griechischen Geschichte beleben, denn auf der kleinasiatischen Seite, wo ich mit dem Fernglas vergeblich nach Spuren von Kultur und Leben suchte, erhob sich ja einst das große, glänzende T r o j a ! An der Hand Homers fällt es nicht schwer, diese berühmte Stadt des Altertums aufzuerwecken, und mögen die Gelehrten auch bestreiten, daß es Achilles und Ulysses und Priamus in Wirklichkeit gegeben, oder Hekuba und Andromache, ebenso wie sie bestreiten, daß es einen Wilhelm Tell gegeben, diese Gestalten sind dennoch in die Geschichte übergegangen und wir glauben an sie, weil eben Homer ihnen Leben eingestößt hat, mehr Leben jedenfalls, als so manche Geschichtsschreiber ihren wirklich historischen Helden einzulösen vermöchten!

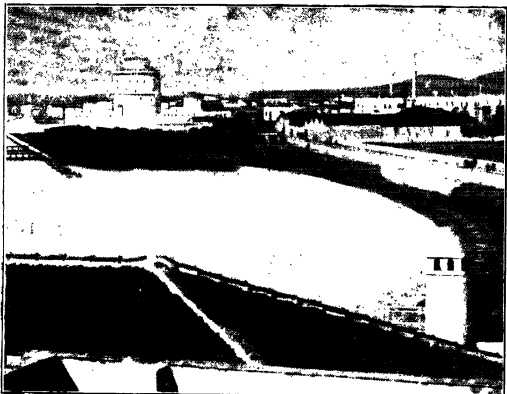
Nach T e n e d o s , heute von zwei weißen, schlanken Minaretten überröhrt, flüchteten einst die Griechen nach ihren vergeblichen Stürmen auf S l i o n , und auf der öden Staubfläche des anatolischen Festlandes zauberte meine Phantasie wie eine Fata Morgana aus vergangenen Jahrtausenden die Mauern und Zinnen der so heiß umstrittenen Stadt hervor. Fast meinte ich den Warnungsruf Rassandra zu vernehmen, das Schlachtengetümmel zu sehen, und die herrlichen Heldengestalten der altgriechischen Sagen zogen wie ein phantastischer Walkürenritt im Geiste an mir vorüber. Erst lange, nachdem der Dampfer diese Küsten rings um die Einfahrt in den Hellespont hinter sich gelassen hatte und ich die gewaltigen Türksenschlösser aufragend sah, welche die eigentliche Pforte der Dardanellen beherrschen, kam ich aus meinen Träumen in die Wirklichkeit zurück. Die Ufer der gegenüberliegenden Kontinente nähern sich hier auf ungefähr vier Kilometer, und an den äußersten Spitzen dieser Vorgebirge erheben sich die vor Jahrhunderten erbauten dräuenden Mauern und Türme; auf dem asiatischen Ufer die Burg Rum-Kaleffi, auf dem europäischen Sedd-ul-Bahar-Kaleffi. Beide wurden vor drei Jahrzehnten von dem bekannten General von Tott neu befestigt und bestückt. Interessanter für den Reisenden als diese malerischen Burgen sind die Grabhügel in ihrer Nähe: auf der asiatischen Seite angeblich jene von Achilles, Patroklos und Hektor, auf der europäischen jener des Proteusilaus, des ersten griechischen Helden, der das Land des Priamus betrat, des ersten auch, der von den Trojanern getötet wurde.



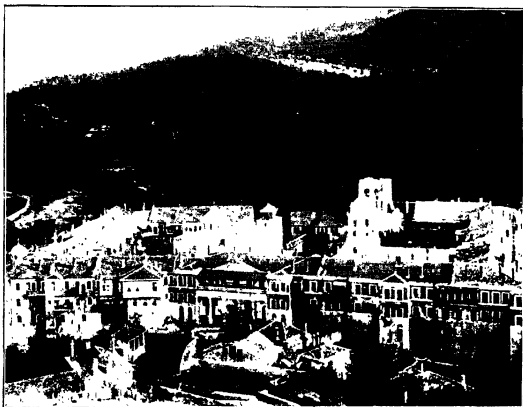
Rumeli Hisar am Bosphorus



Konstantinopel: Palaſt von Dolmabahçe



Saleniki: Hafenansicht



Kloster auf dem Berge Athos

Jenseits der mittelalterlichen Türkenburgen verbreitern sich die Dardanellen auf das Doppelte, die Küsten treten zurück und lassen ihre Einzelheiten verschwinden, bis wir auf unserer durch die heftige Strömung stark verlangsamten Fahrt die eigentlichen Dardanellenenschlöffer erreichen. Sie bilden die wichtigste und stärkste Sperre der ungefähr siebenzig Kilometer langen Meeresstraße, stärker jedenfalls, als es die papierenen Verträge sind. Die beiderseitigen Ufer nähern sich hier einander auf zwei Kilometer. Auf der europäischen Seite bewacht von altersher der gewaltige Turm von Relid Bahâr, d. h. der Schlüssel des Meeres, den Hellespont, und seinem Fuß entlang ziehen sich Reihen moderner, starker Geschütz Batterien hin. Ihnen gegenüber erhebt sich das asiatische Schloß Sultanie-Kaleffi, gleichfalls mit gewaltigen Batterien, aus welchen die Mündungen Kruppscher Geschütze drohend hervorlugen. Alle Schiffe, welche die Dardanellen durchfahren, sind gehalten, hier vor Anker zu gehen, um sich auf dem Wege nach Konstantinopel der ärztlichen Durchsichtung zu unterwerfen, oder auf dem Wege von dort nach dem Mittelmeer die Ausgangspapiere zu holen. — In der Nähe des reizenden Städtchens Kanak-Kaleffi, das sich rings um die alte Feste hinzieht, liegt auch die Quarantänestation. Hier bleiben die Schiffe gewöhnlich ein oder zwei Stunden nur wenige hundert Meter vom Ufer entfernt liegen, doch nur selten lassen sich Passagiere verleiten, ans Land zu fahren, denn die Strömung ist hier ausnehmend stark. Segelschiffe sind zeitweilig sogar bemüht, sich durch Dampferstromaufwärts schleppen zu lassen.

Im Winter, wenn die großen, ins Schwarze Meer mündenden Ströme zugefroren sind, ist die Strömung schwächer als im Sommer, vorhanden ist sie indessen immer. Den Passagieren zeigen sich die Dardanellen hier wie ein mächtiger Strom, der Abfluß des Schwarzen Meeres in das Mittelmeer, in kleine Wellen geworfen, von heftigen Wirbeln unterbrochen, die von der scharfen Wendung des Stromes an dieser Stelle herrühren. Tatsächlich bestehen in den Dardanellen zwei Ströme, die gleichzeitig in entgegengesetzten Richtungen übereinander fließen. Das Wasser des Schwarzen Meeres hat durch seine vielen Zuflüsse einen geringeren Salzgehalt und ist daher leichter als jenes des Mittelmeeres. Während es an der Oberfläche durch die Dardanellen strömt, zieht der viel schwerere Strom des Mittelmeeres unter dem ersteren die Dardanellen aufwärts dem Schwarzen Meere zu.

Die starke Strömung beeinflusst sogar den Lauf großer Dampfer, und sollten Kriegsschiffe, den Verträgen von 1841 und 1856 trougend, den Versuch wagen, nach der Hauptstadt des Türkenreiches vorzudringen, so werden sie darauf Rücksicht nehmen müssen. Doch auch die Batterien zu beiden Seiten des Stromes sind nicht so leicht zu passieren, denn sie enthielten schon vor dem Kriege gegen siebenhundert große Geschütze, der Mehrzahl nach aus den Kruppschen Werken stammend. Darunter sind solche von sechsunddreißig Zentimetern, aber auch andere, alte türkische Mörser und Riesentanonnen, von welchen namentlich die Batterien von Kelid Bahar die größten besitzen. Eine dieser Kanonen, Saidar-Baba genannt, vermag eine Steinfugel von achthundert Kilo Gewicht quer über die Meerenge zu schleudern und großen Schaden anzurichten, vorausgesetzt, daß sie auch trifft — und das Treffen ist bei den alten Türkenkanonen eine heisse Sache.

* * *

Bei stürmischem Wetter setzten wir die Fahrt aufwärts durch die engste Strecke der Dardanellen fort und gelangten nach einer Stunde zum Vorgebirge von Nagara, von wo aus das Fahrwasser bis zum Marmarameer breiter wird. Bei Nagara liegen die weitaus stärksten aller Dardanellenbatterien mit annähernd zweihundert Geschützen. Die Strömung in der Meeresstraße ist hier so stark, daß im Laufe der Zeit von den Ufern beträchtliche Strecken fortgeschwemmt worden sind. Nach den alten Schriftstellern Herodot, Plinius und Strabo betrug die Breite des Hellesponts hier damals sieben Stadien, also einviertel Kilometer, während sie heute gegen zwei Kilometer beträgt.

Immerhin ist die Straße hier so schmal, daß diese Stelle zu allen Zeiten die wichtigste der ganzen Strecke war. Dort, wo ich auf meiner Fahrt die gewaltigen Batterien von Nagara erblickte, erhob sich einst die berühmte Stadt Abydos und ihr ungefähr gegenüber Sestos, heute durch ein altes, malerisches Türkenhloß, Zemenit, ersetzt.

Das ist also die Stelle, wo Xerxes für den Übergang seiner Armee eine Brücke über den Hellespont schlagen ließ, und wo auch Alexander der Große seinen Übergang bewerkstelligte. Auf diese Helden des Altertums folgten 1356 die Türken unter Guleiman I., und die Trümmerstätte von Sestos war die erste auf europäischem Boden, auf welcher die türkischen Eroberer ihre Fahne aufpflanzten.

Indessen, mehr noch als durch diese welthistorischen Ereignisse ist die Enge von Sestos und Abydos durch die rührende Liebe von Hero und Leander berühmt geworden. Wohl sind die beiden Städte längst vollständig verschwunden, aber doch leben sie heute noch durch dieses berühmte Liebespaar, verherrlicht durch die ersten Dichtergrößen, von Ovid bis zu Schiller und Grillparzer. In Abydos war es, wo Hero als Priesterin der Aphrodite wohnte. Der in Liebe zu ihr entbrannte Leander pflegte zur Nachtzeit von seinem Wohnort Sestos über die reizende Meerenge zu schwimmen und

„In weichen Liebesarmen
Darf der Glückliche erwarmen
Von der schwer bestand'nen Fahrt.“

In einem kalten Wintersturm verließen den armen Leander die Kräfte und die Wogen warfen ihn gerade an den Fuß des Turmes, wo Hero angsterfüllt seines Kommens harrete. Beim Anblick des Leichnams stürzte die Liebende sich selbst vom Turm herab, und

„Hoch in seinen Flutenreichen
Wälzt der Gott die heiligen Leichen“,

im Tode noch umfangan.

Bekanntlich hat Lord Byron das kühne Wagnis Leanders, über den Hellespont zu schwimmen, ebenfalls unternommen, aber — es hat ihm leider die Hero gefehlt. Er schildert die Durchquerung der Dardanellen, zu der er eine Stunde und zehn Minuten bedurfte, in reizenden Versen.

Jenseits Nagara verbreitert sich die Meeresstraße und die Ufer bieten wenig Interesse, ausgenommen die alten Türken Schlösser Raziler-Iskelessi und Alger-Iskelessi, sowie die Mündung des alten Agos Potamos, wo Lyfander seinen großen Sieg über die Athener davontrug, so dem peloponnesischen Krieg ein Ende bereitend.

Auf der gegenüberliegenden, asiatischen Seite gewahrten wir die kleine türkische Stadt L a m p s a k i. Ihre Einwohner waren in alten Zeiten dem Kultus von Priapos, dem Gott der Fruchtbarkeit, ergeben, und die Stadt hatte durch das zügellose Leben, das in ihr herrschte, einen sehr schlechten Ruf. Priapos hat ihr aber seinen Segen dennoch vorenthalten, denn statt sich zu vermehren, verminderten sich die Bewohner und das Städtchen zählt heute kaum zweihundert Häuser.

Endlich bekamen wir die Türme und Minarette von Gallipoli, der größten Stadt des Hellesponts, zu Gesichte. Langsam an der Landzunge vorbeifahrend, auf der sie liegt, konnten wir mit freiem Auge die kleinen, ärmlichen Holzhäuschen wahrnehmen, die als einziger Schmuck buntfarbigen Anstrich zeigen. Gallipoli war die erste Stadt Europas, die den Türken auf ihrem Eroberungszuge in die Hände fiel, hundert Jahre vor der Eroberung von Konstantinopel. Mit dem Einzug der Türken in das alte Byzanz verlor Gallipoli seine Bedeutung und besitzt heute nur etwa zehntausend Einwohner, der Mehrzahl nach Griechen.

Jenseits Gallipoli sahen wir die weite Fläche des Marmarameeres vor uns liegen, schon in Dämmerung gehüllt, während die Höhen des anatolischen Olymp noch im goldenen Glanz der untergehenden Sonne leuchteten. Wenige Stunden später war das herrliche, einzige Konstantinopel erreicht.

Am Ägäischen Meere

M y t i l e n e

Wie bei den anderen schönen Inseln des Ägäischen Meeres, zwischen Griechenland und Kleinasien, fragt man sich auch bei Mytilene, dieser Portierloge der Dardanellen, was nach dem Weltkriege ihr Schicksal sein wird? Am liebsten möchte ich sie ihren bisherigen Herren, den Türken, wieder zusprechen, denn all die Inselparadiese der alten Griechenwelt haben es unter der türkischen Herrschaft viel besser gehabt als die kontinentalen Provinzen, und als sie es unter der Flagge der Italiener, Franzosen oder Engländer haben würden. Gold allein macht nicht glücklich, besonders dann nicht, wenn es nicht in die eigenen Taschen, sondern in jene der fremden Ausbeuter fließt. Das sieht man in Sypern und Malta!

Bei der Bedeutung Mytilenes, dieser größten und schönsten Insel an den Küsten Kleasiens, ist es nicht zu verwundern, daß in ihrer alten Geschichte wiederholt fremde Geschwader mit schlimmen Absichten in ihren Häfen erschienen sind. Zuletzt, noch ein Jahr vor Kriegausbruch, die edlen Italiener. Ihre Vorgänger waren die ebenso edlen Franzosen. Als die Türken die Forderungen einiger französischer Privatgläubiger auf dreihunderttausend türkische Pfund nicht bezahlten, setzte sich die französische Kriegsflotte in Bewegung. Ihre Panzerschiffe wurden in den Dienst von ein paar levantinischen Bankern gestellt, um deren Privatgeschäfte in Stambul durch die Besetzung von Mytilene zu besorgen, und die Heimat der edlen Sappho und des großen Alkaios blieb so lange Faustpfand der Franzosen, wie die Schulden nicht bezahlt waren. Wäre das nicht geschehen, dann wären an Stelle der Griechen und Perfer, Römer, Venetianer, Byzantiner, Genuesen und Türken, die im Laufe der Jahrtausende das schöne Lesbos beherrscht haben, die Franzosen getreten, und die Italiener hätten sich die Vorbereitungen zu einer kriegerischen Unternehmung ersparen können. Das schöne Gold wurde aber von den Türken bezahlt, Mytilene ist frei, wie ein auf offener Straße verlorenes Portemonnaie. Wer die Macht und die nötige Gewissenlosigkeit besitzt, kann es nehmen.

Mytilene ist ein wertvoller Besitz, nicht nur seiner selbst wegen, sondern wegen seiner strategisch hochwichtigen Lage zwischen den beiden großen Handelsemporen der Türkei in Europa und Kleinasien, Konstantinopel und Smyrna. Wie eine gegen Südwest offene Landgabel liegt es in den tiefblauen Fluten des Ägäischen Meeres, mit seinen gebirgigen Armen die tief einschneidende Bucht von Kallori umfassend, in der große Flotten sichere Unterkunft finden. Von dort aus können die Panzerschiffe innerhalb weniger Stunden ebensogut Smyrna wie die Dardanelleneinfahrt erreichen, ja die Herrschaft über das ganze Ägäische Meer ausüben. Die Insel ist dabei reich und fruchtbar genug, um die Flotte mit Lebensmitteln und dem köstlichen Lesboswein zu versehen, den Horaz einst besungen hat. Mytilene umfaßt freilich nur eintaufendsiebenhundertvierzig Quadratkilometer, etwa die Hälfte des Herzogtums Braunschweig, mit einer Bevölkerung von sechzigtausend Seelen, doch das ist immerhin mehr, als ein gutes Stück Tripolis, und kostet dabei vielleicht keinen Tropfen Soldatenblut. Die Hauptstadt, ebenfalls Mytilene genannt, zählt gegen zwanzigtausend Einwohner, und ihr schöner Hafen wird allwöchentlich von den Dampfern des Österreichischen Lloyd, der griechischen und ägyptischen Schifffahrtsgeellschaften angelaufen. Auf der Route zwischen den großen Häfen der Türkei und Griechenlands gelegen, nimmt sie an deren Handel und Verkehr teil, und unter ihren zwanzigtausend Einwohnern gibt es, wie überall im Mittelmeer, wo etwas zu holen ist, recht zahlreiche griechische Kaufleute, welche diese Beziehungen immer lebhafter gestalten.

* * *

Wer sich auf einem der regelmäßig zwischen Piräus und Mytilene fahrenden Dampfer der Insel nähert, wird begreifen, warum Mytilene im Altertum als die „Insel der Schönheit“ bekannt war. Wohl waren dafür zunächst ihre schönen, hochgewachsenen, liebenswürdigen Frauen die Ursache, doch auch in landschaftlicher Hinsicht verdient es diesen Namen. Längs den Küsten leuchten die blendendweißen Häuser zahlreicher Griechendörfer, umgeben von graugrünen Olivenwäldern und Feigenhainen; die Hänge der fünf- bis sechshundert Meter hohen Bergzüge sind streckenweise mit dunklen Pinienväldern bekleidet, in den Tälern gewahrt man hier und dort Getreidefelder und Weingärten, alles ist wohlbebaut, sorgfältig gepflegt und gehegt. Man

wundert sich dabei, daß dieses herrliche Eiland unter der Verwaltung von so böse verschrienen Türken steht, ja daß selbst einige tausend hier wohnen.

Der Dampfer umfährt die Südspitze der Insel, wendet sich in der durchschnittlich acht Seemeilen breiten Meeresstraße zwischen Mytilene und dem Festland nach Norden, und ein Stündchen später taucht vor den Augen des Reisenden die Hauptstadt auf. Ein Teil des malerischen Häusergewirrs wird durch einen vorgelagerten Hügel verborgen, der einst ein Inselchen war und von den Byzantinern wie von den Genuesen zum Schutz des Hafens stark befestigt wurde. Die ganze obere Hälfte ist von dräuenden Festungswerken umgeben; krenelierte Mauern mit Schießscharten, mächtige mittelalterliche Türme und hohe Bollwerke geben noch heute Kunde von dem Wert, den die Genuesen der Insel beigelegt haben. Bis zum Weltkrieg diente die malerische Festung als Kaserne für die wenig zahlreiche türkische Garnison.

Die Dampfer müssen schon hier, außerhalb des eigentlichen Hafens, vor Anker gehen, denn dieser, in zwei Hälften geteilt, ist nur für kleinere Fahrzeuge zugänglich. Der schmale Meeresarm, der einst die steile Festungsinself von der Stadt trennte, ist ausgefüllt, und zu beiden Seiten dieser Landenge liegen die ziemlich geschützten beiden Hafenplätze, von deren Rais sich die Stadt die Anhöhen emporzieht. Die hübschen, in buntem Anstrich prangenden Häuser mit ihren flachen Dächern bilden ein weites Amphitheater, hier und dort von Gartenanlagen und Baumgruppen unterbrochen. Nach oben zu verliert sich die Stadt allmählich in graugrünen Olivenhainen, die bis zu den steilen Hängen des obersten Grades hinaufreichen. Die zarten, schlanken Minarette zwischen den Häusern würden auf eine vornehmlich mohammedanische Einwohnerschaft schließen lassen. Tatsächlich ist diese weitaus in der Minderzahl und beschränkt sich hauptsächlich auf die Garnison und die Beamten. Das türkische Regiment auf Mytilene, wie auch auf den anderen Inseln des Archipels, ist im Gegensatz zu der in Europa herrschenden Meinung sehr milde; die Steuern und Abgaben sind gering, die Landbevölkerung ist nur wenig belastet und die Haupteinnahmen stammen aus dem Hafenverkehr.

Wer die Straßen von Mytilene durchwandert oder auf ganz vorzüglichen Routen das Innere des berühmten Lesbos besucht, wird zunächst von der Schönheit der Einwohner überrascht, die hier ein friedliches und behagliches Dasein führen. So hochgewachsene, kräf-

tige Männer, so anmutige, elastische Frauengestalten bekommt man sonst in diesen Gebieten nur selten zu sehen. Bei dem herrlichen Klima wie dem fruchtbaren Boden, der keine allzuschwere Arbeit erfordert, den seit langer Zeit friedlichen Verhältnissen und vor allem bei so berühmten Vorfahren kann das Vorhandensein eines so prächtigen Menschenschlags eigentlich nicht wundernehmen. Auch haben die verschiedensten Völker und Menschenrassen den Bewohnern der „Insel der Schönheit“ im Laufe der Jahrtausende frisches Blut zugeführt und sich derart mit ihnen vermengt, daß von griechischer Rasse kaum mehr die Rede sein kann. Wohl sind Sprache und Religion griechisch und ist Mytilene der Sitz eines griechischen Bischofs; wohl sind die Bewohner auch in politischer Hinsicht mit Leib und Seele griechisch und pflegen griechisches Wesen schon bei den Kindern in vortrefflichen Schulen. Doch das Blut, das in den Adern der Mytilener rollt, stammt größtenteils noch von der karischen Ureinwohnerschaft, welche die thessalischen Häuptlinge auf ihrem Eroberungszug vor dreitausend Jahren hier vorgesunden haben. Es haben sich sogar bis heute so manche karischen Sitten und Gebräuche erhalten. So vererbt sich beispielsweise der Familienbesitz nicht auf die Söhne, sondern auf die Töchter. Nicht die Männer werben um ihre zukünftigen Frauen, sondern die Mädchen wählen ihren zukünftigen Gatten; hat die älteste Tochter eines Hauses sich vermählt, so überläßt der Vater ihr die Verwaltung des Hausstandes. Man mag sonst die geradezu klassischen Landschaften Mytilenes besuchen, die lauschigen Pinien- und Olivenhaine durchwandern oder auf die rudelweise vorkommenden Hirsche oder wilden Ponies, die sogenannten „Mytilinaki“, Jagd machen, auf den idyllischen, spiegelglatten Seen Fischfang treiben, nirgend wird etwas an die Tatsache gemahnen, daß sich hier wichtige Entscheidungskämpfe abgespielt haben, die das Los der umwohnenden Völker empfindlich beeinflussten. Nur die Überlieferung erzählt noch von dem Myrmidonenkönig und dem Rachezug der Atriden; nur sie allein bezeichnet noch die Stelle, wo einst die Stadt Brisa gestanden hat, der Geburtsort der schönen Briseis, um derentwillen sich die zwei vornehmsten Belagerer Ilioms entzweiten. Oder sollte das heutige freundliche, bescheidene Dörfchen Brysia das alte Brisa sein?

Damals beherrschten die Fürsten von Lesbos auch die Küsten Kleinasien bis an die Dardanellen, und ihre geharnischten Krieger

zogen auf großen, vielruderigen Booten nach Griechenland, ja selbst nach Nordafrika. Bekannt sind die blutigen Kämpfe des Adels von Lesbos gegen das Königtum, die üppige Willkürherrschaft der vornehmen Geschlechter, die auf die Alleinherrscher folgten, und endlich der Sturz des Adels, an dessen Stelle Pitakos, einer der sieben Weltweisen des griechischen Altertums, trat, um mit seinem organisatorischen Walten für das ganze Hellas vorbildlich zu werden. Unter seiner Herrschaft kehrte der verbannte Adel wieder nach Lesbos zurück, und mit ihm kam auch Sappho, die herrliche, mit ihrem Freunde und Dichtergenossen Alkaios. Es waren üppige, glückliche Zeiten, die nun folgten, und Sappho wurde in jeder Hinsicht, ausgenommen in der Politik, Herrscherin der Insel. Umgeben von den schönsten Frauen, die leidenschaftlich an der großen Dichterin hingen, veranstaltete sie glänzende Feste; überall sang man ihre Lieder, überall erfüllte man ihre Wünsche, ja die Münzen der damaligen Zeit trugen ihr Bild! Bei dem heutigen Dorfe Eresos, nahe der Westspitze der Insel, war ihr Geburtsort, und ist davon heute auch nur ein weites, mit Gestrüpp überwuchertes Trümmersfeld vorhanden, so sind doch ihre Leidenschaft atmenden Dichtungen erhalten geblieben und werden heute vielleicht mehr gelesen als je zuvor.

Als die Perser auf ihren Zügen ans Ägäische Meer gelangten, stellten sich Mytilener wohl gezwungenermaßen in ihre Dienste und leisteten ihnen Heerbann; auch die Phönizier kamen nach Lesbos, und erst der hellenische Seesieg bei Mykale im Jahre 479 v. Chr. gab Lesbos die Freiheit wieder. In den Kriegen der Athener und Spartaner nahm es hervorragenden Anteil. Nach wechselvollen Schicksalen fiel die Insel im zweiten Jahrhundert v. Chr. an die Römer und kam damit zu erneuter Blüte und Reichtum. Pompejus preist die Pracht ihrer Städte und Landschaft, und Horaz besingt Lesbos als das Lieblingsziel römischer Vergnügungsreisender. In der That entwickelte sich die Insel mit ihren lauschigen Wäldern und weiten, fruchtbaren Tälern zum Winteraufenthalt der vornehmen Kreise des kaiserlichen Rom, besaß große, prächtige Theater und die literarischen Kreise der Hauptstadt veranstalteten förmliche Turniere, wie sie heute noch in Barcelona und anderen Städten Spaniens abgehalten werden. Allmählich kam Lesbos wieder aus der Mode; Kriege brausten vernichtend über das idyllische Eiland hinweg, und zur Zeit der Kreuzzüge war es unter die Herrschaft des oströmischen Reiches gefallen. Später

trat Venedig an dessen Stelle, dann Byzanz, und im vierzehnten Jahrhundert wurde es von einem Paläologenkaiser der genuesischen Herzogsfamilie Gattilufio als Lehen verliehen.

Unter ihrer Herrschaft entstanden die starken Festungswerke, die Mytilene noch heute besitz, und entwickelte sich der Handel in bis dahin nicht gekannter Weise. Da kamen die Osmanen, und mit Byzanz fiel auch Mytilene unter ihr Joch. Der letzte Genuesenherzog wurde im Kerker erdrosselt und als seine Nachfolger traten Türkenpaschas die Herrschaft an.

Seither ist Mytilene türkisch geblieben. Nur noch einmal trat es in den geschichtlichen Vordergrund, als im Jahre 1821 während der Befreiungskämpfe die Griechen dort einen Seesieg über die Türken erfochten. Erst jetzt, beinahe ein Jahrhundert später, kommt die Insel wieder in aller Mund, ihr künftiges Schicksal ist unentschieden, doch werden es keinesfalls die Griechen sein, die hier große Seesiege erkämpfen. Wie auf den anderen Inseln, so herrscht auch auf Mytilene bei vielen der lebhafteste Wunsch, daß der augenblickliche Krieg den Anstoß zur Befreiung von der Türkenherrschaft bieten möge, doch nicht, um es mit der italienischen Herrschaft zu vertauschen, sondern um eine eigene europäische Republik zu gründen, die alle Inseln des Archipels umfaßt. Dann dürfte Mytilene als größte und bedeutendste wieder berufen sein, als Einäugige unter Blinden eine hervorragende Rolle zu spielen. Vorderhand ist das Zukunftsmusik. Zu jener Höhe, die es zu Sapphos Zeiten besaß, wird es sich kaum wieder aufraffen. Die Lesbier sind banale Wein- und Olivenbauer geworden. Sie pressen Öl und Feigen, fabrizieren Seife und versenden ihren herben Lesbierwein in ihren Segelschiffen nach Bordeaux. Sapphos Stimme ist verklungen, Arions Leier zerbrochen, und was allein an die Insel des Gesangs erinnert, zu der Orpheus selbst sie erhoben hat, sind nur mehr levantinische Fingeltangel-Künstler in den ärmlichen Theatern und Matrosenknipen der geschäftigen Hafenstadt.

Längs der Küste des Ägäischen Meeres

Auf der Bahnfahrt von Stambul nach Saloniki muß man zunächst von der ägäischen Küste zurück ins Inland, bis nahe an Adrianopel. Erst von der Station Kuleli-Burgas zweigt sich in

westlicher Richtung die Salonikibahn ab und von dieser Station sind es nach Saloniki immer noch sieben Stunden.

Glücklicherweise hat die Internationale Schlafwagengesellschaft auch hier einen bequemen Nachtdienst eingerichtet. Man legt sich des Abends in dem gewöhnlich mit türkischen Paschas, griechischen Kaufleuten und spanischen Juden gefüllten Schlafwagen auf dem Bahnhof von Stambul schlafen und sieht am nächsten Morgen die tiefblaue Fläche des Ägäischen Meeres vor sich, in das die gelben Wasser des Marizastromes weit hinaus Trübung bringen. Durch die nächtliche Fahrt versäumte ich nicht viel, hatte ich doch die ganze Strecke schon bei Tag zurückgelegt. Bei Tagesanbruch kam ich an der altbyzantinischen Felsenfestung *Demotika* vorbei, mit der sie krönenden, halbzerfallenen Kasba. Sie ist von geschichtlichem Interesse, denn hier wurde König Karl XII. von Schweden nach der für ihn so unglücklichen Schlacht von Pultawa durch den Türken Sultan Achmed III. ein Jahr lang gefangen gehalten.

In Dedeagatsch muß man den bequemen Schlafwagen mit dem gewöhnlichen Eisenbahnwaggon vertauschen. Auf der von türkischen Gendarmen und Infanteristen bewachten einfachen Station wird außer gutem Kaffee und schlechtem Schnaps nicht viel anderes als Frühstück vorgesetzt. *Dedeagatsch* ist im Vergleich zu den uralten, größtenteils aus der Griechen- und Römerzeit stammenden Städten Mazedoniens ein reines Baby. Es besteht erst seit drei Jahrzehnten. An der Mündung der Mariza liegt freilich die Stadt *Enos*, umgeben von byzantinischen Mauern und Türmen, jahrtausendlang der Seehafen des Tales der Mariza, aber den Anforderungen der modernen Seeschifffahrt konnte er natürlich nicht mehr genügen. So gründeten denn die Türken -- ein wahres Wunder von Unternehmungsgeist ihrerseits -- die Hafenstadt Dedeagatsch. Während die wenigen Tausende Türken und Griechen im uralten *Enos* immer mehr verarmen, hat sich das junge Dedeagatsch rasch aus seinen Windeln gewickelt, hat viel Handel, Industrie und Verkehr und zählt heute gegen zehntausend Einwohner. Es ist nun zum Haupthafen Bulgariens am Ägäischen Meere geworden und wird gewiß ähnlich wie Varna am Schwarzen Meere bald einen ungeahnten Aufschwung nehmen. Ich unternahm die Fahrt unmittelbar vor dem letzten Balkankriege, als noch die ganze Strecke zwischen Konstantinopel und Saloniki in tür-

fischen Händen lag und das Schicksal Mazedoniens noch nicht entschieden war. Aber ist es etwa jetzt schon entschieden?

In Dedegatsch stieg ein vornehmer Türke zu mir in den Wagen. Wir sprachen vom Sultan, von Bulgarien und Mazedonien, und er legte mir in französischer Sprache seine Ansichten über die ganze Türkenfrage dar. Obschon selbst anscheinend Alttürke, hegte er doch keinen Zweifel über den endgültigen Sieg der jungtürkischen Sache. Die Alttürken werden sich beugen müssen, nicht etwa weil sie ihre politischen Gegner für regierungsfähiger halten, sondern „weil wir Einigkeit haben müssen, um den Gefahren an unseren Grenzen entgegenzutreten zu können. Gilt es einen Krieg mit einer fremden Macht, dann wird sich die bisherige Erfahrung, die wir gemacht, natürlich wiederholen. Wir werden wahrscheinlich siegen, den Sieg aber mit dem Verlust einer Provinz bezahlen müssen. Um kämpfen zu können, müssen wir einig sein. Nie und nimmer werden wir zugeben, daß sich die Serben auf unsere Kosten im Sandschak vergrößern. Sie und die Bulgaren fangen schon wieder mit ihren Banden an.“

Dann wies der Türke auf die Soldaten, die längs der Bahnlinie Wache standen, und meinte: „Sehen Sie doch, was uns diese bulgarischen, griechischen und serbischen Komitatschis für Geld und Truppen kosten! Seit Jahren haben wir in Mazedonien anderthalb hunderttausend Mann unserer besten Truppen Wache stehen. Tun wir dies nicht, dann kommen diese bulgarischen Halunken, sprengen Brücken, verschütteten Tunneln durch Dynamit und reißen die Geleise auf. Wir aber müssen die Kosten tragen.“

In der Tat war bis zum ersten Balkankriege die ganze Bahnstrecke bis Saloniki von Truppen bewacht, ebenso die Strecke von dort nördlich durch Mazedonien an die serbische Grenze, weitere siebenhundert Kilometer. Auf den weiten, von der Sonne beschienenen Ebenen, die sich zur Meerestüste senken, zeigen sich nur spärliche Dörfer. Auf den Feldern arbeiteten hier und dort fleißige Landleute und lenkten die plumpen, schwarzen Wasserbüffel, die mit der einfachen Pflugsschar lange Furchen in die fruchtbare Erde zogen. Weite Strecken sind ganz unbebaut, und dort weideten spärliche Rinder oder Ziegen, bewacht von bulgarischen Hirtenknaben. Längs der Bahnlinie waren mehr Soldaten zu sehen als Landleute. Alle hundert Schritte stand ein Posten, bei jedem Kilometer befand sich eine elende Bahnhütte oder auch nur ein Flugdach aus Stroh und darunter kau-

ten sechs bis zwölf Soldaten und schmauchten selbstgedrehte Zigaretten. Bei jeder Brücke, jedem Tunnel standen an beiden Enden mehrere Wachtposten, prächtige Kerle in geflickten, schäbigen Uniformen, das Gewehr zur Seite, den wohlgefüllten Patronengürtel um den Leib. Sonst Einsamkeit weit und breit, die zahlreichen Störche ausgenommen, die in den Sümpfen auf Nahrung lauerten und sich durch das Getöse des Eisenbahnzuges nicht im mindesten stören ließen.

* * *

Welcher Nation die Bewohner der spärlichen Dörfer angehörten, die wir vom Zuge aus in der Ferne zwischen Bäumen versteckt liegen sahen, konnte mir niemand sagen, auch nicht der Pascha, der nach der Ehrfurcht zu schließen, mit der er auf den Stationen begrüßt wurde, ein hoher Verwaltungsbeamter sein mußte. Einzelne Dörfer werden bulgarische, andere griechische genannt. Das will aber nicht viel sagen, denn wie es viele Bulgaren gibt, die Griechisch sprechen, so gibt es Griechen, die Bulgarisch sprechen. Viele Bulgaren sind mohammedanischen Glaubens, andere wieder gehören der griechisch-orthodoxen Kirche an und werden daher von den Griechen zu den Ihrigen gezählt, dann gibt es in diesem Völkerj Salat auch Griechen, die sich zur bulgarischen Kirche bekennen und als Bulgaren angesehen werden, besonders wenn sie von Kindheit auf in einem bulgarischen Dorfe wohnen -- und dann -- dabei lächelte der Pascha -- gibt es Griechen, welche heute schwören, sie seien Griechen, morgen, sie seien Bulgaren oder Türken, wie es ihnen eben paßt.

Vielsach ist die Nationalität der Landbevölkerung Sache der Furcht vor den Türken, oder der Geschichte oder der Religion. Viele, die von Bulgaren oder Griechen abstammen, sprechen keine andere Sprache mehr als Türkisch, sind dabei Christen geblieben oder Mohammedaner geworden. Zu welcher Nation soll man sie da rechnen? Das wäre eine Aufgabe für den guten alten Demokritos gewesen! Mit Interesse musterte ich die aus dem hohen Graße hervorstehenden Ringmauern und ruinenhaften Türme, die einst die Stadt der Abderiten umgaben. Wahrscheinlich war es die allmähliche Versumpfung des Karasu-Stromes, der hier vorbeischießt, welcher A b d e r a ein so frühes Ende bereitet hat.

Hier beginnen schon die schönen Tabakfelder, besonders gegen die Stadt A n t h i hin, wo der beste Zigarettentabak der Welt wachsen

folll. So belehrte mich ein mitreisender Grieche, der nach Kavala fuhr und im Tabakhandel interessiert war. Wenigstens hat der Kanthitabak überall einen viel besseren Ruf und wird auch teurer bezahlt als der Kavalatabak. Nun liegt Kanthi im neuen Gebiet von Bulgarien, Kavala weiter westlich in Griechenland. Die Bulgaren werden ihren Tabak kaum mehr in Kavala zur Ausfuhr bringen, sondern auf ihrem eigenen Gebiet, in dem Kanthi viel näher gelegenen Hafen von *Porto Lagos*. Dieses wird daher gewinnen, Kavala verlieren. Vorderhand ist Porto Lagos nur ein Naturhafen mit einigen wenigen Häusern an der gleichnamigen Bucht, aber in wenigen Jahren werden die Bulgaren schon die erforderlichen Hafenverbesserungen vornehmen. Davon werden auch die Deutschen Nutzen ziehen, denn die Tabakfabrikation liegt heute schon teilweise in deutschen Händen. Nahe dem Bahnhof der sehr malerisch am Südbahang des Balkan sich aufbauenden Stadt liegt unter anderen auch eine deutsche Tabakfabrik. Andere werden gewiß folgen.

* * *

Jenseits des ausgedehnten Brackwasserjumpfes durchfuhren wir die interessanteste Strecke der Salonitibahn, denn das Gebirge nähert sich hier der Küste und unser Zug schlängelte sich wildromantische Schluchten entlang, donnerte über kühne Brücken, verschwand wiederholt in Tunnels, um dann immer wieder dem Flußlauf des Karasu bis zu dem malerisch gelegenen Orte *Bud* zu folgen.

Von *Bud* ab wurden die mit Tabak bebauten Felder immer zahlreicher. Die berühmten ägyptischen Zigaretten werden in ihren besseren Sorten aus Tabak dieses Gebietes erzeugt, und nicht etwa aus ägyptischem, den es überhaupt gar nicht gibt. Der Hauptort des mazedonischen Tabaklandes, bereits auf griechischem Gebiet, ist die malerische Stadt *Drama*, die sich nördlich der Bahn am Fuße einiger steiler, von großen Gebäuden gekrönter Berge hinzieht. In diesen Bergen übten die bulgarischen Komitatschis bis auf die jüngste Zeit eine wahre Schreckensherrschaft aus und, wie ich erfuhr, haben sie dieselbe nach kurzer Unterbrechung jetzt wieder aufgenommen. Schlägereien, Überfälle, Mordtaten waren hier an der Tagesordnung und auch die englischen Offiziere, welche in Drama bis zum ersten Balkankriege die mazedonische Gendarmerie kommandierten, konnten keine Ordnung schaffen.

Die Einwohnerschaft dieses wichtigsten Distriktes zwischen Konstantinopel und Saloniki besteht zum größeren Teile aus Bulgaren. Der Boden ist so fruchtbar, daß er an Reis, Mais, Tabak, Wein, Opium, Getreide doppelt und dreifach so viel produzieren könnte, als sie bedürfen. Nähert man sich einem mazedonischen Dorfe zu gewöhnlichen Zeiten, so bietet es ein Bild des Friedens dar, wie etwa unsere eigenen Dörfer. Rings um die kleinen, strohgedeckten Lehm- oder Steinhütten tummeln sich im Schatten zahlreicher Obstbäume muntere Kinderscharen; in einem Wassertümpel oder im Flusse stehen die schwarzen Büffel, die den Schlamme noch mehr zu trüben scheinen als die Schweine. In Mazedonien erfreuen sich die Schweine seitens der Türken größerer Sicherheit als die Menschen, denn selbst der habgierigste türkische Beldschibasi (Ortspolizist) würde sich seiner Religion wegen nicht an ihnen vergreifen.

Weiter draußen auf den Feldern arbeitet alles, was nur arbeiten kann, und der warme, helle Sonnenschein verklärt das friedliche ländliche Bild.

Aber wie anders stellt es sich dar, wenn man das Innere der Wohnungen und die Lebensweise der Dorfbewohner kennen lernt! Selbst beim Dorfältesten gibt es selten andere Einrichtungsstücke als vielleicht einen Tisch, einen oder zwei Stühle mit drei Füßen und eine Truhe für die Sonntagsgewänder der Frauen. Über den aus festgestampftem Lehm bestehenden holperigen Boden sind ein paar Matten und Felle gebreitet, und das sind die Lager für die ganze Familie, mitunter aus einem Duzend oder noch mehr Köpfen bestehend! Das Bauernpaar, die verheirateten Söhne und deren Kinder haben kein anderes Heim als diese elende Hütte!

* * *

Mit so viel Arbeit jahraus, jahrein mußten diese mazedonischen Landleute bei dem reichen Ertrag ihrer Felder ansehnlichen Gewinn erzielen und zu Wohlstand kommen? Irgendwo anders gewiß, nur nicht unter der bisherigen Paschawirtschaft der Alttürken. Wenn die freiheitliche Bewegung ihrer jungtürkischen Gegner auf dem Lande draußen so viele Anhänger fand, so lag der Grund davon hauptsächlich darin, daß die Bauern von den Jungtürken Steuererleichterung hofften. Neben den Zöllen, welche alles verteuern, gab es bis auf die jüngste Zeit Tagelohn auf alles Mögliche, sogar Schultagen und Weg-

tagen, wo es doch in vielen Distrikten gar keine Schulen und Wege gab und auch jetzt noch nicht gibt! Die schwerste Last war indessen die zehnprozentige Erntesteuer, die in Gegenden, entfernt von Eisenbahnen und Städten, von der Regierung an den Meistbietenden verkauft wurde! Gewöhnlich war es irgend ein einflußreicher, zum Türken gewordener Albanier oder Grieche oder ein jüdischer Händler, der die Steuereintreibung für bestimmte Ortschaften kaufte. Zur Erntezeit ging er von Scheune zu Scheune, schätzte die eingeheimsten Ernten nach Belieben ab und der Bauer mußte den Zehent dafür zahlen, wenn die Schätzung auch das Doppelte des wirklichen Wertes betragen hätte. Dagegen gab es selten Hilfe, selbst nicht bei den Gerichten.

Die nächstschweren Abgaben waren jene für den *Beldschis*: Christliche Einwohner durften in Mazedonien keine Waffen haben, und damit wären sie und ihre Dörfer jederzeit der Plünderung durch irgend eine Räuberbande ausgesetzt gewesen. Zum Schutz dagegen mußten die Christendörfer *Beldschis* halten, und gehörte ein Dorf mit dem umliegenden Land einem Türken, so rekrutierten sich die *Beldschis* gewöhnlich aus dessen Gefolge. Dann schützten sie das Dorf wohl gegen fremde Räuber, waren aber selbst Räuber innerhalb des Dorfes. Freilich gab es ehrliche Ausnahmen unter ihnen, besonders Albanier, welche ihre altangestammten ritterlichen Eigenschaften und ihre Tapferkeit noch am meisten bewahrt haben. Viele *Beldschis* hatten es aber nur auf Wohlleben und ihre eigene Bereicherung abgesehen und hausten in den Dörfern wie kleine Paschas. In Dörfern, die gleichzeitig von Mohammedanern und Christen bewohnt wurden, bekamen bei Streitigkeiten natürlich die Mohammedaner recht. Gefiel den *Beldschis* irgend ein Stück fremden Eigentums, dann war es sicher bald das ihrige; gefiel ihnen ein fremdes Weib, dann mußte sie bald nachgeben, sonst mußte es ihre Familie büßen. In manchem Dorfe maßten sie sich bei Hochzeiten die Rechte des Bräutigams an, und in Drama erzählte mir ein englischer Gendarmerieoffizier, daß in verschiedenen ihm bekannten Dörfern die *Beldschis* alle jungen Weiber gewissermaßen als ihren eigenen Harem betrachteten. Für diesen „Schutz“, den die *Beldschis* den Dörfern zuteil werden ließen, wurden sie von den Familienvätern in Geld und Naturalien bezahlt. Die Lasten, welche den Bauern daraus entstanden, betrugen durchschnittlich dreißig bis fünfunddreißig Kronen jährlich für jeden einzelnen.

Dann kamen noch die Bedrückungen der Dorfeigentümer, welche das Land von den Bauern auf Teilung bewirtschaften ließen. Der Besitzer gab den Bauern die Ausfaat, dazu vielleicht bestimmte Mengen Salz und Petroleum und das Recht, ihren Bedarf an Holz aus seinen Wäldern zu fällen, deren es in den Bergen nördlich der Küste zwischen Konstantinopel und Saloniki noch sehr große gibt. Der Bauer stellte die Zugtiere, Ackerbauwerkzeuge und vor allem seine Arbeit, mußte dazu häufig auch auf den Privatländereien des Dorfbesitzers noch Fronarbeit leisten. Dafür erhielt er die Hälfte der Ernte, die andere Hälfte blieb dem Gutsherrn. Der Zehent für die Regierung wurde geteilt.

Ich habe mich in verschiedenen Dörfern nach der Größe des Gewinnes der Bauern erkundigt. Durchschnittlich wurde mir derselbe mit ungefähr fünfhundertfünfzig Mark im Jahre angegeben, womit die Bauern mit ihren Familien bei ihren höchst bescheidenen Bedürfnissen ganz gut hätten auskommen können, wenn nicht die Abgaben daraus zu zahlen gewesen wären. Von diesen entfielen zunächst zirka siebzig Mark auf den Steuerpächter, dreißig Mark auf den Beddschi, zweihundertzwanzig Mark für allerhand andere Taten und Abgaben, und es blieben dem Bauer daher kaum zweihundertdreißig Mark! Damit hatte er sich und seine Familie ein ganzes Jahr lang zu ernähren!

* * *

Diese elenden Verhältnisse übten natürlich auch ihren Einfluß auf den Absatz ausländischer Industrieprodukte, die zum großen Teil aus Österreich stammen. Am gangbarsten sind noch heute einfache Messer, Sensen und Sicheln, Eßbestecke, Kalito, Baumwollgarn, Zigarettenspapier, Zucker und Kaffee. Alles andere Nötige wird im Dorfe selbst angefertigt, und was die tägliche Nahrung betrifft, so beschränkt sie sich auf Gemüse, vor allem Bohnen, dann Zwiebel, Knoblauch, rote Pfefferschoten, Mais- und Roggenbrot. Für Fleisch reichen die Mittel nicht aus und es wird nur an seltenen Festtagen gegessen. Kleiderstoffe werden meist aus Schafswolle von den Frauen selbst gewebt, die Garne mit den einfachsten Mitteln von den Frauen selbst gesponnen. Solche Kleider halten ein halbes Leben lang und die Frauen verstehen es vorzüglich, sie noch durch hübsche Stidereien zu verzieren. Die Muster haben sie seit undenklichen Zeiten in jedem Dorfe fortvererbt. Auch der Töpfer macht auf seinem Formrade

Gefäße nach altererbten Formen, der Zigeuner schmiedet dieselben Schaufeln und Sicheln und schnitzt auf die Karrenbretter denselben Zierat, der auf jenen zu finden war, als die Slaven vom Norden her in Mazedonien eindrangten und sich hier niederließen.

Für den wichtigen Distrikt von Drama, ungefähr halben Weges zwischen Dedeağaç und Saloniki, ist der Haupthafen das uralte, der Insel Thasos gegenüberliegende Kavala. Die Entfernung zwischen Drama und Kavala beträgt nur dreißig Kilometer; und so ritt ich eines Morgens durch die weiten Mais- und Tabakfelder dorthin. Ungefähr auf halbem Wege tauchten über die Tabakstaude alt-römische Ruinen empor und bald nachher machte ich bei einem arm-seligen Kaffeehause halt, wo einige Moslem Kaffee sippten und vor-zügliche Zigaretten pufften.

Die weiße Marmorstufe vor dem Eingang zeigt halbverwischte römische Namen und der hinter dem Hause befindliche Stall ist an einen riesigen Marmormonolith angebaut, dessen Inschrift, soweit ich sie entziffern konnte, auf den großen Sieg der Römer unter Augustus und Antonius über die republikanischen Streitkräfte unter Brutus und Cassius im Jahre 42 vor Christi Geburt hinweist. Jener der Jung-türken über die Alt-türken in Konstantinopel wird wohl kein solches Denkmal bekommen. Die Osmanen pflegen ihre Taten nicht auf Marmorblöcke einzumeißeln.

Ich befand mich auf einer altberühmten Stätte, denn hier erhob sich einst das große Philipp, das die Thrazier vor Jahrtausenden gegründet hatten, und das wegen der Goldminen in seiner Nähe bis ins vierte Jahrhundert vor Christi Geburt zu den reichsten Städten der damaligen Welt gehört hat. Schließlich fiel es an Philipp von Mazedonien, der den alten Stadtnamen Datus in Philipp umwandelte und die Goldminen natürlich für seine Rechnung ausbeutete. Welcher Reichtum damals hier geherrscht haben mochte, davon geben die jetzt noch vorhandenen Ruinen von Palästen, des Theaters und der Akropolis Aufschluß. Heute wohnt auf der weiten, öden, stillen Stätte nur der türkische Kawadschi (Kaffeewirt) und zwischen den Ruinen suchen ein paar magere Ziegen ihr Futter.

Eine solche philippische Goldmine würde wohl auch den jetzigen griechischen Machthabern passen — aber sie ist längst erschöpft und an ihrer Stelle dient der Tabak von Kavala gewissermaßen als Goldmine.

Zwei Stunden später sah ich dieses Tabakemporium vor mir — ein steiler, weit ins Meer vorspringender Felsen, ähnlich wie der Felsen des Spieltischfürsten von Monaco. Er ist ganz mit weißen Häusern bedeckt, über welche Moscheekuppeln und Minarette emporragen. Eine gewaltige Ringmauer umschließt die Stadt, die von einer ruinenhaften Zitadelle auf der höchsten Felsenspitze überragt wird. Ein hoher, künstlicher Viadukt verbindet den Felsen mit dem Festlande und hier breitet sich mit fächerförmig auslaufenden Straßen eine von Griechen bewohnte Vorstadt aus. Die Türken wohnen in dem malerischen Labyrinth von Gärten, die sich steil über den Felsen ziehen, mit Treppen auf und ab, Winkeln und Ecken, dunklen Pässen und stillen Moscheehöfen, von wo aus man zwischen den verfallenden Häusern hübsche Blicke auf das blaue Meer genießt oder auf die in der Sonne leuchtenden grünen Gefilde landeinwärts. Fremde, europäische Einwohner sind in Kavala an den Fingern abzuzählen, dafür werden die beiden Gasthöfe der Stadt von zwei Deutschen gehalten, noch dazu von Frauen. In dem einen wirtschaftete, als ich Kavala besuchte, Madame Mathilde, im andern schwang Madame Käthe den Kochlöffel. Käthe war die beste Köchin weit und breit und verdiente ein besseres Los, als unverständigen Levantinern so vorzügliche Topfen-Palatschinken vorzusetzen.

Kavala lebt vom Tabakerport und Tabaksmuggel. In den letzten Jahren belief sich der Export durchschnittlich im Werte auf fünfundvierzig bis fünfzig Millionen Mark, woraus der türkischen Regierung eine Ausfuhrsteuer von zweieinhalb Millionen Mark jährlich zufließt. Wieviel hätte sie erst verdient, wenn die Jungtürken dem schauderhaften Tabaksmuggel ein Ende bereitet hätten! In Kavala schmuggelte alles, von den Paschas bis zu den Bettlern, und die Zollbeamten selbst sollen die ärgsten Schmuggler gewesen sein! Ob das seither unter den Griechen besser geworden ist? Es wäre nicht gerade ihre Art. In den Warenhäusern sind während der kurzen Ausfuhrperiode jeden Jahres Hunderte von Mädchen mit Sortieren und Packen der Blätter beschäftigt. In dieser geschäftigsten Zeit müssen die Exporteure jeden Lohn bezahlen, den die Mädeln verlangen, sonst wird gestreift, *comme chez nous*!

Bevor Kavala an die Griechen kam, erhielt die feinste Sorte Tabak natürlicherweise der Sultan, die nächstbeste der Rhedive, denn auch dieser ist in Kavala ein großer Herr. Seine Dynastie stammt

ja aus dieser Gegend, der türkische Großherr hat ihr große Privilegien eingeräumt, ja die schöne Insel *Thasos*, die ich in südlicher Richtung mit ihren kühnen Umriffen und tausend Meter hohen Bergen aufragen sah, steht sogar unter ägyptischer Verwaltung, ein Lehen des Khedive. Die zwölftausend Einwohner, lauter Griechen, sind gewissermaßen seine Untertanen und zahlen ihm Steuer. Hätten die griechischen Bootskleute nicht gar so unverschämte Forderungen gestellt, so wäre ich nach diesem Stückchen Ägypten herübergefahren. Seine Hauptstadt, *Limenas*, liegt ja nur sieben Kilometer von *Kavala*.

In dem weiten Meerbusen von *Orphano*, der westlich von *Kavala* ins Land schneidet, ist nichts zu holen. Einsame Küsten und nahe der Mündung des *Strumafusses* das armselige Örtchen *Orphanos*, das dem Golf seinen Namen gibt. Weiter landeinwärts, oberhalb des sumpfigen *Tatinossees*, liegt die Sandschathauptstadt *Seres*, mit ungefähr dreißigtausend Einwohnern. Wir durchfuhren sie auf der Eisenbahn nach *Saloniki*, eine hübsch gelegene Stadt am Fuß des *Perim-Balkan*. Von da ab bis *Saloniki* streckt *Thrazien* seine riesige linke Hand ins Ägäische Meer, mit dem verkrüppelten kleinen Finger im Golf von *Orphano* und dem weit abstehenden Daumen im Golf von *Saloniki*. Es ist die merkwürdig geformte Halbinsel *Chalkidike*. In den tief eingeschnittenen Fjorden zwischen den Fingern, dem Golf von *Hagion Dros* und dem Golf von *Rassandra*, herrscht Einsamkeit.

In *Seres* erreicht die Bahn die weite, äußerst fruchtbare Ebene des *Strumafusses* (türkisch *Karasu*, d. h. Schwarzer Fluß), mit zahlreichen Dörfern und Weilern, deren Einwohner aus dem ertragreichen Boden mit nur geringer Arbeit prächtige Ernten ziehen. Bei *Demir Hisar*, einer malerischen Stadt mit einer alten türkischen Zitadelle, überschreitet die Bahn die wasserreiche *Struma*, deren Lauf sie einige Meilen bis zu einem kleinen See folgt. Er ist wohl der letzte Rest jener tief ins Land geschnittenen Einsenkung, die allmählich bis zum fischreichen *Tachinosee* von den Ablagerungen der *Struma* ausgefüllt wurde. Er wird auch von der *Struma* durchflossen, nachdem sie durch ihre eigenen Anschwellungen nach westlicher Richtung abgedrängt wurde. Bald darauf steigt die Bahn zur Wasserscheide von *Eua-Pepe*, der alten Karawanenstraße entlang, und von der Höhe genosß ich einen hübschen Blick auf die *chalkedo-*

nischen Berge, jenseits deren sich der berühmte Athos auf nahe an zweitausend Meter erhebt. Beim Abstieg berührten wir das in der letzten Zeit durch die Kämpfe mit den Bulgaren vielgenannte Städtchen *Doiran* mit seinem malerischen See. Einige Stunden später war *Saloniki* erreicht.

S a l o n i k i

Seit jeher ein Tummelplatz der Weltgeschichte, ist Saloniki gerade in der jüngsten Zeit gar nicht zur Ruhe gekommen. Am 6. Mai 1876 wurden dort der deutsche und der französische Konsul durch einen Pöbelhaufen ermordet; 1902 von einem bösen Erdbeben heimgesucht, war die Stadt schon wenige Monate später der Schauplatz des Attentates bulgarischer Revolutionäre, die unter anderm mit Dynamit die Gebäude der Ottomanischen Bank und des Deutschen Klubs zerstörten. Seither war sie einer der Hauptsitze der bulgarischen, griechischen und serbischen Fehden, so daß sich die europäischen Mächte unter der Führung Österreichs und Rußlands hier zur Einführung eines internationalen Schutzkorps unter dem Befehl europäischer Offiziere zusammentaten. Neben Monastir war Saloniki die Wiege des jungtürkischen Umsturzes, und als es zum ersten Balkankrieg kam, übergab die fünfundzwanzigtausend Mann zählende türkische Besatzung nach verschiedenen Gefechten mit den Bulgaren die Stadt und ihre Festungswerke am 8. November 1912 dem griechischen Heere. In dem folgenden Krieg zwischen Griechenland und Bulgarien um die türkische Beute fiel Saloniki schon wenige Monate später, am 6. August 1913, mit dem südlichen Mazedonien an Griechenland zurück, genau zweiundzwanzig Jahrhunderte, nachdem es durch König Kassandros von Mazedonien den Griechen entzogen worden war. So lange hatte die Fremdherrschaft in Saloniki gewährt, und noch ehe sie beseitigt war, fiel hier der König von Griechenland am 18. März 1913 durch Mörderhand. Ein kleiner Marmorobelisk bezeichnet heute die Stelle dieser Untat. Ob nunmehr Saloniki den Griechen erhalten bleibt? Daß England die treibende Kraft des jetzigen Unternehmens ist, um Saloniki, wenn irgend möglich, zum Zweck seiner Vorherrschaft im Mittelmeer

dauernd zu behalten, steht wohl außer Frage, und es wird nur von der Wucht der deutschen und bulgarischen Hiebe abhängen, ob es diesen Raub durchführen kann.

Schwerlich hat irgend eine andere Stadt so viele Kämpfe und Belagerungen erlebt und so häufig ihren Herrn gewechselt wie Saloniki. Schon Jahrhunderte, bevor ihr König Kassandros nach seiner Gattin, der Halbschwester Alexanders des Großen und Tochter Philipps von Mazedonien, Thessalonika, den Namen gab, den sie noch heute führt, war es eine bedeutende Stadt, denn die Athener berichten von ihrer Einnahme unter dem Namen Therma im Jahre 432 v. Chr. Nach der Eroberung Mazedoniens durch die Römer und dem durch sie durchgeführten Bau der großen Heerstraße nach Byzanz gewann sie sehr an Bedeutung. Der Apostel Paulus gründete hier die erste Christengemeinde auf europäischem Boden, doch seltsamerweise ist Saloniki heute jene Stadt Europas, wo im Verhältnis zur gesamten Einwohnerschaft am wenigsten Christen wohnen. Die Mehrzahl sind Juden, ein Fünftel Türken, und nur ein Drittel bekennt sich zum Christentum. Das erste Blutbad, dem so viele Einwohner zum Opfer fielen, erfolgte auf Veranlassung eines Christen, des Kaisers Theodosius, im Jahre 390. Aufgebracht durch die Empörung der Bürger gegen die römische Besatzung, ließ Theodosius siebentaufend von ihnen hinrichten!

* * *

Vom sechsten Jahrhundert an wurde Saloniki wiederholt durch Einfälle von slawischen Horden schwer heimgesucht. Auch die Bulgaren, die heute wieder im Anmarsch gegen die reiche Stadt sich befinden, unternahmen schon im siebenten Jahrhundert mehrere Belagerungen; die Sarazenen eroberten sie im Jahre 904, die Normannen 1185; neunzehn Jahre später fiel sie in die Hände des Markgrafen Bonifazius von Montferrat, und dieser machte sie zur Hauptstadt seines neugegründeten Königreichs. Es war indessen nur von kurzer Dauer, denn schon 1225 nahm Theodoros Komnenos, der Despot von Epirus, Saloniki ein und ließ sich hier zum Kaiser krönen. Im Jahre 1230 wurde die Stadt mit dem ganzen Lande von den Bulgaren erobert, 1391 vorübergehend von den Türken, 1405 von den Byzantinern.

Als Saloniki fünfzehn Jahre später von den Türken zum zweiten Male hart bedrängt wurde, verkaufte der Paläologe Andronikos, um sich aus der Klemme zu helfen, die Stadt an die Republik Venedig um den Preis von fünfzigtausend Dukaten.

Doch auch Venedig erfreute sich nur kurze Zeit des reichen Besizes, denn bei der dritten Belagerung durch die Türken fiel Saloniki trotz der gewaltigen Ringmauer, die es noch heute in ungemein malerischer Weise umgibt, im Jahre 1430 unter die Herrschaft des Halbmonds.

Seither blieb Saloniki im Besitz der Türken. Sie verwandelten die vielen Christenkirchen, mit Ausnahme von vierein, in Moscheen, und erst seit im letzten Balkankriege die Stadt an die Griechen fiel, wurden einzelne dieser Gotteshäuser ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben. Unter ihnen vornehmlich die ehrwürdige Aja Sophia, die im Jahre 530 erbaute Hauptkirche der Stadt.

Viel anderes konnten sie in der kurzen Zeit, seit der Halbmond in Saloniki wieder durch das Kreuz ersetzt wurde, nicht machen, und so bietet denn die Stadt, von ihrem eng umschlossenen Hafen aus gesehen, mit ihren vielen Moscheen, Kuppeln und schlanken Minaretten immer noch das Bild einer orientalischen Stadt, die sich steil die Anhöhen des Rifetschköi Dag emporzieht, umgeben von der erwähnten riesigen Festungsmauer, die noch durch anderthalbhundert mittelalterliche, krenelierte Türme verstärkt wird.

Am höchsten Punkt erhebt sich die dräuende Zitadelle der Byzantiner, Bedi Kule genannt, die malerische Krönung der oberen Stadt. Sonst gibt es an alten Befestigungen aus türkischer Zeit nur noch ein kleines Fort im Westen der Stadt, Top Hane, wo die Stadtmauer den Anforderungen des Verkehrs bereits zum Opfer gefallen ist. Ganz nahe wurde nämlich der Stadtbahnhof der Orientbahn angelegt. Nur wenige Schritte von Top Hane liegen der hübsche, behagliche deutsche Klub, die deutsche Kapelle und die deutsche Schule. Unter ihren dreihundert Schülern befanden sich bei Ausbruch des Weltkrieges ein Drittel griechische, ein weiteres Drittel spanisch-jüdische Kinder. Die ganze deutsche Kolonie umfaßte ja nur dreihundert Seelen, ungefähr ein Zehntel der ganzen europäischen Bevölkerung, abgesehen von den Angehörigen der Balkanstaaten.

Das ganze ungemein lebhaftes, geschäftige Treiben der großen Handelsstadt hat immer noch ausgesprochen orientalischen Anstrich

und liegt vornehmlich in den Händen der Juden, von denen ungefähr ein Zehntel den mohammedanischen Glauben angenommen haben. Die Bootleute, die mich vom Schiff ans Land ruderten, die Lastenträger, die mein Gepäck nach dem stattlichen, in der Hafenstraße gelegenen Hotel Olympos brachten, Kutscher, Fremdenführer, Schneider, Schuster, Photographen, die ich beschäftigte, waren durchweg Juden. Und da sie, wie gesagt, den Großteil der Bevölkerung bilden, besitzt Saloniki kein Judenviertel, das sonst für die Levantestädte so charakteristisch ist. Die ganze Stadt ist ein solches, und man könnte hier eher von einem Türken oder Griechenviertel sprechen. Die Juden wohnen überall in dem alten Winkelwerk der von den Ringmauern umschlossenen feuchten, engen Gäßchen, ebenso wie in den Vorstädten, die westlich und östlich der Küste entlang durch die stellenweise gefallen Ringmauern ins Freie gestutet sind und mit ihren breiteren, sonnigen Straßen gewissermaßen die europäischen Viertel Salonikis bilden. Besonders die östliche Vorstadt Salonikis, Kalamaria, enthält ansprechende, moderne Landhäuser, von Gärten umgeben, dazu die Konsulate, Kasernen und Regierungsgebäude, endlich ganz am Ende die Villa Allatini, jahrelang der Verbannungsort des letzten Sultans Abdul Hamid. Der Besitzer dieser Villa ist selbst ein jüdischer Großkaufmann.

Zwischen den vielen Moscheen und Kirchen der inneren Stadt erheben sich nicht weniger als dreißig Synagogen, und von den drei Sonntagen jeder Woche, dem Sonntag der Christen, dem Freitag der Mohammedaner und dem Samstag der Juden, wird der letztgenannte im öffentlichen Leben am meisten gespürt.

In der inneren Stadt gibt es noch eine Menge von Bauten aus altgriechischer und römischer Zeit, Tempel und Thermen, Propyläen und Paläste, doch sie sind vielfach so sehr zwischen dem vorgerückten Winkelwerk der Juden- und Türkenhäuser versteckt, ein- oder überbaut, daß man sie nur schwer finden kann. Nur der Triumphbogen des Galerius aus römischer Zeit ist noch ziemlich gut erhalten, mit hübschen Reliefdarstellungen aus dem dritten Jahrhundert. Er erhebt sich gerade über der Hauptstraße von Saloniki, der Wardarstraße, und unter ihm durch führen die Geleise der elektrischen Straßenbahn nach Kalamaria. Die Stadt besitzt nämlich seit 1908 ein Elektrizitätswerk für Beleuchtung und Bahnbetrieb, dazu eine von den Belgiern angelegte neuzeitliche Wasserleitung, während die kost-

spieligen, aber ungenügenden neuen Hafen- und Kaianlagen durch eine französische Gesellschaft ausgeführt wurden. — Ist der Seegang hoch, so können Schiffe dort gar nicht anlegen, und als ich, kurz vor Ausbruch des Krieges nach Konstantinopel reisend, auf dem Wege in Saloniki ankam, mußte der große Hamburg-Amerika-Dampfer, auf dem ich mich befand, nach mehrstündigem Warten angesichts der Stadt unverrichteter Dinge nach Konstantinopel weiter dampfen. Das auffälligste Gebäude vom Hafen aus gesehen ist der massige, weißgestrichene Rundturm, Blutturm genannt, der den Abschluß der Ringmauer am östlichen Kaiufer bildet. Von dort aufwärts bis an die Wardarstraße ist die Mauer durch eine hübsche, breite, von Bäumen beschattete Straße, Hamidé genannt, ersetzt worden, und wo sie wieder beginnt, führen enge Gäßchen an der Ortadschi-Moschee vorbei, steil aufwärts zur Zitadelle, die auf den Grundmauern der Akropolis der alten Griechen von den Venetianern als fester Abschluß der Befestigungswerke erbaut wurde. Ringsum liegt der Stadtteil der Türken. Mit seinen kleinen Gärtchen in dem vielgewundenen Gassen- gewirr, seinen zum Teil überdeckten Basaren und Moscheen zeigt er sich viel malerischer und ursprünglicher als die schmutzigen und verwahrlosten Straßen der unteren Stadt. Die Aussicht von oben auf die vielgestaltete Bucht, eingeschlossen von der seltsam geformten, gebirgigen Halbinsel Chalkidike im Osten und dem schneegekrönten Bergmassiv des thessalischen Olymp, die Stadt selbst mit ihren Kuppeln, ihren zarten, dünnen, weißen Minaretten und ihrem buntgestrichenen Häuserlabyrinth unmittelbar zu Füßen ist von großer Schönheit. Dort sieht man erst die Größe der Stadtmauer, die Saloniki umgürtet. Zwei Stunden lang, mit zwölf Meter hohen und drei bis vier Meter dicken Steinmassen und zinnengekrönten mittelalterlichen Türmen, erinnert sie an die berühmte Stadtmauer von Stambul. Außerhalb, gegen die Vorstadt Kalamaria zu, ziehen sich ihr entlang die weiten Friedhöfe der Juden und Türken und an sie schließen sich die Kasernen und das Militärhospital der letzteren. Die französischen und englischen Truppen lagerten während des Weltkrieges auf der entgegengesetzten, westlichen Seite in der weiten Ebene, die vom Wardarfluß durchströmt wird, ringsum von Bergen umschlossen, von denen der zwölfhundert Meter hohe Kortatsch hinter Saloniki aufsteigt.

In dem zwischen Kortatsch und Kiretschki Dag tief eingeschnittenen Thal fließt der Mühlenbach, der nahe seiner Mündung in die Bucht ausgedehnte, vom Fieber durchseuchte Sümpfe bildet. Sie ziehen sich bis an die Wardarmündung, und der Aufenthalt ist besonders in der wärmeren Jahreszeit ungesund. Die feindlichen Truppen haben dort stark gelitten. Ihre neuerrichteten Befestigungen liegen weiter nordwärts und erstrecken sich bis gegen Alvatli und den Senidze-See jenseits des Wardarstromes, wahrscheinlich um die beiden Eisenbahnlinien nach Mazedonien und Monastir, die durch die sumpfige Ebene führen, gegen Angriffe von Norden zu schützen.

Welche Bedeutung Saloniki als Handels- und Hafenstadt besitzt, geht schon daraus hervor, daß hier jährlich im Durchschnitt tausend Dampfer mit einer Million Registertonnen einlaufen. Die Einfuhr erreicht einen Wert von hundert, die Ausfuhr einen solchen von dreißig Millionen, wird sich aber in ruhigeren Zeiten, besonders mittels der Orientbahn von Oesterreich und Deutschland her, gewiß in ungeahnter Weise heben. Kein Wunder, daß England seine begehrten Blicke auf Saloniki geworfen hat, wie es das überall tat, wo etwas zu holen war. Mögen seine Bundesgenossen für die Wiedererrichtung Serbiens sich aufopfern; für England ist die Hauptsache, daß es seinen handgreiflichen Nutzen davon hat.

D i e J u d e n v o n S a l o n i k i

Während der Besetzung von Saloniki durch englische und französische Truppen dürfte es in der mehrtausendjährigen Geschichte dieser merkwürdigen Stadt das erstemal gewesen sein, daß die christliche Bevölkerung, und das auch nur vorübergehend, die jüdische an Zahl übertrifft. Zur Zeit der türkischen Herrschaft waren die Türken nur ein Drittel so zahlreich als die Juden. Seither, unter griechischer Herrschaft, sind wieder die Griechen nur ein Drittel so zahlreich, als die Juden und Türken zusammengenommen. Selbst wenn die zehntausend Bulgaren, die mehrere Tausende zählenden Rugowalachen, die Albanier, Mazedonier, Zigeuner usw. zu Türken und Griechen gezählt werden, bleiben die Juden immer noch der Hauptteil der Einwohner Salonikis. Jerusalem zählt im Verhältnis zu den übrigen Völkerschaften und Glaubensbekenntnissen seiner Einwohner nicht mehr Juden als Saloniki. Sie bilden hier die Hauptmasse der Ein-

wohner und haben, wie bereits früher erwähnt, den weitaus größten Teil von Handel, Verkehr, Gewerbe und Geschäftsleben in ihren Händen.

Man sollte meinen, daß die Juden in dieser uralten Stadt des Orients, Jerusalem verhältnismäßig so nahe, seit länger ansässig seien als Christen und Mohammedaner. In Wirklichkeit bilden sie den zeitlich jüngsten Großteil der Bevölkerung, denn sie stammen von jenen Juden ab, die im Jahre 1492 aus Spanien gewaltsam vertrieben worden sind. Viele Tausende wandten sich nach der Türkei, vornehmlich nach Saloniki, wo sie durch die Abschließung, in der sie jahrhundertlang lebten, ihre alten, von Spanien herübergebrachten Trachten, Sitten, Sprache und Gebräuche bis auf den heutigen Tag im Schutz des türkischen Halbmondes erhalten haben.

Ein seltsames Wechselspiel wollte es, daß beinahe zur gleichen Zeit, als die spanischen Seefahrer und Eroberer Christentum und spanisches Wesen nach der westlichen Halbkugel brachten, die Juden spanische Kultur und das Hebräertum nach dem Osten Europas brachten. So kam auch die spanische Sprache nach dem Balkan, und die Juden bedienen sich derselben noch heute nicht nur in Saloniki, sondern auch in Konstantinopel, Belgrad, Sofia, bis hinauf an die österreichische Grenze. Man kann getrost sagen, daß die hauptsächlichste Verkehrssprache in Saloniki die spanische ist, wie sie denn selbst mit dem Namen „Spaniolen“ bezeichnet werden. Auch im schriftlichen Verkehr bedienen sie sich des Spanischen, nur schreiben sie dieses nicht mit lateinischen, sondern mit hebräischen Schriftzeichen. Sie besitzen ihre eigenen jüdischen Zeitungen in spanischer Sprache, und selbst diese werden in hebräischen Lettern gedruckt.

In dem sehr lebhaften Hafen- und Straßenverkehr dieser bevölkerstten Stadt des heutigen Griechenland sind die älteren Juden sofort an ihrer eigenartigen Tracht zu erkennen. Die jüngeren haben besonders in den letzten Jahren bereits die nichtsagende Gewandung der Abendländer angelegt; ihre Väter indessen halten noch immer mit seltener Zähigkeit an den von Spanien vor vier Jahrhunderten herübergebrachten langen, faltigen Raftanen und den darüber getragenen farbigen Jacken fest. Wie die jungen Männer sind auch die Mädchen dem Einfluß der Mode zum Opfer gefallen und tragen europäische Kleidung und Hüte; kommen sie aber in reifere Jahre, oder haben sie sich vermählt, dann nehmen sie die altspanische Tracht an, was ihnen

nur zum Vorteil gereicht. Begegnet man älteren Jüdinnen, dann könnte man sie in der Ferne auf den ersten Blick für japanische Geishas halten, denn wie diese ähneln sie in Buntheit und Umrissen unseren bunten Knallbonbons, die nach fröhlichen Mahlzeiten herumgereicht werden. Sie tragen lange, faltenreiche Röcke, über der Brust ein weißes oder hellgrünes Hemd, darüber ein mit Silberstidereien überladenes Juavenjäckchen von möglichst knalliger Farbe. Am eigenartigsten ist ihr Kopfschmuck. Die Haare, nötigenfalls jene einer Perücke, werden in der Mitte glatt gescheitelt und zu Zöpfen geflochten, um einen niedrigen roten Türkenfes gewunden, der auf dem Scheitel sitzend wie ein Zereviskäppchen aussieht. Darüber werden Reihe um Reihe orientalischer Perlenschnüre gewunden, manche von großem Wert. Ebenso prangen am Nacken möglichst viele Reihen von Perlen mit diamanten- oder smaragdenbesetzten Schließen. Über den Rücken fallen zwei hellgrüne Seidenbänder, ebenfalls mit echten Perlen benäht, die bei den Frauen reicher Juden von seltener Größe und Schönheit sind. Die meisten sind Familienerbstücke aus der spanischen Zeit, die sorgfältig gehütet werden. Ähnlich sah ich die Jüdinnen in Tanger und anderen Städten Marokkos gekleidet.

Es gibt indessen in Saloniki noch eine andere Klasse von Jüdinnen spanischer Abstammung, die stets nur in Schwarz gekleidet zu sehen sind. Ich traf sie in den vielen Gartenwirtschaften und Vergnügungsorten am Hafen, ebenso wie draußen in dem an der Meeresküste gelegenen schmucken Vorort Kalamaria, wohin die Wohlhabenden in der heißen Zeit flüchten, wenn die Miasmen aus den sumpfigen Niederungen an der Mündung des Wardarstromes die Luft verpesten. Aber sie hielten sich mit ihren modern gekleideten Männern stets abseits, gemieden von den Jüdinnen in bunter Tracht. Dabei schienen sie mir vornehmer und schöner und sie verstanden es vorzüglich, mit dem Schleier, der ihren Kopf bedeckte, so geschickt zu spielen, daß sie, wenn sie es wollten, ihre interessanten, blassen Gesichter mit den großen schwarzen Augen sehen lassen konnten, obschon sie sich den Anschein gaben, als wollten sie ihre Schönheit hinter ihren Fächern verbergen.

Diese schwarzen Jüdinnen von Saloniki sind nicht mosaischen, sondern, ebenso wie ihre Männer, mohammedanischen Glaubens und bilden hier eine eigene, streng abgeschlossene Kolonie von zwölf- bis fünfzehntausend Seelen. Ihre Abstammung ist recht merkwürdig. Im siebzehnten Jahrhundert trat in Syrien unter den Juden

ein Mann auf, *Sabati Sevi* von Smyrna, der sich als den wahren Messias ausgab und als Wanderprediger großen Erfolg hatte. Er fand in jedem Ghetto der Türkei begeisterte Anhänger, sein Ritual wurde in den meisten Synagogen angenommen und die Initialen seines Namens, zwei verschlungene S, wurden zum Zeichen der Gefolgschaft auf die Wände gemalt. Die Kunde von dem neuen Messias durcheilte ganz Europa und aus den verschiedensten Ländern, selbst aus dem fernen Holland, kamen Scharen gläubiger Juden, um sich von ihm segnen zu lassen.

Durch seinen Erfolg kühn gemacht, war *Sabati Sevi* unvorsichtig genug, seine Bekehrungsversuche auch unter den Türken zu unternehmen. Als er nach Konstantinopel kam, wurde er ins Gefängnis geworfen und aufgefordert, seine Sendung durch ein Wunder auf der Stelle zu beweisen. Kaiserliche Bogenschützen wurden ihm gegenübergestellt. Blieb er durch ihre Pfeile unverletzt, dann sollte er seine Freiheit wieder haben. Wollte er auf dieses Gottesgericht nicht eingehen, dann mußte er den mohammedanischen Glauben annehmen. *Sevi* zog es vor, das letztere zu wählen, und so groß war der Glaube seiner jüdischen Anhänger an ihn, daß viele Tausende von ihnen seinem Beispiel folgten und freiwillig zum Islam übertraten. Die Nachkommen dieser zum Islam übergetretenen Juden sind die heutigen jüdischen Mohammedaner von Saloniki, *Mamihs* oder *Dönme* genannt. Zwar sind sie insgeheim Juden geblieben, glauben immer noch an die Wiederkehr ihres Messias und folgen nur äußerlich den Lehren des Koran, doch sie werden von den strenggläubigen Juden ebenso gemieden wie von den Türken, die für Leute, die ihren Glauben wechseln, große Verachtung hegen.

So sind die Dönme auf sich selbst angewiesen und verkehren und heiraten nur untereinander. Diese strenge gesellschaftliche Abschließung hat dazu beigetragen, daß sie sich mit nur noch größerem Eifer den Geschäften widmen, und die reichsten Einwohner Salonikis dürften vor allem unter ihnen zu suchen sein.

Seltamerweise sind die Dönme in zwei Sekten geschieden, mit Unterschieden, die mir nicht bekannt geworden sind, doch scheint mir die Sekte der *Kavajero*, deren Anhänger zumeist in der Nähe der *Porta Nuova* und des *Basars* wohnen, gesellschaftlich unter den Dönme höher zu stehen und auch größeren Reichtum angesammelt zu

haben. Die zweite Sekte, Konjo oder Kondscho genannt, sind zumeist Handwerker, Lastenträger und unmoralische Gesellen der untersten Volksschichten, die unnatürlichen Laster fröhnen sollen und von den Kavajeros gemieden werden.

Die Mönchsrepublik des Athos

Saloniki im Süden vorgelagert, springt die eigenartig geformte Halbinsel Chalkidike weit in die tiefblaue, hier stets von Schiffen durchfurchte Ägäis vor, und von dem Wahrzeichen der großen Hebräerstadt, dem wolkenragenden Olymp, müssen sich die drei langgestreckten, felsigen Landzungen von Chalkidike ausnehmen wie die Zinken des Dreizacks von Poseidon.

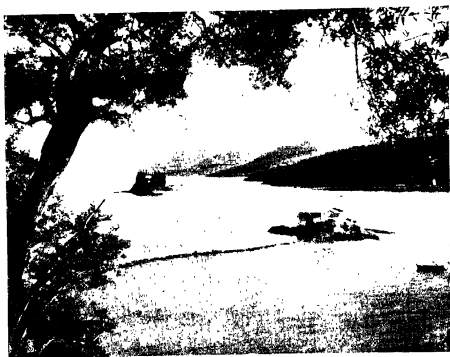
Die östlichste dieser Zinken ist die bevölkerteste und berühmteste, denn sie trägt an ihrer Südspitze den majestätischen Steilkegel des heiligen Berges Athos und rings um seinen Fuß wie auf den Flanken erheben sich die ältesten Klöster der eigenartigen Mönchsrepublik, die nach dem Berge den Namen Athos trägt. Wer von Konstantinopel nach Saloniki, Athen oder sonst einem Hafen der westlichen Ägäis fährt, wird bald, nachdem der Dampfer die Dardanellen verlassen hat, den herrlichen, einen großen Teil des Jahres schneebedeckten Berg in den tiefblauen griechischen Himmel aufragen sehen. Die vielen russischen Pilger, die sich gewöhnlich auf den Dampfern drängen, fallen bei seinem Anblick anbetend auf die Knie und auch der europäische Reisende wird mit großem Interesse seinen Blick dem Athos zuwenden, der sich in der ältesten Geschichte ähnlicher Berühmtheit erfreut, wie der Olympos selbst. Thronten auf seinem gegen zweitausend Meter hohen Gipfel auch keine griechischen Götter, so flammten doch von oben zur Zeit Agamemnon's Leuchfeuer auf, um den Fall Trojas nach Mykenä zu melden. Alexander der Große war vom Athos so entzückt, daß er dem Berge die menschliche Gestalt geben und auf den Vorschlag eines Architekten in die eine Hand eine Stadt, in die andere eine Schale legen wollte, aus der sich die Schmelzwasser des Athos in einem zwei Kilometer hohen Sturz unmittelbar ins Meer ergießen sollten! Ein kühnerer Gedanke ist wohl niemals gefaßt worden und ihm gegenüber sind die Chinesische Mauer und der Panama-kanal reine Kinderspiele!

Für die griechische Welt von damals lag ja der Athos im Mittelpunkt des Verkehrs, und als die Flotte des Darius vor vierundzwanzig Jahrhunderten an seinen vielumbrandeten Felsabstürzen scheiterte, ließ sein Nachfolger Xerxes ein Jahrzehnt später einen *Schiffskanal* quer durch die Athoshalbinsel bauen, der die Umfahrung des Athos auf offenem Meere unnötig machte. Nach Herodot lag dieser Kanal an der nur zweieinviertel Kilometer breiten Stelle, wo die Athoshalbinsel mit jener von Chalkidike verbunden war. Er ist längst versandet, aber noch immer sind Spuren des Einschnitts sowie die steilen Böschungen des mittleren Teils wahrnehmbar.

Der Schiffsverkehr von heute beschränkt sich auf den einzigen Hafen der ganzen Athoshalbinsel, die *Daphnibucht*, oder wie er bei den Seeleuten heißt, die *Skala*. Schon bei der Annäherung an die Athosküsten sieht man verschiedene von den riesigen Klosterbauten und Kirchen, die aus dem Grün der Eichen- und Kastanienwälder, der Wein- und Olivenpflanzungen aufragen. Mit ihren hohen Mauern, Türmen, Balkonen und Erfern nehmen sie sich aus wie mittelalterliche Ritterburgen, in denen eher das Schwert als das Kreuz gewaltet hat. An ihrem Fuße nesteln an den lauschigen Meeresküsten kleine Dörferchen, Wohnungen der Laienbrüder. Auch Daphni besteht nur aus einigen Häusern, darunter die Schiffsagenturen, Zollamt, Postamt und eine Herberge, die gewöhnlich von russischen Pilgern überfüllt ist. Poseidon möge den Athosreisenden in seinen gnädigen Schutz nehmen und den Dampfer an der Skala anlegen lassen, so lange Helios Licht spendet. Bei Dunkelheit ist der zwei- bis dreistündige Ritt auf steinigem Pfad die steilen Berge hinauf nach der Hauptstadt der Mönchsrepublik, *Karyä* mit Namen, viel zu unsicher. Man muß dann in der Skala unten übernachten, und eine Nacht inmitten der ungewaschenen Russenpilger übersteigt an blutigen Abenteuern mit ihrem Angeziefer alles, was selbst der erfahrene Reisende in seinem Leben durchgemacht haben dürfte. Das Schlimmste dabei ist, daß man die Menagerie während mindestens einer Woche auf die Rundreise durch die Athoshalbinsel mitnehmen muß, denn früher bietet sich selten Gelegenheit, sie wieder zu verlassen. Zu solchen Errungenschaften der Neuzeit, wie Bäder oder Insektenpulver, aber hat sich die griechisch-russisch-serbisch-bulgarische Kultur der Klöster noch nicht emporgeschwungen.

Das alte Städtchen Karyäs mit seinen engen Gäßchen und kleinem Bazar liegt ganz reizend in einem üppigen Hochtal am östlichen Abhang des die ganze Halbinsel einnehmenden, ungefähr sechshundert Meter hohen Gebirgszuges; ringsum liegen Olivenwälder, Wein- und Obstgärten an den Talwänden, und mitunter gewährt eine Senkung im Gebirge den Ausblick auf das azurblaue Meer oder auf den Schneegipfel des Athos, der mich in seiner Gestalt an den fernen Fudschijama, den Athos der Japaner, erinnerte. In der recht netten, mit großen Steinen gepflasterten Hauptstraße gibt es wohl eine Herberge, doch genügt sie kaum den allerbescheidensten Ansprüchen, und wer dem lebhaften Nachtleben in seinen Matratzen ausweichen will, muß in einem der zwanzig Klöster der Republik, vielleicht gleich im Protatonkloster des Städtchens selbst Unterkunft nehmen. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß es sich hier nur um griechisch-orientalische Klöster handelt, deren älteste aus dem zehnten Jahrhundert stammen. Eines von ihnen gehört den Serben, eines den Bulgaren und eines den Rumänen. Vor ungefähr vier Jahrzehnten wurde auch von russischen Mönchen ein großes Kloster am Westufer der Halbinsel, in der Daphnibucht unweit von der Skala, angelegt, und der riesige Bau mit seinem Gewirr von mehrstöckigen Häusern, Kirchen und vielen grünen Kuppeln beherbergt Tausende von Mönchen, also beinahe ebenso viele wie alle andern Athosklöster zusammengenommen! So hat Rußland wie der Igel unter Maulwürfen die Obmacht in der Mönchsrepublik erlangt, und die festungsartige Anlage erschien mir wie eine russische Kaserne im Ägäischen Meere, ähnlich wie Cetinje in den Schwarzen Bergen eine russische Kaserne in der Adria ist. Wer weiß, wie viele von den Tausenden Pilger, die zu dem heiligen Madonnenbilde im Kloster Rossikon alljährlich Wallfahrten unternehmen, unter dem Pilgergewande das Wams des Kriegers bergen! Wer weiß, ob hinter den Festungsmauern nicht Batterien von Geschützen verborgen sind, obschon in dieser griechischen Mönchsrepublik seit ihrer Beteiligung an den Befreiungskriegen Waffen verboten sind!

Den beherrschenden Einfluß Rußlands nicht nur auf religiösem Gebiete allein bekommt man in Athos überall zu spüren. Schon wenn man in Karyäs die Epistafia, den Rat der fünf Regenten, besucht, um das Empfehlungsschreiben des ökumenischen Patriarchen in Konstantinopel abzugeben und dafür ein solches an die Athosklöster

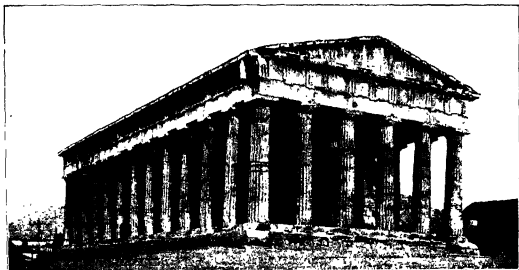


Korfu: Die Mausinsel

Ostern 1904



Korfu: Achilleion



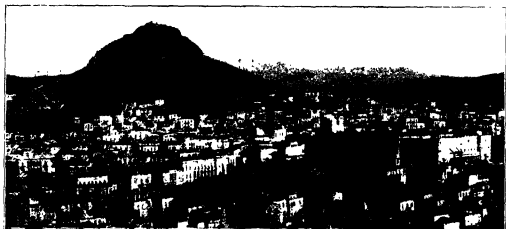
Athen: Theseion

Phot. R. Foyat



Athen: Gesamtansicht der Akropolis

Phot. R. Foyat



Athen: Blick auf den Lykabettos

Phot. R. Foyat

zu erlangen, macht sich dies geltend. Im Herzen des Städtchens, wo sich die merkwürdige, in ihrer ursprünglichen Form aus dem neunten Jahrhundert stammende Kathedrale von Karyäs erhebt, liegt eine Gruppe einfacher, weißer Häuser, das Parlament der Mönchsrepublik, überragt von einem massigen Turm.

An der Pforte stehen zwei bewaffnete Albanier Wache, in ihren kurzen, weißen Ballettröbchen und engen, weißen Beinkleidern, Strumpfbänder um die Knie geschlungen und rote Kokarden auf den hochgebogenen Schnabelschuhen. Sie gehören zu der *Armee von fünfzig Mann*, welche die Republik zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit halten darf. Einer dieser Serdars nimmt das Empfehlungsschreiben in Empfang und führt den Fremden in den einfachen Ratssaal, wo die fünf Vertreter der Klöster in ihren langen, schwarzen Raftanen, hohe, ofenrohrförmige Hüte auf den weißen, härtigen Köpfen, um einen großen Tisch sitzen, mit dem Ratsekretär zur Seite. Der Besucher wird sehr förmlich empfangen und nach dem Öffnen des Empfehlungsschreibens recht eingehend über Woher und Wohin, Namen, Stand und Zweck des Aufenthaltes ausgefragt, während der Sekretär alles zu Protokoll nimmt. Dazwischen tritt einer der kurzgeschürzten albanischen Soldaten ein, mit einer Annenue von Gläsern, Böffeln, Tellerchen, Tassen, Kompotttöpfen, Tee- und Kaffeekannen, Wasserflaschen auf einem Servierbrett. Er schreitet zunächst zum Protos (Ältesten), der aus einem Wasserglase eines der langstieligen Silberböffeln nimmt und damit von verschiedenen Dulischas (Süßigkeiten) kostet, um zum Schluß ein Täpfchen Kaffee oder Tee zu schlürfen. Dann steckt er das sorgfältig abgedeckte Böffeln wieder ins Wasserglas. Nun läßt der Kawas der Reihe nach jeden anderen, auch den Reisenden, von all den Leckereien kosten, nebenbei bemerkt, die besten Dinge, die man in der Mönchsrepublik überhaupt zu genießen bekommt, denn die Mahlzeiten in den Klöstern sind selbst für die höchsten und bestempfohlenen Gäste gewöhnlich recht kärglich. Eine Ausnahme bildet das russische Kloster, und wenn Rossikon für den Besuch der Mehrzahl der Klöster nicht gar so abgelegen wäre, so würden die meisten Reisenden wohl am besten dort Unterkunft nehmen. Ohne Angezieser in dem rotweiß karierten Bettzeug geht es aber auch dort nicht ab.

Nach der Bewirtung erhebt sich der König Pear im Mönchsgewande, über das der lange Bart wie eine weiße Serviette herab-

fällt, und diktiert dem jungen Schreiber, der ganz bescheiden mit der Rießfeder hinter dem Ohr der Befehle harret, den gemeinsamen Empfehlungsbrief an die Klöster in russischer Sprache.

Das Wichtigste dabei scheint das Versiegeln des Briefes zu sein. Auf ein Zeichen des Protos erheben sich die vier anderen Räte von ihren Sitzen und begeben sich zum Schreiber in die Saalmitte, so feierlich wie die Richter der heiligen Behme im „Göz von Verlichingen“. Dort holt jeder aus einem Lederbeutelchen, das er unter dem Talar auf der nackten Brust trägt, ein Siegel in der Form eines Quadranten hervor und übergibt es dem Schreiber. Dieser faßt die vier Quadranten mit einem Metallring zusammen, schraubt ihn fest, und das Siegel des Rats, das Bild der Mutter Gottes umgeben von Sternen darstellend, ist nun fertig, um auf das Empfehlungsschreiben aufgedrückt zu werden. Wer es in die Hand nimmt, küßt zunächst inbrünstig das Siegel.

Bei der Wanderung durch das Städtchen wird man sich erst recht bewußt, daß es unter seiner Einwohnerschaft keine Tochter Eva's gibt. Die ganze Mönchsrepublik ist wohl das einzige Land des Erdballs, wo das weibliche Geschlecht einem alten Gesetz zufolge verboten ist, und es mutet den Besucher seltsam an, auf seinen Wanderungen durch die vielen Ortschaften nur Männern zu begegnen, zumieist solchen im Priestergewande. Es gibt auch keine Kinder, und niemals seit Jahrhunderten ist hier eine Geburt vorgekommen. Ja, die Absperrung geht so weit, daß sogar Kühe, Eselinnen und Hennen das Athosland nicht betreten dürfen und Eier von außerhalb eingeführt werden müssen! Das Merkwürdigste dabei ist, daß dieses Verbot aller weiblichen Wesen tatsächlich auf das strengste gehandhabt wird. Selbst griechische Kaiserinnen aus alter Zeit mußten sich ihm fügen, und in neuerer Zeit gelang es nur der Tochter eines englischen Botschafters, mit kurzgeschorenem Haar und in der Verkleidung eines Seefadetten im Gefolge ihres Vaters durch die Athosklöster zu wandern.

Das ist indessen nicht die einzige Beschränkung, der sich die Athosbesucher unterwerfen müssen. In Karyäs wird es auch übel vermerkt, wenn man in den engen Gassen singt, laut spricht oder raucht, und niemand darf sich eines Wagens oder Pferdes bedienen. Die Erklärung all dieser seltsamen Gesetze in einem landschaftlich so paradiesischen Lande, wo alles für Lust und Freude und Liebe ge-

schaffen scheint, ist man mir schuldig geblieben. Es erscheint auch alles, was mit dem Menschen zusammenhängt, hier zu verdorren, und das einzige frische Blut, das nach Athos gelangt, den Verfall verlangsamt, geistige Schaffenskraft einflößt, sind die jungen Novizen von auswärtz, die von den Mönchen in die Klöster aufgenommen werden. Aber sie gehen allmählich auch dem gleichen Schicksal entgegen wie ihre Lehrmeister. Was an Kunstwerken in Kirchen und Klöstern noch vorhanden ist, und es ist nicht unbedeutend, stammt vornehmlich aus byzantinischer Zeit, Stiftungen und Geschenke oströmischer Kaiser oder südslawischer Fürsten. Unter der türkischen Herrschaft wurden viele Kostbarkeiten sowie die wertvollsten Schätze der Bibliotheken verschleudert, und die reichen Vermächtnisse an Geld und Gütern förderten das Nichtstun. Die Klöster ziehen daraus hinreichende Einnahmen und dazu kommen noch jene von den Pilgern. Dabei leben die Mönche indessen immer noch nach den ursprünglichen strengen Regeln. Bei einigen, den sogenannten koinobitischen Klöstern, unterstehen sie einem Abt und haben gemeinschaftliche Mahlzeiten, bei denen aber niemals Fleisch gegessen wird. In den idiorrhymischen Klöstern führt jeder Mönch mit seinem Schüler selbständigen Haushalt und erhält aus dem Klostervermögen neben einem Jahresbeitrag von ungefähr hundert Mark Brot, Wein, Gemüse, Käse und Holz. Die Mönche dieser Klöster wählen einen Rat mit zwei Vorsitzenden, den *Epitropen*, und diesem obliegt die Verwaltung des gemeinsamen Klostervermögens.

Wie die politischen Verhältnisse der Mönchsrepublik nach dem Kriege sich gestalten werden, kann niemand sagen. Vorläufig ist es bei der Verwaltung des Landes durch das eigenartige Mönchsparlament in Karyäs geblieben. Jedes der zwanzig Klöster wählt einen Vertreter in die „*Kinötiß*“ oder gesetzgebende Versammlung, die im Ratsgebäude tagt. Als Wohnungen dienen diesen geistlichen Deputierten eigene Konaks, darunter einzelne recht stattliche Gebäude, deren jedes Kloster eines in Karyäs besitzt, und das behaglichste und besteingerichtete ist jenes der Russen.

Zwischen der Hauptstadt und den einzelnen Klöstern gibt es keine andere Verbindung als Reitwege, die bergauf, bergab, teilsweise durch höchst malerische Schluchten oder der Seeküste entlang zwischen

den schönen Gärten und Pflanzungen der Mönchsgemeinden, den sogenannten Skitā, durch das ganze Land, sogar bis zur Spitze des Athosberges führen.

Das Karyās nächstgelegene größere Kloster, gleichzeitig eines der ältesten, ist *Zwiron*. Es ist ein mächtiger, mehrstöckiger Steinbau, sehr malerisch nahe dem Meeresstrande gelegen, und aus der Ferne gesehen erinnert es mit seinen in einem großen Viereck angelegten Fassaden etwa an den Escurial. In der ausgedehnten, parkartigen Talenkung, in deren Mitte es sich erhebt, liegen verschiedene Wirtschaftsgebäude, von Laienbrüdern verwaltet. Aus dem Jahre 1000 stammend, enthält es als größtes Heiligtum das Bild (Ikon) der iberischen Mutter Gottes.

Noch größer und sehenswerter ist *Watopedi* weiter nördlich, ebenfalls nahe der Meeresküste. Älter als *Zwiron*, hat es im Laufe der Jahrhunderte viele Zubauten, Türme, Befestigungen gegen die häufigen Überfälle von Piraten, ferner in seinen Höfen Kirchen und Kapellen erhalten; dazu sind Erker, Balkone, Altane gekommen, so daß es sich eher wie ein uraltes Herrscherschloß ausnimmt, das mit seinen Zubauten nicht weniger als vier Morgen umfaßt. Ungemein malerisch ist der große Hof, umgeben von verzwickten vier- und fünfstöckigen Bauten wie der Hauptplatz einer mittelalterlichen Stadt, überragt von einem mächtigen Glockenturm. In einer eigenen Kapelle davor wird die heiligste Reliquie des Athos, der Gürtel der heiligen Jungfrau, aufbewahrt, den sie der Sage zufolge dem ungläubigen Thomas geschenkt haben soll. Zweifellos ist dieses Heiligtum schon seit sieben oder acht Jahrhunderten im Besitz von *Watopedi*, in drei Teile zerlegt, von denen einer das Kloster niemals verlassen hat. Die beiden andern werden zeitweilig in feierlicher Prozession auf Reisen durch die griechische Glaubenswelt gesandt, und noch kurz vor meinem Besuch kehrten zwei Mönche von einer solchen Reise durch Thrazien und Mazedonien zurück, die ihnen durch die Gaben der Gläubigen viele Tausende zum Besten des übrigens sehr reichen Klosters eintrug.

Watopedi enthält die größte Zahl von Kunstschätzen aus byzantinischer Zeit, reich ornamentierte Bronzetenuren an der Kirche, Wandmosaiken und Fresken in ihrem Innern, sowie herrliche Filigran- und Emailarbeiten, Speckstein-Reliefs, goldene und silberne Gefäße von großem Kunstwert im Kirchenschmuck. Von besonderem Interesse ist

ein mit Edelsteinen besetzter Goldrahmen, der unter Kristall ein Stück des Kreuzes Christi enthält, umgeben von kleinen Raffetten in Gold mit dem Blut verschiedener Heiliger. Es ist eine Gabe des berühmten Serbenkönigs Lazar aus dem vierzehnten Jahrhundert, der einige Jahre später in der denkwürdigen Schlacht auf dem Amfelfelde in türkische Gefangenschaft fiel und enthauptet wurde.

Die beiden Büchereien von Watopedi enthalten trotz der Verschleuderung in früheren Jahrhunderten immer noch Werke von großem künstlerischen Wert in kostbaren Einbänden, handschriftliche, reich illuminierte Bücher und Landkarten aus dem elften und zwölften Jahrhundert. Glücklicherweise sind die Gastzimmer dieses Klosters recht sauber gehalten, die Kost, wenn auch sehr einfach, doch erträglich, der Athoswein vorzüglich, so daß man einige Tage bei den Mönchen wohl aushalten kann, um sich in die verschiedenen Schätze der altbyzantinischen Kunst zu vertiefen und das seltsame Klosterleben des Mittelalters kennen zu lernen. Freilich muß man auch dessen Unannehmlichkeiten mit in Kauf nehmen, das häufige Gebetläuten bei Tag und Nacht, nicht mit Glocken, sondern auf hängenden Metall- und Holzbalken, die mit Hämmern angeschlagen werden, das schlürfende Geräusch von Füßen der Hunderte von Mönchen auf dem Steinpflaster der Korridore, wenn sie sich zu unmöglichen Stunden der Dunkelheit nach der Kirche begeben, den Morgenimbiß bei Tagesanbruch. Besonders malerisch und eigenartig ist das Fest Mariä Verkündigung, wenn die Äbte und Räte der verschiedenen Klöster nach Watopedi kommen, um die nächtlichen Vigilien in der Kirche mitzumachen. Im Glanz unzähliger Lichter strahlen dann die kostbaren Meßgewänder, die goldenen, juwelenbedeckten Mitren, Kreuze, Stäbe, Fahnen, Weihrauchgefäße. Die Äbte sitzen auf prächtigen Thronen vor der uralten Marienstatue, die mit reichstem, funkelndem Schmucke beladen in der Mitte der Kirche thront. Tausende von Mönchen drängen sich in dem mit Fahnen, goldenen und silbernen Randelabern, Votivlampen und Kronleuchtern, Blumen und Girlanden gepuzten, weihrauchgeschwängerten Raum, wo die albanischen, überreich bewaffneten Kawaffen Wache halten. Stunden vergehen mit dem murmelnden Gebeten der Mönche, bis bei Tagesanbruch die Madonnenstatue unter einem Baldachin in glänzendstem, feierlichem Zuge um die Kirche getragen wird, begleitet von all den malerischen

Gestalten im altbyzantinischen Prunk, darunter zwölf goldstrohende Priester, welche die Reliquien der Heiligen in ihren kostbaren, mit Edelsteinen besetzten Kapseln einhertragen. Draußen donnern die Kanonen, die albanischen Soldaten geben Gewehrsalven ab und der phantastische Umzug endet mit der feierlichen Einweihung zweier großer Weizenbrote und der Kommunion aller Teilnehmer.

Nordwestlich von Watopedi liegt zwischen den Bergen weiter im Lande das Serbenkloster *Chilandari*, von dem Serbenfürsten *Stephan Nemanja* im Jahre 1197 gegründet. Er selbst trat unter dem Namen *Symeon* in das Kloster ein und liegt hier begraben. Wie *Chilandari*, so enthalten auch das bulgarische Kloster *Zographu* und das griechische *Xenophontos* viele Kunstschätze, Mosaiktafeln, Altarvorhänge, handgestickte Heiliggrabtücher, schön geschnitzte *Ikonoostas* und Reliquien. Der Weiterweg führt der malerischen Seeküste entlang über das riesige *Kossikon* und die *Daphnibucht* nach dem sehr merkwürdigen *Simopetra*. Auf ungeheuren Stützmauern baut sich ähnlich den indischen Königspalästen von *Amber* oder *Gwalior* ein seltsames Durcheinander von Türmen, sechs- bis siebenstöckigen Klosterbauten mit Balkonen und Altanen in jedem Stockwerk auf, die oberen vorspringend über die unteren, so daß man vom obersten über dreihundert Meter den steilen Felsabhang hinab in die Uferbrandung hinabblickt. Die mächtigen Bollwerke, Türme und zinnengekrönten Mauern wurden wohl zur Verteidigung gegen Seeräuber, Sarazenen und Türken im Mittelalter angelegt. An den festen Toren und auf den Wällen würde man eher gepanzerte Kriegsknechte mit Hellebarden und Schwertern erwarten als friedliche Mönche in langen Talaren, die ihr einsames Leben in Beschaulichkeit verbringen.

Von dieser hochragenden, dräuenden Klosterburg führt der Weg wieder zur Seeküste herab und an den Klöstern *Dionysiu* und *Sagion Pavlos* vorbei zum ältesten aller Athosklöster, der großen *Lavra*. Es liegt bereits an der Ostküste der Halbinsel und zwischen ihm und dem Pavloskloster erhebt sich die riesige, mit Fichtenwäldern bedeckte Masse des Athosberges auf zwei Kilometer Höhe. Auf der Südseite ist ihm der *Mont Karmel* vorgelagert, und wer den fünf- bis sechsstündigen Ritt rings um die Südspitze der Halbinsel und den sie krönenden Athos nicht unternehmen will, kann das *Lavra-kloster* auch im Segelboot erreichen, wenn der Wind gerade günstig

ist. Der ganzen Küste entlang und an den Berghängen liegen Kloster- und Einsiedlergemeinden, wie Nea Skiti, die Skiti Hagion Anna, die Zellengruppen von Kella Kerasia, Kella Wasilia und andere, bis endlich die uralte Große Lavra zum Vorschein kommt. Von dem Mönch Athanasios aus Trapezunt, dem Freunde des Griechenkaisers Nikophoros Phokas, im Jahre 963 gegründet, ist diese Lavra das älteste aller Athosklöster sowie ihr Vorbild, nach welchem alle andern Lavras der griechischen Kirche angelegt worden sind. Auf steiler Klippe, etwa sechzig Meter über dem Meere, nahe jener Stelle, wo einst die Perserflotte unter ihrem Führer Mardonios scheiterte, erhebt sich der ehrwürdige, festungsartige Bau mit seiner großen, reich mit mittelalterlichen Fresken geschmückten Kuppelkirche. Uralte Zypressen erheben sich in dem kleinen innern Hof, Wein rankt an den Außenmauern empor, ringsum herrscht Einsamkeit in der hehren, großartigen Natur, wie geschaffen für das Einsiedlerleben des frommen Athanasios, das im Laufe der Jahrhunderte rings um den Athos so viele Nachahmer gefunden hat.

Im südlichen Mazedonien

Kein Stück der von der Türkei im Kriege gegen die Balkanstaaten verlorenen Länder ist so wertvoll wie das südliche Mazedonien, in welches sich seit dem Buzarest Frieden Griechenland und Serbien teilen. Wird die augenblicklich günstige Gelegenheit von Bulgarien verpaßt, so wird es wohl auf Menschenalter hinaus nicht mehr dazu kommen, seine Grenzen in der von ihm geforderten Weise auszudehnen und damit alles bulgarische Land unter die Zarenkrone in Sofia zu bringen. Bulgarisch ist Süd-mazedonien in der Tat durch seine Bevölkerung, die seit dem ersten Bulgarenreich hier ansässig ist und neben sich in größerer Zahl nur Türken wohnen hat. Serben und Griechen sind dort gegenüber den Bulgaren nur in verschwindender Anzahl vorhanden, und es ist ein gewaltiger Irrtum, wenn man ihren falschen Rechenkünsten irgendwelchen Glauben beimißt. Im südlichen, von Bulgarien beanspruchten Neu-Serbien gibt es ebensowenig Serben, wie im nördlichen Neu-Griechenland, kleine Teile im Tal des Strumaflusses ausgenommen. Soll in diesen durch unzählige Aufstände, Mezeleien und Räubereien seit Jahrzehnten schwergeprüften Ländern endlich dauernder Frieden herrschen, so

müssen die Staatengrenzen, der Bevölkerung entsprechend, im Sinne Bulgariens geändert werden. Für Serbien wie für Griechenland wäre der Verlust gewiß sehr empfindlich, denn er erreicht nicht viel weniger als die Hälfte der von diesen Königreichen durch die Balkankriege gewonnenen Gebietsteile und umfaßt das südliche Mazedonien von der albanischen Grenze bis an die schneebedeckten Höhen des wilden Rhodopegebirges, gegenüber der Insel Thasos. Nur die malerische Halbinsel Chalkidike und das Gebiet nördlich und westlich von Saloniki, mit diesem selbst, bleiben ausgenommen. Kein Wunder, daß sich Serben und Griechen wehren und vom Vierverband Hilfe und Erfaß suchen, der ihnen aber nicht gewährleistet werden kann.

Üsküb bildet die ungefähre Grenze des von Serben bewohnten Gebietes gegen Süden, obschon diese uralte, malerisch gelegene Stadt unter ihren fünfzigtausend Einwohnern noch heute viel mehr Bulgaren als Serben zählt. Der Rest verteilt sich neben den Serben auf Türken, Albanier, Griechen und Walachen, die heute in viel schärferem Gegensatz zueinander stehen als je zuvor. Bei meinem letzten Besuch kurz vor dem Balkankriege war er gar nicht so bemerkbar.



Unter der Türkenherrschaft kümmerten sich lange Zeit die Mazedonier gar nicht darum, ob sie Serben oder Bulgaren oder Griechen waren, alle Überlieferungen waren unter der langen Paschawirtschaft erdrückt worden und die Türken selbst mischten sie alle in demselben Topf untereinander, in den sie nach der Schlacht am Amsselfelde gesteckt worden waren. Erst als an den Grenzen Mazedoniens sich allmählich die heutigen nationalen Königreiche herauschälten, begannen die Hekereien und Wühlereien ihrer Stammesbrüder gegen die anderen, die in so schreckliche Missetaten und Verwüstungen ausarteten.

Die Bulgaren waren am erfolgreichsten; sie haben Serben und Griechen weit überholt und sind noch jetzt in dem von ihnen beanspruchten mazedonischen Gebiet an der Arbeit. Etwa ein halbes Hundert Kilometer südlich von Üsküb soll die neue bulgarische Grenze durchgehen, halben Weges zwischen dieser Stadt und Röp r ü l ü, das sich an beiden Ufern des Wardarstromes sehr malerisch aufbaut. Als ich vom Bahnhof aus die bescheidenen grauen, nach Türkenart gebauten Holzhäuser erblickte, erwartete ich dort unter den achtzehn-

tausend Einwohnern vornehmlich Moslems zu finden. Tatsächlich sind sie aber Bulgaren, fleißige, gewerbetreibende Leute, die in lebhaftem Verkehr mit Bulgarien stehen. Köprülü ist ein Hauptsitz der geheimen Agitation von Sofia aus; die Täler der beiden Nebenflüsse des Wardar, der Ptschinja und der Bregalniça, aufwärts führen Wege in das wilde Grenzgebirge zwischen Bulgarien und Serbien, das bis zu zweitausendzweihundert Meter aufsteigt und von den serbischen Grenzposten nicht scharf genug bewacht werden konnte, um das Durchschlüpfen der bulgarischen Komitatschis zu verhindern. Am jenseitigen, östlichen Abhang liegt im Stromgebiet der wasserreichen, durch romantische Täler strömenden Struma die lebhafte Handelsstadt Kōstendil, und diese ist mit Sofia durch eine hundert Kilometer lange Bahn verbunden, ja sie führt noch über Köstendil durch hochromantisches Bergland um fünfunddreißig Kilometer hinaus bis an die Grenze gegen Serbien und soll in friedlicheren Zeiten bis nach Kumanovo weitergeführt werden. Ob dies seither nicht schon geschehen ist, ist mir nicht bekannt geworden.

Die Bahn ist für Bulgarien von großer Wichtigkeit, denn von Köstendil führt nicht nur eine Straße über Kumanovo nach Üsküb, sondern noch eine zweite das Tal der Bregalniça herab über Istip (Schtip) nach Köprülü, d. h. also an den Wardar. Als ich in Köprülü weilte, war Istip noch eine den Europäern verbotene Stadt, wohl der bulgarischen Banden wegen, die den Behörden nur zu gerne Verwickelungen mit den Mächten bereitet hätten. Seither ist Istip geöffnet worden, ja es wurde sogar eine Eisenbahnlinie von der bulgarischen Grenze über Istip an die Orientbahn im Wardartal beschloffen. Der Anschluß sollte in Gradsko erfolgen, nahe der Einmündung der Crna Reka in den Wardar gelegen.

Bei Karasuli, wo der Wardar und damit auch die Salonikibahn in die Ebene von Saloniki eintritt, erreicht die Bahn Belgrad-Saloniki die griechische Grenze; hier zweigt auch die Bahn Saloniki-Konstantinopel ab, und die Bulgaren haben wohl hauptsächlich deswegen diesen Ort in ihre Gebietsansprüche einbezogen.

Von Karasuli soll die von Bulgarien beanspruchte neue Grenze in westlicher Richtung mit der bisherigen griechisch-serbischen Grenze beiläufig zusammenfallen, so daß also die ungemein fruchtbaren und

ertragreichen Ebenen am unteren Wardar und an der Vistritza, dann die wichtigen Städte Wodena und Ostrowo griechisch bleiben. Darüber wird indessen das Kriegsglück endgültig zu entscheiden haben.

* * *

Die Einwohner sind der Mehrzahl nach Griechen; gegen Ostrowo nimmt das Land allmählich unwirtlichen Karstcharakter an und steigt jenseits der Stadt und des gleichnamigen, tief eingebetteten Sees zu dem über zweieinhalbtausend Meter hohen, bis in den Hochsommer schneebedeckten Bergriesen Raimatschalan auf. Die Bahnlinie umgürtet ihn auf achthundertsechzig Meter Höhe und senkt sich dann in die weite, fruchtbare Ebene von Monastir, von der Erna Reka durchflossen. Nahe der Pashhöhe liegt die Grenze zwischen Griechenland und dem von Bulgarien beanspruchten neuserbischen Gebiet.

Dem Aussehen und der Lebensweise der Bevölkerung nach ist Monastir vornehmlich eine türkische Stadt. Aus dem sonstigen Gewimmel wird man nicht klug, denn seit Jahrhunderten haben sich besonders im südlichen Mazedonien Bulgaren, Serben, Walachen, Griechen miteinander vermengt. Die nationale Propaganda dieser Völker, gefördert durch Politik, Religion und Schule, hatte zum Ziel, die Mazedonier zu gewinnen, aber in Wirklichkeit ist dadurch ein Mischvolk entstanden, von dem sich nur die Albanier und — die Juden ferngehalten haben. Selbst die Türken vermengten sich vielfach mit Slawen dadurch, daß von den letzteren Hunderttausende Mohammedaner geworden sind. So kann aus der Sprache keineswegs mehr auf die Rasse geschlossen werden. Die Verkehrssprache neigt sich mehr dem Bulgarischen zu, dabei hörte ich vielfach in benachbarten Dörfern von der Mehrzahl der Dorfbewohner Albanisch, Türkisch, Serbisch oder Griechisch sprechen, während bei der vorhergegangenen Generation die Sprache eine ganz verschiedene war, ohne daß ein Wechsel in der Rasse eingetreten wäre. Hier nur ein Beispiel: In Monastir frug ich den Griechen, den ich für meine Reise nach Ochrida als Führer angeworben hatte, ob sein Geburtsdorf ein griechisches sei. „Es war griechisch,“ lautete die Antwort, „noch vor zehn Jahren. Jetzt ist es bulgarisch.“ Als er meine Verwunderung sah, fuhr er fort: „Sehen Sie, Herr, wir sind ein armes Volk, wollten aber bei uns doch auch Kirche und Schule haben. Einen griechischen Lehrer hatten wir, und dem gaben wir Brot und etwa hundert Mark jährlich,

der griechische Konsul gab ihm ebensoviel dazu, und er unterrichtete unsere Kinder. Den Priester hatten wir mit anderen Dörfern gemeinschaftlich. Da er nur selten kam, gingen wir zum griechischen Bischof, doch er hörte uns nicht. Das erfuhr das bulgarische Komitee in der Stadt und versprach uns, Priester und Lehrer zu senden, die im Dorf kostenlos für uns wohnen sollten, wenn wir es so haben wollten. Wir sagten ja, und jetzt sind wir halt Bulgaren geworden.“

Ich kam wiederholt in serbische oder griechische Dörfer mit bulgarischen Schulen, wo die Schulkinder untereinander nur mehr bulgarisch sprachen; mit ihrem Heranwachsen gewöhnen sich auch die Eltern daran, in den Kirchen wird bulgarisch gepredigt, und so dringt Bulgarien hier immer weiter vor, viel mehr als das Serbische oder gar Griechische.

Wenn diese Propaganda nur auf Kirche und Sprache allein beschränkt geblieben wäre! Aber leider wurde sie dazu von den Komitatschibanden in der grausamsten Weise handgreiflich ausgeübt; serbische Banden verwüsteten und verbrannten bulgarische Dörfer oder umgekehrt, und heute noch ist das ganze Land rings um Monastir bis an die albanische Grenze größtenteils verödet, mit zahlreichen Ruinen von Kirchen, Schulen, Landgütern. Auf der Straße zwischen Monastir über Resna nach Ochrida kam ich durch ein Duzend verwüsteter Dörfer, ja, in manchen steht kein einziges Haus mehr, die Obstgärten sind verwildert, die Felder trockene Staubwüsten, die Bevölkerung verschwunden. In Resna auf halbem Weg sagten mir bulgarische Ortsbewohner, diese Verwüstungen hätte die türkische Soldateska auf ihren Raubzügen durch das Land verbrochen, die Griechen aber beschuldigten die bulgarischen Komitatschis. Sie werden wohl beide recht haben.

* * *

Zwischen Monastir und Resna ragt der zweitausendfünfhundert Meter hohe Berggrieß des Peristeri in den Himmel und an seinem Westfuß breiten sich tief eingebettet die beiden einsamen Seen von Prespa aus. Auf einer Insel mitten im großen Prespa-See erheben sich aus dem Gestrüpp die Ruinen einer gewaltigen Burg, die meine Leute als solche eines Klosters bezeichneten. In Wirklichkeit stand hier im zehnten Jahrhundert eine Residenz des dritten Zaren der Bulgaren, Samuel, während das benachbarte Ochrida die Hauptstadt

des bulgarischen Reiches war. Aber die heutigen Nachkommen der damaligen Beherrscher der Balkanhalbinsel haben keine Ahnung von der einstigen Größe ihres Volkes; selbst in Ochrida zuckten sie auf meine Frage nach dem Ursprung der großen Zitadelle mit dem mächtigen Eingangstor die Achseln, obschon von dort aus verschiedene Saren das Reich regiert haben.

Das heutige Ochrida ist eine Stadt von ungefähr zwölftausend Einwohnern, die sich einen steilen Hügel am Nordostufer des gleichnamigen Sees emporzieht. Jedes dritte Haus war zur Zeit meines Besuches halb verfallen, jede dritte Familie war verwaist, denn die fortwährenden Kämpfe der einzelnen Völkerschaften gegen die Türken und untereinander bis zum Frieden von Bukarest haben furchterliche Opfer gefordert. Was nicht in blutigen Schießereien und Mezeleien zugrunde ging, fiel hier, wie auch in Monastir, Resna, Krushevo, Prilep usw., unter den Händen von Meuchelmördern, und es verging kein Tag, wo nicht slawisches oder türkisches oder albanisches Blut den Boden dieses unglücklichen Landes gedüngt hätte. Und dabei ist dieses Land von großer landschaftlicher Schönheit! Der ungefähr dreißig Kilometer lange See liegt nahe der albanischen Grenze, ringsum von hohen Bergen umschlossen, einsam und friedlich da, stellenweise ziehen sich dunkle Urwälder bis an die malarischen Ufer, in der Ferne leuchten hier und dort kleine, weiße Ortschaften oder Klöster. Bei dem großen Dorf Struga ganz im Norden entströmt dem See der wasserreiche schwarze Drin, der Hauptfluß von Albanien, dessen enges, vielgewundenes Tal für die längst projektierte mazedonische Eisenbahn außersehen ist, mit dem Städtchen Alessio an der Adria als ihrem Ausgangspunkt. Aber Alessio hat keinen günstigen Hafen, und so entwickelte sich einige Kilometer nördlich davon das in den jüngsten Kämpfen vielgenannte S. Giovanni di Medua, in dessen Nähe auch der Ausfluß des großen Skutarisees, die Bojana, in die Adria mündet. Kein Wunder, daß die Bulgaren bestrebt sind, dieses bulgarische Gebiet unter ihre Herrschaft zu bringen, und sich nicht mit dem serbischen, kaum halb so großen Angebot begnügen. Auch für die deutschen Interessen wäre es wünschenswert, denn an der Erschließung von Südwest-Mazedonien würde Deutschland in viel größerem Maßstabe teilnehmen, als wenn es serbisch bliebe.

Nicht so ausgedehnt, aber von noch bedeutenderem natürlichen Reichtum ist das Gebiet, das Bulgarien von Griechenland be-

anspricht, ja ich habe auf meinen Wanderungen durch die Balkanhalbinsel kaum irgendwo ähnlich begünstigte Strecken gesehen, wie jene zwischen dem jetzigen bulgarisch-griechischen Grenzfluß, dem Kara-su, und der Struma, die die Bulgaren jetzt als neuen Grenzfluß haben wollen. Im Norden wird es von den Ausläufern des schneebedeckten, wilden Rhodopegebirges geschützt, im Süden von den Fluten des Ägäischen Meeres bespült, und was es innerhalb seiner Grenzen an Gold, Mais, Getreide, Reis, Baumwolle, Maulbeeren und vornehmlich an dem köstlichsten Tabak bietet, ist wohl wert, daß sich Bulgarien darum bemüht, wenn auch nicht viele Bulgaren dort wohnen. Während Sofia bei seinen Ansprüchen auf Neu-Serbien das Nationalitätenprinzip geltend macht, sind es hier mehr politische und strategische Gründe. Ein Blick auf die Karte wird jedem sagen, daß die diplomatischen Köche des Bukarester Friedens Bulgarien eine böse Suppe eingebröckelt haben. Griechenland schiebt sich nunmehr wie ein Niegel quer vor die Südgrenze Bulgariens und verlegt diesem mit seiner Hauptstadt Sofia den geraden Weg nach dem Ägäischen Meer. Um von Sofia nach dem dortigen bulgarischen Haupthafen *De de a g a t s c h* zu gelangen, muß der ungeheure Bogen quer durch Bulgarien der Mariza entlang über Adrianopel gemacht werden, während der direkte südliche Weg von Sofia aus im Tal der Struma nach den Häfen Orfano oder Kavala kaum halb so lang ist. Es war auch schon längst eine Eisenbahnverbindung der Struma entlang dort hin geplant, als der Bukarester Friede den Bulgaren die Tür vor der Nase zuschloß. Für die Griechen, die sich wohl noch an die Zwistigkeiten mit den Bulgaren in Saloniki erinnern, wären die letzteren so nahe an dieser großen Handels- und Hafenstadt eine recht gefährliche Nachbarschaft, ja mit einigen Grenzberichtigungen an der Donau könnte leicht eine unmittelbare Eisenbahnverbindung von Mitteleuropa ganz durch Bulgarien ans Ägäische Meer mit Ausschaltung von Serbien und Saloniki geschaffen werden. Daran, sowie an der Erschließung von Westbulgarien und dem von Bulgarien beanspruchten griechischen Gebiet hätte Deutschland großes Interesse.

Heute wird dieses Stück von Neu-Griechenland, das ungefähr die Größe von Hessen besitzt, nur von der Strecke Konstantinopel-Saloniki durchfahren. Welcher Nation die Bewohner angehören, ist aus Gründen, die ich schon bei der Schilderung der Strecke Konstantinopel-Saloniki dargelegt habe, schwer zu bestimmen.

Piräus und der Korinthische Kanal

Piräus hat sich längst zur ersten Hafen- und Handelsstadt Griechenlands entwickelt. Jeder Besucher des klassischen Landes war gewiß mindestens zweimal dort: bei seiner Ankunft und bei seiner Abfahrt, und doch gibt es in Piräus keinen Touristenverkehr, die wenigsten halten sich hier länger auf, als nötig ist, um den nächsten der alle paar Minuten nach Athen abfahrenden Züge zu erreichen, ja diese bald hunderttausend Einwohner zählende Stadt besitzt nicht einmal ein europäischen Ansprüchen genügendes Hotel!

So ist denn Piräus eine der am meisten besuchten und dabei doch am wenigsten bekannten Städte des Ägäischen Meeres. Das prächtige Athen ist eben nur wenige Kilometer von seiner Hafenstadt entfernt, und wer würde in Piräus verweilen wollen, wo ihm die Akropolis und all die Herrlichkeiten der alten Griechenwelt winken?

Aus jener großen Zeit hat aber Piräus nur geringe, wenig interessante Spuren aufzuweisen. Was hier sein Gründer, Themistokles, zur Zeit der Perserkriege vor bald zweieinhalb Jahrtausenden geschaffen hat, die Arsenalen und Hafenbauten, die riesigen Umfassungsmauern, die in doppelten Reihen Athen und Piräus mit demselben steinernen Gürtel umgaben, die Tempel und städtischen Bauten, wurden ja schon im Peloponnesischen Krieg im Jahre 87 vor Christi Geburt von Sulla verbrannt und dem Erdboden gleichgemacht. Von dieser Zerstörung hat sich die Hafenstadt Athens nie wieder erholt, ja bis zur Befreiung Griechenlands blieb sie ganz verödet, und nur eine kleine Ansiedlung, Porto Leone genannt, bezeichnete noch vor acht Jahrzehnten die Stelle, wo sie sich einst erhoben hat.

Erst seither ist Piräus aus der Asche neu erstanden und hat sich zu der modernen Stadt von heute entwickelt, die sich rings um den alten Hafen die sanften Anhöhen hinaufzieht. Durchwegs neue Gebäude in dem charakterlosen Levantinerstil, in dem sich die meisten Hafenstädte des östlichen Mittelmeeres heute zeigen, doch ohne jene malerischen Burgen und zinnengekrönten Mauern und Türme, die sich dort aus dem Mittelalter erhalten haben. Nur ganz am Ende der felsigen Halbinsel, welche den tief ins Land schneidenden Hafen an der Südseite umfaßt, und oberhalb der kreisrunden Hafenbeden aus Perikles' großer Zeit gibt es noch spärliche Reste der alten Befestigungen. Wer durch die ganz modernen, schachbrettartig angelegten, schnurgeraden Straßen den Hügel hinanstiegt, jenseits welchem

der alte Hafen der Athener, die Bucht von Phaleron, sich ausdehnt, der wird verwundert auf diese winzigen, von hohen Neubauten umschlossenen Wasserbeden herabbliden. Gegenüber dem heutigen, von Hunderten von Dampfern belebten Haupthafen nehmen sie sich aus wie runde Bratpfannen, und doch genügten sie einst zur Aufnahme jener athenischen Schiffe, die 480 vor Christus die gesamte Perserflotte bei Salamis in so glänzender Tat besiegten! Dem Hügel gegenüber liegt jenseits der engen Meeresstraße die Insel S a l a m i s selbst, wie ein Juwel im tiefblauen Meer, und an ihrer Nordseite haben die Griechen von heute die Hauptstation ihrer Kriegsflotte und das Marinearsenal eingerichtet. Welche Gefühle mag der Name S a l a m i s jetzt in ihnen erwecken, wo ihre stolzesten Schiffe von frechen Eindringlingen abgetakelt und von fremden Kriegsschiffen bewacht, ohnmächtig im Piräus liegen!

* * *

Der älteste Hafen der Athener, die Bucht von P h a l e r o n, ist zum fashionablen Seebad geworden, und auf dem weichen Strand, auf welchem einst die Kriegsbarken der attischen Flotte lagerten, tummeln sich heute die modernen Hellenen in dünnen Pariser Badekostümen. Es ist ein reizendes Plätzchen, das mit seinen großen Hotels, seinen Speise- und Caféhäusern und hübschen Gartenanlagen an Trouville oder den Lido bei Venedig erinnert. Besonders an Sommerabenden gibt sich die vornehme Gesellschaft Athens hier ein Stellbichein und erfreut sich der Darbietungen französischer oder italienischer Trupps im Theater.

Piräus selbst bietet an solchen Vergnügungen nur wenig. Es ist eine Stadt der Arbeit und des Handels. Tag für Tag laufen hier eine Anzahl Dampfer durch die enge Einfahrt, die von zwei steinernen Molen umschlossen wird. Sie sind so zahlreich, daß kaum ein Viertel von ihnen an den Uferkais anlegen können, und so spielt sich denn in dem Hafenbeden, das von dem weiten Amphitheater der Stadt kreisförmig umschlossen wird, ein ungemein lebhafter Bootsverkehr ab. Von den Masten der Dampfer und Segler, die in langen Reihen im Hafen verankert liegen, wehen die Flaggen der verschiedensten Nationen, und unterhalb des verwahrlosten königlichen Gartens, der die äußerste Spitze der Halbinsel einnimmt, pflegen einige graue, schwere Kolosse der griechischen Kriegsflotte zu schlummern. Jetzt haben sie

zu sehr unwillkommenen Genossen solche der Franzosen, Engländer und Italiener bekommen, der sonst so äußerst rege Schiffsverkehr mit allen anderen Völkern hat durch den Krieg aufgehört, und während in Friedenszeiten das Einlaufen fremder Kriegsgeschwader, darunter auch wiederholt deutscher, von den Einwohnern freudig begrüßt wurde, ballt wohl jeder von ihnen die Faust in der Tasche, wenn er heute den Hafen von den Panzerschiffen der Westmächte besetzt sieht. Am stärksten ist der Haß gegen die Italiener, die gefährlichsten Handelsrivalen der Griechen im Frieden und ihre begehrtesten Feinde im Kriege.

* * *

Eine Wagenfahrt durch die attische Ebene und über die Höhen westlich von Piräus bringt den Besucher viel rascher als von Athen aus nach den klassischen Stätten des Golfs von Ägina, vornehmlich nach dem größten Heiligtum der alten Griechen, nach Eleusis. Freilich ist von den wunderbaren Tempeln, die zum Teil die Architekten der Athener Prachtbauten zu ihren Schöpfern hatten, nicht viel mehr übrig, als ein riesiger Trümmerhaufen in der Nähe des heutigen, von Albanern bewohnten Küstendorfes Lefina, aber niemand, der diese Unmassen von Säulen, Kapitälern, Treppenanlagen, Terrassen betrachtet, die sich die Anhöhe dahinter zur einstigen Akropolis emporziehen, kann sich des zauberhaften Eindrucks erwehren, den sie heute noch machen. Waren sie doch der Schauplatz der heiligsten Mysterien der alten Griechen. Nichts in ihrer ganzen Mythologie ist herrlicher und rührender, als die Geschichte der Göttin Demeter und ihrer vom Gott der Unterwelt geraubten Tochter Proserpina. Sie ist gewissermaßen die Geschichte des Lebens und Sterbens in der Natur, mit Proserpinas Wiedererscheinen als göttliches Sinnbild des Frühlings, mit ihrem zeitweiligen Verschwinden in der Unterwelt als Sinnbild des Winters. Ja, dieser Glaube wurde von den alten Griechen auch auf das Leben und Sterben der Menschheit und ihr Wiedererscheinen in einem unbekannten Jenseits ausgedehnt. So bildeten sich allmählich die Mysterien von Eleusis heraus, ihre Frühlings- und Herbstfeste, mit geheimen Zeremonien in den heiligsten Tempeln, deren Wesen mit den Tempeln selbst leider der Nachwelt nicht erhalten blieb.

* * *

Einen großen Teil seines heutigen Verkehrs empfängt Piräus durch den mitten durch das älteste Griechenland schneidenden Korinthkanal. Verkürzt er doch den aus dem westlichen Mittelmeer kommenden Schiffen die Seefahrt um hundertfünfundsechzig Kilometer, jenen aus der Adria um das Doppelte, mit einer Zeitersparnis von vierundzwanzig Stunden. Bedenkt man, daß Athen erst jetzt eine direkte Eisenbahnverbindung mit dem europäischen Festland erhalten hat, so tritt die Wichtigkeit dieser Wegverkürzung besonders für den Post- und Reisendenverkehr noch klarer hervor. Erst im Frühjahr 1916 ist eine Bahn von Athen nach Saloniki fertiggestellt worden, doch sie liegt bis auf weiteres vollständig in den Händen der edlen „Schutzmächte“ Griechenlands, der Engländer und Franzosen, die das Land zu Tode beschützen.

Die Seefahrt von Piräus durch den in wunderbarem Tiefblau leuchtenden Golf, zwischen dem alten Eleusis und den malerischen Küsten von Salamis, und weiter durch den Saronischen Meerbusen ist ungemein reizvoll. Piräus mit seinem modernen Alltagsleben und seiner Beschäftigkeit ist im Augenblick vergessen und der Reisende schwelgt im Gedanken an das olympische Altertum, das ihm, wohin er vom Deck des Schiffes blicken mag, überall entgegentritt. Im Norden erscheinen die steilen skironischen Felsen, von denen der Räuber Skiron die Wanderer herabzustürzen pflegte, bis ihm Theseus das gleiche Schicksal bereitete. Im Süden erhebt sich in malerischen Umrissen das Festland des Peloponnes, hoch überragt von dem altberühmten, steilen Felsen von Akrokorinth, der einst das Heiligtum der Aphrodite Urania trug. Bald darauf fährt der Dampfer in den nur zweiundzwanzig Meter breiten Einschnitt durch den Isthmus von Korinth, der ihn nach halbstündiger Fahrt in den Golf von Korinth bringt. Bis zu achtzig Meter Höhe steigen die kahlen weißen Kalkwände zu beiden Seiten des Kanals auf, und es gibt auf dem Erdball kaum eine ödere, reizlosere Straße, als diese Wasserstraße, die mitten durch das älteste Griechenland führt. Man atmet erleichtert auf, wenn jenseits das lachende, hier stets ruhige Meer erreicht wird und am Südufer die weißen Häuser der Stadt Korinth erscheinen. Aber es ist nicht das Korinth aus den Tagen des Homer, das noch zur Zeit der makedonischen Herrschaft die volkreichste und prächtigste aller Städte Griechenlands war, sondern eine Schöpfung der neuesten Zeit, erst vor sechs Jahrzehnten gegründet, nicht viel mehr als ein Dorf.

Von dem homerischen Korinth, das eine Stunde weiter landeinwärts, am Fuß von Akrokorinth lag, ist nach dem großen Erdbeben des Jahres 1858 nur die Ruine eines dorischen Tempels aufrecht geblieben. Alles andere bietet ein Bild schaudervoller Zerstörung, und trauernd steht man vor den Trümmern, wo jeder Stein von großen Ereignissen aus mehrtausendjähriger Zeit erzählen könnte. Doch keines dieser Ereignisse konnte trauriger und entwürdigender gewesen sein, als die gewaltsame Knebelung und Unterdrückung des ganzen wunderbaren Landes, wie sie in diesem Jahre durch England, Frankreich und Italien erfolgt ist.

D a s h e u t i g e A t h e n

Jedesmal, wenn ich die griechische Hauptstadt besuchte, kam sie mir schöner vor, und das letztemal zu Beginn des Weltkrieges, auf meiner Rückkehr von Mesopotamien, erschien sie mir am schönsten. War es nach all dem Verfall der kleinasiatischen Städte, die ich eben besucht hatte, der erste Anblick einer modernen europäischen Großstadt, oder war es der prächtige Sommer mit den im saftigen Grün prangenden Parks und Gärten, die Athen umrahmen, oder der Gedanke, mich nach all den Entbehrungen einer langen Orientreise wieder auf europäischem Boden zu befinden? Das moderne Athen, wie es mit seinen schönen Straßen und Plätzen das Athen des Altertums umschließt, kam mir diesmal wirklich ungemein reizvoll vor. Zum erstenmal verblaßten die Gegensätze, die sich dort, besonders im Winter, zwischen dem Athen des Perikles und jenem der Türkenpaschas hier und dort noch bemerkbar machen. Die in vollster Äppigkeit prangende Natur, der ewig blaue Himmel und der Reichtum an Farbe überall verbanden und umschlossen beide in einem einzigen prächtigen Rahmen.

Athen hat sich in den wenigen Jahrzehnten, die seit der Türkenherrschaft verstrichen sind, in ganz erstaunlicher Weise entwickelt und verschönt. Die griechischen Helden des Befreiungskrieges waren es freilich nicht, die dieses Wunder vollbrachten. Sie waren nur mit dem Schwert tätig und legten so die Bahn frei für ihre künstlerischen und opferwilligen Genossen aus dem Auslande. Als sie zur Befreiung ihres Landes das Schwert ergriffen im Jahre 1832, gab es in dem erbärmlichen Winkelwerk des damaligen Athen nur noch dreihundert Türken und nicht viel über tausend christliche Einwohner.

Jetzt ist die Einwohnerzahl nicht mehr weit von einer Viertelmillion! Es war ein Glück für das alte wie für das neue Athen, daß der erste Wittelsbacher König eine ganze Reihe von Deutschen mit nach Athen zog; wären an ihrer Stelle Engländer gekommen, die Herrlichkeiten des alten Athen wären heute nicht dort, sondern nach London verschleppt, und die schönsten Tempelbauten würden möglicherweise im Hofe des Britischen Museums stehen, wenn ihre Trümmer nicht gar in Athen selbst als Bausteine für englische Villen benutzt worden wären! Ein Deutscher, der Baumeister Leo von Klenze, war es, der auf den glücklichen Gedanken kam, das neu zu schaffende Athen den Traditionen des alten Hellas aus dessen glänzendster Zeit anzupassen, das Netz von Straßen, Plätzen und Gärten an den Fuß des Akropolisfelsens zu legen und die neuen Paläste und öffentlichen Bauten im altgriechischen Stil erstehen zu lassen. Dem vollständig ausgefogenen Lande und seinen verarmten Einwohnern kamen die im Ausland reich gewordenen Griechen in einer Freigebigkeit zu Hilfe, wie es bisher nirgends in so reichem Maße der Fall war. Hunderte von Millionen flossen aus Kleinasien, Konstantinopel, Ägypten, Amerika, von überall, wo es reiche Griechen gab, nach Athen, um der aufblühenden Stadt den Prachtbau der Akademie und des Nationalmuseums, der Universität, Sternwarte, Kirchen, Hospitäler, Schulen, Waisenhäuser usw. zu geben. Die breiten, schnurgeraden Straßen, wie die Universitäts-, Stadion-, Athener- und Akademiestraße, die Plätze, wie der Omonia- und Schloßplatz, würden europäischen Millionenstädten zur Zierde gereichen, und wo es immer ging, wurden Parke und Gärten geschaffen; selbst das Tal des Kephisosbaches, wo sich die berühmte Akademie der alten Griechen befand, ist wieder mit Eibäumen und Zypressen bepflanzt worden, die Hänge des Kolonos-hügels bedecken üppige Weingärten, und der Schauplatz, wohin der unsterbliche Sophokles sein Odiipusdrama verlegte, verdient jetzt wieder das Lob, das ihm der Dichter einst spendete:

„Schimmernd glänzt der Kolonos hier, stöhnend klagt die Nachtigall.
Zahlreich nistet sie unter dem Laubdach der Waldbuschlucht...“

Die Töchter dieser Nachtigallen, die einst Antigone begrüßten, schlagen jetzt wieder in den neuerstandenen Platanen der Akademie.

* * *

Und dann, welche Sorgfalt, welche Pflege läßt man den wunderbaren Stätten des alten Hellas aus jener Zeit angedeihen, als auf der

Altropolis noch das feenhafteste Standbild der Pallas Athene sich weit- hin sichtbar erhob! Wohl haben die Engländer die schönsten Bild- werke in vandalischer Weise geraubt, doch auch ohne diese Zierden erheben sich die Tempel in ihrem herrlichsten Ebenmaß auf dem be- rühmten Felsen wie auch in seiner Umgebung, jetzt unnahbar jedem rohen Zerstörer, gefeit gegen jede Verbauung oder Verunstaltung, und wer diese erhabenen Denkmäler in ihrer wunderbaren Gruppierung zum ersten Male vor sich auftauchen sieht, der muß eine heilige Scheu empfinden, wie sie ihn sonst nirgends in der Kulturwelt, selbst nicht im alten Rom, erfäßt. Gewiß übertrifft Rom Athen durch die Massen- haftigkeit seiner durch- und übereinander gehäuften Bauwürmer, die aus allen Epochen seiner Jahrtausende alten Geschichte in die in ewiger Umwälzung und Erneuerung begriffene Weltstadt hineinragen und bei jedem Neubau, bei jedem neuen Straßendurchbruch immer wieder zutage treten. Doch in Athen sind die bedeutendsten und wirkungs- vollsten Bauten einer einzigen Epoche, und zwar gerade der glänzend- sten, zu einem wundervollen Bilde vereinigt und sorgsam heraus- geschält von allen Zubauten späterer Zeiten.

Bei keinem meiner früheren Besuche genoß ich diese Herrlich- keiten in solchem Maße wie im Sommer des ersten Kriegsjahres. Ich nahm diesmal im Hotel Alexander der Große am Omoniaplatz, nahe dem Piräusbahnhof, Unterkunft, denn hier ist der Mittelpunkt des Verkehrs, alle die zahlreichen Straßenbahnen laufen hier zusammen, ich konnte also das Ziel meiner Ausflüge leicht erreichen. Freilich herrscht auf dem mit schönen Palmenhainen und Gartenanlagen ge- schmückten Platz bis in die späte Nacht hinein ein Heidenlärm; Cafés und Restaurants, mit Tischen und Stühlen auf der Straße davor, sind immer dicht gefüllt; vor ihnen stehen in langen Reihen Droschken, die Straßenwagen drängen einander in unaufhörlicher Folge; die Zei- tungsjongen schreien sich mit Anpreisungen der vielen Tagesblätter ihre Kehlen aus dem Leibe, mit jedem der vielen Bahnzüge vom Piräus langen ganze Karawanen von Reisenden hier an, dazwischen erscheinen zeitweilig Hochzeits- und Leichenzüge, ein ewig bewegtes Durcheinander, in welchem ich von meinem Balkon so manches von Interesse beobachten konnte. So ist es hier Sitte, daß die Aussteuer einer Braut, je nach ihrem Wohlstand, auf einem oder mehreren Wagen zur Ausstellung durch die Straßen geführt wird, begleitet von ihren männlichen, doch leider nicht von ihren weiblichen Verwandten

und die Hauptsache, die Braut selbst, glänzt durch ihre Abwesenheit. Weniger angenehm ist die in Athen übliche Ausstellung der Leichen, denn die Verstorbenen werden zu ihrer Beisetzung im offenen Sarg durch die Straßen getragen! Leider verschwindet die malerische griechische Nationaltracht immer mehr, und ich sah sie nur noch beim sonntäglichen Kirchgang oder an Markttagen, besonders in dem Winkelwert der großenteils aus der Türkenzeit stammenden Basarstraßen, deren kleine, nach den Straßen offene Verkaufsläden noch vielfach den Charakter orientalischer Basare zeigen.

Gar nicht weit davon erhebt sich der königliche Palast in einem prächtigen Garten, der seine Entstehung der ersten Königin Griechenlands, einer oldenburgischen Prinzessin, zu danken hat. Schon das erstemal, als ich den massigen, kasernenartigen Bau betrat, um meine Empfehlungsbriefe abzugeben, erheiterte mich die possierliche Uniform der königlichen Garden, wettergebräunte Kiesen mit schwarzen Schnurrbärten, die mit ihren kurzen, faltigen Kleidchen und in weißen, enganliegenden Beinkleidern aussahen wie Ballettmädchen. Sie stolzieren noch heute in diesem Aufzuge durch die Straßen, das Ziel aller Kodaks der fremden Touristen, besonders der weiblichen unter ihnen, vielleicht in größerem Maße als die stolze Akropolis.

* * *

Kehrte ich von meinen Ausflügen in die wunderbare, an historischen Schätzen so überreiche Umgebung oder von den stets von neuem fesselnden Museumsbesuchen nach dem Omoniaplatz zurück, dann waren an den lauen Sommerabenden die Straßen womöglich noch belebter als am Tage. Ganz Athen scheint auf der Straße zu leben. Wie drängen sich die Menschen in den Cafés und Restaurants, in Theatern und Kinos, die sich natürlich auch Griechenland erobert haben, wie ergötzt man sich an fröhlicher Musik, die überall ertönt, und ich wunderte mich nur, wo die Bewohner des armen Landes all das Geld hernehmen, das sie für allerlei Vergnügungen mit vollen Händen ausgeben! Doch nicht von den Korinthen, Tabak, Olivenöl und Wein, dazu für ein paar Millionen Südfrüchten, die so ziemlich ihre einzige Ausfuhr bilden? Allen Bedarf an Getreide, Stoffen, Metallen, Kaffee, ja selbst Holz müssen sie ja vom Auslande kaufen, und sie bezahlen für die Einfuhr in jedem Jahre um viele Millionen mehr, als sie für ihre Ausfuhr erhalten. Eine reiche Einnahmequelle bildet

freilich der Touristenverkehr, denn Athen wie Griechenland überhaupt wird immer mehr von Fremden besucht, die hierherkommen, um seine Wunder aus ältester Zeit zu schauen. Dazu kommt der Ertrag der lebhaften Seeschifffahrt, denn mehr noch als die Griechen es einst waren, sind sie infolge der Armut ihres Bodens ein Volk von Seefahrern geworden.

K	o	r	f	u
---	---	---	---	---

Durch die neugeschaffene Eisenbahn Athen-Saloniki ist die Hauptstadt Griechenlands endlich an das europäische Bahnnetz angeschlossen worden, und damit werden nicht nur die Reisen nach dem klassischen Lande selbst, sondern auch nach den ihm an der Westküste vorgelagerten Ionischen Inseln, vornehmlich Korfu, beträchtliche Zunahme erfahren. Von Athen ist P a t r a s am Golf von Korinth schon längst mit der Eisenbahn zu erreichen, und dann braucht es nur mehr einige Stunden Dampferfahrt durch die stillen Gewässer der Ionischen Inseln, um das Ceylon von Europa, die Insel der Phäaken, K o r f u, zu erreichen. Das werden sich besonders jene Touristen zunutze machen, die sich vor dem Meergott Poseidon fürchten. Haust er doch, wie uns Odysseus in vollkommen glaubwürdiger Weise erzählt, persönlich in diesen Gewässern und wendet den Prachtschiffen des Österreichischen Lloyd, die den besten Verkehr mit den Ionischen Inseln herstellen, besonders im Winter seine stärksten Blasbälge entgegen. Auch der Lloyd wird durch eine solche Eisenbahnverbindung nicht verlieren, sondern nur gewinnen, denn je mehr Menschen mit der Eisenbahn nach den Inselparadiesen des Mittelmeers kommen und je mehr diese in touristischer Hinsicht entwickelt werden, desto mehr von ihnen werden sich entschließen, zur See der herrlichen Dalmatienküste entlang nach Triest und Venedig zurückzulehren.

Dann erst wird Korfu seiner Gebühr nach erschlossen und bekannt werden, denn es ist, Sizilien ausgenommen, die herrlichste Insel des Mittelmeers, gegen welche Capri, Malta, Korsika und die Balearen weit zurückstehen. An Stelle der kahlen Felsen und düsteren Wälder bescheint dieselbe warme Sonne, überwölbt derselbe tiefblaue italienische Himmel hier wahrhaft olympische Landschaften, und es nimmt eigentlich wunder, warum die griechischen Götter, die sich doch ihre Sommerfrische nach Belieben auswählen konnten, den kahlen, öden,

beschneiten Olympos bei Saloniki dazu genommen haben. Freilich gab es damals noch keine Bulgaren, welche jahrelang durch ihre Komitatstschis allen Griechen, deren sie ungefährdet habhaft werden können, den Garaus machen, keine mazedonischen Anruhen und keine europäische Gendarmerie, die wahrscheinlich auch Pallas Athene und Hermes ins Loch gesteckt hätten. Odysseus wäre per Schub nach seiner Heimatsinsel Ithaka befördert worden und Homers padendes Epos, das sich zum großen Teile auf Korfu abspielt, wäre nicht geschrieben worden.

Korfu dagegen war auch zur Zeit der olympischen Götter gerade-
so, wie es sich heute, was seine Natur betrifft, dem entzündten Auge des Fremden zeigt.

„Allda streben die Bäume mit laudichten Wipfeln zum Himmel
Voll balsamischer Birnen, Granaten und grüner Oliven
Oder voll süßer Feigen und rötlich gepunkteter Apfel;
Diese tragen beständig und mangeln des lieblichen Obstes
Weber im Sommer noch Winter; von lindem Weste gefächelt
Blühen die Knospen dort, hier zeitigen schwellende Früchte.
Birnen reifen auf Birnen, auf Apfel röten sich Apfel,
Trauben auf Trauben erdunkeln, und Feigen schrumpfen auf Feigen.“

Es ist das reine Schlaraffenland geblieben, wo der Boden mit wenig Arbeit die reichsten Ernten zeitigt, wo die grünen Rasen unter dem zarten, graugrünen Laubdach der Oliven zum dolce far niente einladen, laue Lüfte den Wanderer umfächeln und das Hasten und Jagen der Völker des Nordens, der Kampf ums Dasein keine Berechtigung haben. Schon der König der Phäaken, Alkinoos, sagt zu dem auf Korfu verschlagenen Fremdling Odysseus:

„Denn wir suchen kein Lob im Faustkampf und Ringen . . .
Lieben nur immer den Schmaus, den Reigentanz und die Laute,
Oft veränderten Schmuck und warme Bäder und Ruhe“ —

Ganz wie heute. Es fällt keinem Korfioten der Faustkampf und das Ringen ein, wie die löbliche Polizeibehörde von Korfu auf Grund ihrer Jahresberichte bezeugen kann, und die olympischen Spiele von Athen, die Gladiatoren aus allen Ländern des Erdballs nach dem Stadion geführt haben, können keinen Korfioten verlocken. Zum Schmaus und zur Ruhe dagegen sind diese Phäaken von heute immer bereit. Unter den schattigen Kolonnaden, die die breite, grüne Esplanade der Hauptstadt vor dem kühnen Doppelfelsen der Fortezza vecchia

umschließen, hungern viele in den Cafés und Restaurants den ganzen lieben langen Tag über, wenn ihre Mittel es erlauben, und spielt gar ein Musikkorps von den österreichischen oder griechischen Kriegsschiffen auf der Esplanade, wie es während des Besuches der deutschen Kaiserfamilie häufig der Fall ist, dann versammelt sich ganz Korfu an den Cafétischen unter den schon im Mai in voller Blüte prangenden Akazien- und Kastanienbäumen. Zuweilen geben die Musiker von der schneeweißen, schwanengleichen Kaiserjacht „Hohenzollern“, die fortwährend auf dem stillen, blauen Wasserspiegel zu Füßen der Fortezza vecchia zu liegen pflegt, ein Nachmittagskonzert, und dann schwingen sich die trägen Korfioten sogar zum Beifallsklatschen auf.

Der alte Reigentanz, von welchem König Minoos seinem Gast Odysseus erzählte, wird noch heute geübt, und der derzeitige König der Phäaken, Georg von Griechenland, mag seinem modernen gekrönten Odysseus davon gesprochen haben, denn bei meinem letzten Besuch Korfus vor einigen Jahren tanzten die Bauern und Bäuerinnen aus der Umgebung des Achilleion dem Kaiserpaar allerhand vor. In Aufregung gerieten sie dabei freilich nicht, wie bei uns, wenn die Straußschen Walzer den Mädels in die Beine fahren. Wozu auch in Schweiß geraten? Alles ging schön langsam, langweilig vor sich und der Hauptreiz der ganzen Sache waren die Volkstrachten. Wirklich reizend, besonders bei den Weibern. Kurze, faltenreiche Kleiderchen, die aber nicht um die Wespentaillen gebunden waren, sondern einen Halbstoß tiefer von den stämmigen Hüften getragen wurden. Die bestrumpften Waden steckten in hoch aufwärts gebogenen Schnabelschuhen, ohne Hacken, und auf den Schuhspitzen prangten handgroße Rotarden. Manche hatten um den Leib buntfarbige Tücher mehrfach geschlungen, so daß sie gerade dort am dicksten aussahen, wo unsere Damen sich am dünnsten zu machen bestrebt sind. Dazu trugen sie ein Türkenjäckchen, oder wie wir es nennen, ein Figarojäckchen, überladen mit bunten Seide- oder Goldstickereien, und statt der Hüte trugen sie mächtige Haarchignons wie die Hofdamen der Kaiserin von Korea. Oh, du weibliche Eitelkeit! So sind denn Chignons schon ins Inland von Korfu gedrungen! Dide Zöpfe, jeder einzelne wie eine Fahnenstange mit breiten, roten Bändern umwickelt, zu einem großen Turban geflochten und auf das Haupt gestülpt. Blonde Korfiotinnen gibt es augenscheinlich keine. Auf dieser „Kopfzier“ war noch ein buntes Seidentuch festgesteckt, das hinten auf die

Schultern herabfiel. Zu dem „oft veränderten Schmuck“, von welchem König Alkinoos in der Odyssee erzählt, gab ihnen des Kaisers Majestät zurweilen Gelegenheit. Denn der Kaiser lustwandelte des Morgens gerne mit seiner erlauchten Gemahlin und dem Gefolge anspruchs- und zwanglos in den stillen, bergigen Gäßchen des Dorfes Gasturi umher, in dessen Bezirk das Achilleion gelegen ist, und wo er eine Bauernfrau oder ein Mädchen sah, griff er in die Tasche und holte ein kleines Etui für sie hervor. Die freudig Überraschte fand darin goldene Ohrgehänge oder eine Brustnadel oder sonst ein Schmuckstück.

Eine Frau ergatterte, wie man mir in Gasturi erzählte, im Laufe der Kaiserwochen dadurch, daß sie geschickterweise immer „zufällig“ des Weges kam, deren fünf. Die Korfiotenfrauen haben, wenn sie ihre Paradeuniform anlegen, Hals und Brust mit solchem goldenen Krimskräms ganz bedeckt. Am beliebtesten sind Schmuckstücke in der Form einer vielstrahligen, kinderhandgroßen Sonne, mit der Photographie oder dem Farbendruck eines hübschen europäischen Frauenkopfes in der Mitte. Die Korfiotinnen selbst kann man nämlich nicht als besonders hübsch bezeichnen, aber sie haben gewöhnlich regelmäßige Gesichtszüge, schwarze Augen, schön geschwungene Brauen, edle Nasen und kleine, appetitlich geformte Mäulchen. Am edelsten erschienen mir die Züge der Frauen von Gasturi, wie überhaupt der Inlandsdörfer, denn dort hat sich im Laufe der Zeiten kein Türke und kein Venetianer oder Normanne angesiedelt, um die Phäakenrasse durch Vermischung zu verderben. So also, wie heute, dürften auch die „lilienarmige Nausikaa“ und ihre Ehrenjungfrauen ausgesehen haben, als sie im Maultierwagen zum Fluß fuhren, um die schmutzige Wäsche von Papa und Mama zu waschen, wobei sie bekanntlich von dem gestrandeten Odysseus überrascht wurden.

* * *

Übrigens ist bei ihnen nicht alles eitel Vergnügen, denn auf dem Lande draußen gibt es in den Feldern und Weingärten viel zu arbeiten. Nicht mit Pflug- und Eggenmaschinen und anderem blinkenden amerikanischen Zeug, sondern nach alter Vätersitte noch mit den primitiven Werkzeugen von Anno dazumal, das in Korfu in die Jahrtausende zurückreicht. Diese gebückten Reihen von Männern, diese kurzgeschürzten Weiber mit ihren roten Schürzen und Kopftüchern geben dem paradiesischen Lande etwas Staffage, ähnlich wie in den Bildern von Millet aus seiner Barbizonzeit. Wo ein ebenes Plätz-

chen sich darbot, ist es sicherlich mit Getreide und Gemüse aller Art bestellt, das schon Ende April seiner Reife entgegensteht. Auf dem Speisetisch in meinem Hotel, dem ganz vortrefflichen Hotel d'Angleterre in der Hauptstadt, gab es seither jeden Tag frische Kartoffeln, Artischocken, Spargel und zum Nachtisch hochgehäufte Schüsseln mit duftenden Walderdbeeren. Wo kein Platz für Felder ist, da ist der Boden sicher mit Weinreben bepflanzt, dazwischen stehen Mandel-, Pfirsich- und Aprikosenbäume in voller Blüte, ohne daß noch die Blätter erschienen wären, und ihre roten, rosa und weißen Baumkronen nehmen sich in der üppig grünen Landschaft wie Blumensträuße aus. Über die Gartenhecken ragen Rosenstöcke und Glycinen hervor, in voller Blüte prangend, in den Orangenhainen glühen aus dem Dunkel des glänzenden Laubs die reifen Früchte, während andere Bäume mit weißen Blüten buchstäblich bedeckt sind und auf weit in der Runde süßen Duft verbreiten. Die sanften Anhöhen hinauf nichts als Olbäume, deren es auf Korfu allein acht Millionen gibt, mit ihren seltsam verschlungenen, knorrigen Stämmen, als wären sie aus dicken Seilen gedreht und geknüpft, alle durchlöchert und krumm, mit krummen Ästen und darüber das duftige, graugrüne, zarte Laub mit den kleinen, runden, schwarzen Oliven. Die Strahlen der warmen Sonne dringen spielend durch diese Olivenwälder auf den grünen Rasen, den Weidplatz olympischer Herden, von denen in der Odyssee so viel die Rede ist. In den Hainen zur Seite der Straße spielen Gruppen von Kindern, rings um sie weiden ungehütet Schafherden, und die putzigen kleinen weißen Lämmchen springen lustig umher, sich ihrer Jugend freuend, ganz wie die Kinder.

* * *

So zeigt sich das ganze herrliche Land, und nichts kann den Menschen, die selbst ein bißchen Sonnentwärme im Herzen haben, größeres Vergnügen gewähren, als auf den vortrefflichen Straßen durch die Insel zu fahren oder zu Fuß in den zarten Olivenwäldern, nur unterbrochen von dunklen, schlanken Zypressen, auf dem samtenen Rasen einherzuwandern. An jeder Lichtung bietet sich die lieblichste Aussicht dar: auf die bewaldeten Höhen, welche das weiße Dornröschenschloß des Achilleion tragen, überragt von dem steilen, spitzen Felskegel des Kyriaki, auf dem zwischen dichten Zypressen ein kleines Kirchlein hervorleuchtet; auf das wellige, grüne Land von Korfu, mit dem höchsten Berggründen, dem an tausend Meter hohen S. Salvatore,

der die Bucht von Korfu und die Stadt selbst gegen die Nordwinde schützt; auf das merkwürdig tiefblaue Meer, das die Insel umspült und in zahllose Buchten eindringt, und endlich auf die steilen Felsenküsten des gegenüberliegenden epirotischen Festlandes, über welche die von Schneediademen gekrönten Höhenzüge des Innern herüberleuchten. Im Mittelpunkt dieses wahrhaft klassischen Bildes bleibt aber immer die gegen zwanzigtausend Einwohner zählende Stadt Korfu selbst, deren vielstöckige Häuser sich vom Meere in sanfter Steigung auf die Höhen von S. Rocco hinaufziehen, eingengt von den dräuenden Festungsmauern der Fortezza Abramo und der Fortezza vecchia. Diese, den steilen, zweigegipfelten, weit ins Meer hinausragenden Felsen einnehmend, bleiben doch das Wahrzeichen von Korfu, eine venetianische Ausgabe der Athener Akropolis, vom blauen Meere umwogt.

Noch ein zweites Wahrzeichen gibt es für die Verehrer der antiken Musen wie der modernen Malerkunst, das Inselchen *P o n t i - c o n i s i*, das versteinerte Phäakenschiff des Odysseus, die Toteninsel Bödlius. Wer den schöngemauerten Kai entlang wandert, der die Bucht von Rastradis im weiten Bogen umschließt, den heutigen Boulevard Kaiserin Elisabeth und dann den Weg über die mit Villen und Gärten bedeckte Halbinsel Kerkyra, mit ihrem Boulevard Wilhelm II., einschlägt, sieht bald jenseits den landumschlossenen See von Kallikopulo vor sich, den Kriegshafen zu Homers Zeiten. Steil fällt die Spitze der Halbinsel in den See und umschließt mit der gegenüberliegenden, vom Achilleion herabreichenden Spitze die nur einige hundert Meter breite Einfahrt zum See, bewacht von zwei winzigen Inselchen. Das eine, vom Festlande zu Fuß über eine Reihe großer Steine zu erreichen, die in dem kristallklaren, seichten Wasser liegen, wird ganz von einem bescheidenen Klösterchen eingenommen, in welchem sieben alte griechische Nonnen ihr kärgliches Dasein fristen. Kein Grashalm ist auf dieser Steininsel zu sehen, kein Blumenstod schmückt die winzigen Fensterchen der Armen.

Im Gegensatz dazu ragt die zweite Insel wie ein begrünter Felsenturm hoch aus der Wasserfläche, über und über mit schlanken, schwarzgrünen Zypressen bedeckt, deren Spitzen noch das kleine, blaßrote Gemäuer auf dem Gipfel des Felsens überragen. Ein poetischer Zauber ist über dieses Eiland gebreitet, immer und immer wieder werden die erstaunten Blicke von ihm gefesselt, unwillkürlich zieht es

den Wanderer an wie eine griechische Lorelei. Dieses Inselchen ist das Schiff, das, von Phäaken gelenkt, Odysseus nach dem heimatischen Korfu zurückbrachte, ohne sich um den bösen Meergott zu kümmern. Er nahm das den Phäaken furchtbar übel, denn als sie wieder zurückkehrten,

„nahte Poseidon,

schlug es mit flacher Hand und siehe, plötzlich versteinert
wurzelt es fest am Boden des Meeres; drauf ging er von dannen.“

Und so steht dieses versteinerte Schiff seit Homers Zeit, ein Gegenstand der Bewunderung aller Maler, aller Menschen überhaupt, der lauschige Lieblingsaufenthalt der edlen Bayernprinzessin, welche als Trägerin der österreichischen Kaiserkrone das Achilleion schuf. Eine Steintafel, in die Wand des kleinen Klosterkirchleins oben eingemauert, verkündet das der Nachwelt. Aber die Mönche, mit denen die edle, einsame Frau dort oben verkehrte, sind ausgestorben. Das Inselchen fiel an die griechische Kirchenbehörde von Korfu zurück, und diese verpachtete es kürzlich an zwei Berliner Gastwirte, welche hier eine Pension einrichten und „Helles und Dunkles“ auschenken wollen!

* * *

Leider ist dergleichen auch auf dem herrlichen Wege zum Achilleion entstanden. Wer die vielgewundene Straße zu diesem zauberhaften Fürstensitz emporkwandert oder durch die Olivenhaine und Weingärten den kürzeren schattigen Fußweg einschlägt, wird jenseits des lieben, einfachen Dorfes Gasturi ein paar Steinwürfe weit vom Bittertor neu zusammengeagelte Buden finden mit rohgemalten Überschriften wie „Pilsener und Spatenbierhalle“, „Pension Bella Vienna, Zimmer zu vermieten“ und dergleichen. Aber dort außerhalb seines Besitztums hat der neue kaiserliche Herr nichts zu befehlen. Jeder kann tun, was er will, und es wird den Kaiser gewiß ärgern, die Poesie der Landschaft durch derartiges Zeug zerstört zu sehen. Dafür hat er innerhalb seines Besitztums vorderhand alles beim Alten gelassen. Der ganze Zauber dieses verwunschenen Schlosses ist noch darüber gebreitet, der durch das Heranwachsen der Bäume und die Patina des Alters noch viel gewonnen hat. Die herrlichen Marmorstatuen auf den zur Schloßterrasse emporführenden Treppen, zwei olympische Schächerknaben, dann die Büsten griechischer Poeten, die Bronzen, weiter unten, zwischen Gebüsch halb verborgen, die weiße

Marmorstatue Lord Byrons nehmen sich heute, wo der Hintergrund des grünen Laubes dichter und voller geworden ist, noch viel besser aus. Odysseus, lebensgroß auf die Innenvand der Galerie gemalt, begrüßt als erster den Besucher, daran reihen sich Bilder aus der altgriechischen Götterzeit und jenes des unsterblichen Homer. Wohl hat der Kaiser ein neues Dienerschaftshaus bauen lassen, es liegt aber viel tiefer zwischen den Bäumen verborgen, und das Maschinenhaus der elektrischen Anlage ist ganz unten am Meeresstrand, neben dem Landungs-kai. Eines hat der Kaiser verändern lassen: Die hohen Zypressen, welche die herrlich schöne Terrasse mit dem weißen Marmorstandbild des sterbenden Achilles umgaben, sind umgehauen worden. Aber die Schloßbewohner werden ihm dafür Dank wissen, denn sie verbargen einen der schönsten Fernblicke, die man von so geringer Höhe auf dem weiten Erdenrund überhaupt genießen kann: Die halbe Insel der Phäaken liegt dort dem Beschauer zu Füßen, von der blauen Meeresfläche umgeben, jenseits welcher die Berge des Epirus mit ihren Schneekuppen herübergrüßen. Und in diesem Rahmen zeigt sich alles, was Korfu des Schönen überhaupt zu bieten hat, alles, was in den vorstehenden Zeilen geschildert worden ist.

Die Küstenländer der Adria

Albanien und die Albanier

In dem bunten Völkergewirr Mazedoniens nehmen die Albanier die eigenartigste Stelle ein. Wohl werden sie an Zahl von den Bulgaren und Serben, an Kultur von den Griechen, an Einfluß und ausübender Macht von den Türken übertroffen, aber keines dieser Völker setzt den Reformbestrebungen Europas größere Probleme entgegen, als die Albanier, keines hat im Laufe der Jahrhunderte mehr an Boden gewonnen, keines ist schwerer zu unterwerfen. Während das endliche Schicksal der anderen Völker der Weltkrieg entscheiden dürfte, ist man sich noch keineswegs im klaren, was aus Albanien und seinen Einwohnern einmal werden soll.

Das von den Albanern bewohnte Gebiet der Balkanhalbinsel ist ein großes Land, fast von der Ausdehnung des Königreichs Bayern. Das neugebildete albanische Fürstentum hat freilich nur einen Anfang von achthundzwanzigtausend Quadratkilometern mit achthundertfünftausend Einwohnern, doch um dieses erhebt sich ein starker Alpenwall in der Höhe von durchschnittlich fünfsechshundert Metern, und so bildet Albanien eine natürliche Festung, viel unzugänglicher als die Schweiz; ohne Zufahrten, ohne Straßen, nur spärliche Wege oder Pässe gegen die Adria und gegen Mazedonien zu. Wie ein gewaltiger Wächter dieser uneinnehmbaren Bergfeste erhebt sich im Norden, gegen Österreich, der mächtige Pinbetrn auf über dreitausend Meter Höhe. Von Aëküb, dieser albanischen Stadt im Herzen von Mäserbien, sah ich ihn noch während des Sommers bis tief hinab mit Schnee bedeckt, starr und unzugänglich, das großartige Wahrzeichen Albaniens. Im Süden aber, nahe der griechischen Grenze, bewunderte ich vom Achilleion auf Korfu aus die herrlichen Berge der Chimaera-Mala, ebenfalls von einem glitzernden Eisdia dem gekrönt, die sich gegenüber der schmalen Meerenge aus den blauen Fluten in den klaren Himmel erheben, zur Zeit des Odysseus der Sitz des Donnergottes, des schrecklichen Jupiter. Und zwischen diesen äußersten Grenzen Albaniens, wohin ich zu Wasser oder zu Lande auch kommen mochte, von Valona, Medua, Durazzo oder Skutari

aus, an der Westseite, oder von Monastir, Koprülü, Üsküb, an der Ostseite, überall drohen die mächtigen Gebirgswälle, welche Albanien umschließen. Wie der Olympos, das Heim der griechischen Götter, Saloniki und die weitere sumpfige Ebene der Wardarniederungen beherrscht, so beherrscht das Bergland von Albanien das ganze Tal des Wardarstromes, ja man könnte jagen ganz Mazedonien, und im Laufe der Jahrtausende brechen sich an den albanischen Gebirgsketten die anstürmenden Völkervogen auf allen Seiten. Den Griechen ebensowenig wie den sonst überall siegreichen Römern gelang es, Albanien zu erobern, die barbarischen Serben und Bulgaren blieben in ihrem alles verheerenden Ansturme am Fuße der Berge, und selbst gegen die tapferen Türken hielt sich Albanien bis ans Ende der Osmanenherrschaft.

* * *

Mit Recht, denn kein Volk hat begründete Ansprüche auf dieses Gebirgsland, das von dem wohl ältesten Volke Europas bewohnt wird. Sie sind der ursprünglichste Stamm der arischen Einwanderung, wie ihre dem Sanskrit verwandte, bis auf den heutigen Tag erhaltene Sprache beweist, die Nachkommen der Pelasger. Wie einst, als sie im Gefolge der Herakliden die dichten Urwälder des Epirus durchzogen oder den Peloponnes eroberten, so sind sie größtenteils auch heute noch, wenigstens im südlichen Albanien, der reinste Typus der alten Griechen, wie er uns in den marmornen Bildnissen jener Zeit erhalten geblieben ist. Man mag sie in Stambul als Arbeiter oder Kavassen der Botschaften und Konsulate sehen, oder früher als Soldaten der Leibwache des Sultans, oder im Schloß von Athen als die Garde des Königs, oder in ihren heimatlichen Bergen, überall werden sie durch ihren hohen Wuchs, ihren kräftigen Körperbau, ihr männliches, ernstes Auftreten auffallen, beinahe der schönste Menschenschlag unseres Kontinents. Ihr verbreitetstes Handwerk ist das des Krieges, ihr Werkzeug das Gewehr, besonders in Nordalbanien. Mögen sie in der Fremde, bis im fernen Kleinasien weilen, mögen sie zu Hause ihre Herden weiden oder das Feld bestellen, immer gleichen sie wandelnden Arsenalen, immer zeigen schon ihre malerischen Trachten, daß sie sich nicht gerne mit anderen Völkern vermischen, sondern ihre Rasse rein zu erhalten bestrebt sind. Wie die Schweizer aus der Fremde immer wieder nach ihren heimatlichen schönen Bergen zurückkehren, so auch die Albanier. Ihr Land bietet ihnen nicht genügend Unterhalt.

Heute können sie nicht mehr so ungestraft wie früher herabsteigen in die Ebenen, um den Bulgaren und Serben Getreide, Vieh und menschliche Arbeitskräfte zu rauben, sie müssen jetzt selbst in fremde Dienste treten. Haben sie aber ein kleines Kapital erspart, dann hält sie im Ausland nichts weiter zurück. Am erfolgreichsten sind sie in der Türkei stets gewesen. Unter den Großwesiren hat es nicht weniger als sechszunddreißig, unter den Janitscharenagas über hundert Albanier gegeben, und auch sonst bekleideten viele die höchsten Stellungen.

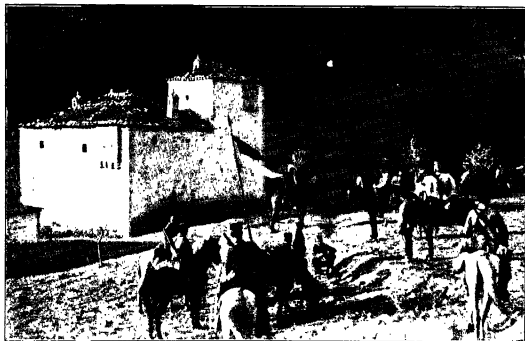
Dafür dulden sie Fremde nur ungern in ihrer Heimat. Wohl leben in ihren Städten außerhalb des Fürstentums rings um das albanische Hauptmassiv, in Janina, dem herrlich gelegenen Ochrida, in Prizren, Ipék, Djacova, auch Griechen, Serben und Bulgaren, aber sie sind weitaus in der Minderzahl, nicht zugewandert, sondern altangestammt, und die Albanier waren es, die von ihren Bergen herabstiegen und sich in diesen fremden Städten angesiedelt und sie in vornehmlich albanische verwandelt haben. Das ganze Altserbien, wo sich die Residenzen der einstigen Serbenzaren befanden, ist heute von Albanern bewohnt, und ebenso sind die einstigen Residenzen der altbulgarischen Zaren, Prespa und Ochrida, in ihre Hände gefallen. Sie haben sich gerade mit den beiden letzten die schönsten Gegenden der Balkanhalbinsel erobert, ja, ich würde die beiden Seen von Prespa und Ochrida mit den schönsten Schweizerseen vergleichen. Gäbe es in Albanien Wege, Straßen, Hotels, wäre es nicht das einzige Land Europas, wo noch niemals der Pfiff einer Lokomotive erscholl, und wo meines Wissens noch nicht einmal eine Dampfmaschine oder eine Straßenbahn ihren Einzug gehalten hat, Prespa und Ochrida würden das Ziel Tausender moderner Touristen sein.

* * *

So kommt es, daß Albanien sogar in seinen Grenzgebieten nur wenig bekannt ist. Die immerhin noch bequemste Eingangspforte ist Monastir. Es liegt wohl noch außerhalb Albaniens, es konnte aber doch seine militärische Hauptstadt genannt werden, denn unter dem Befehl des Generalgouverneurs von ganz Mazedonien, Hilmi Pascha, stand dort bis zum Balkankriege ein halbes türkisches Armeekorps. Mit kleineren Truppenkörpern ist in Albanien nicht viel anzufangen. Das Volk starrt in Waffen, und wie man aus den Kämpfen der Paschas von Janina weiß, beteiligen sich daran alle Greise, Weiber, Kinder, sobald sie nur imstande sind, ein Gewehr zu handhaben. Die



Strasse in Shkútari (Albanien)



Eine Kula (albanisches Steinhaus) im Gebirge



Phot. A. Kott

Montenegriner



Phot. A. Kott

Im Karstgebiet an der montenegrinischen Grenze

Geschichte hat wenig Beispiele größerer Tapferkeit, größeren Todesmuths aufzuweisen, als jene der albanischen Weiber, die ruhig Pulvertürme in die Luft sprengten, gegen türkische Bataillone marschierten und sich lieber in die Fluten ihrer Bergströme stürzten, ehe sie sich ergaben. Noch vor einigen Jahren waren zur Unterwerfung einer einzigen Stadt, Prizren, dreißig türkische Bataillone erforderlich, und auch dann noch mußte mit den unregelmäßigen albanischen Streitern ein glimpflicher Friede geschlossen werden, in dem ihre Unabhängigkeit stillschweigend anerkannt wurde. Allerdings sind die Bewohner des nördlichen Albaniens viel ursprünglicher, ungezügelter, wilder, als jene des Südens. Den Epirus bewohnen die Südalbanier oder Tosken, die jahrtausendlang mit den Griechen in Beziehungen standen und mildere Sitten angenommen haben. Sie erinnern indessen noch vielfach an die alten pelasgischen Vorfahren. Ihre Kleidung ist höchst eigenartig und von einem Schnitt, als hätten sie ihn europäischen Ballettmädchen abgeguckt, wenn solche jemals nach Albanien gekommen wären. Die Beine stecken in enganliegenden weißen Filzhosen, ihre roten Lederschuhe schmückt vorne ein Ball aus schwarzer Wolle und von den Hüften steht ein faltenreiches, kurzes, weißes Röckchen weit ab, das kaum zum halben Schenkel reicht. Den Oberkörper bedeckt ein buntes, reich besticktes Jäckchen von spanischem Schnitt und um den Leib ist eine ebenso bunte Schärpe gewunden, in welcher jeder Albanier ein oder zwei Pistolen, gewöhnlich mit Silbergriff, und vielleicht auch einen Dolch stecken hat. Die Kopfbedeckung bildet bei den Anhängern des Islam ein roter Fes mit langherabfallender blauer Quaste, bei christlichen Albaniern ein weißes Käppchen. In den Städten, wie Janina, Berat, Valona, Skutari u. a., wird von manchen Albaniern, besonders jenen, die zeitweilig im Ausland geweilt haben, leider schon die häßliche Europäertracht getragen. Die Frauen sind bei weitem nicht so malerisch gekleidet wie die Männer und spielen auch im Leben keine beneidenswerte Rolle. Die schwersten Haus- und Feldarbeiten werden von ihnen besorgt, und in den Ortschaften sah ich selten einen Albanier Lasten zu Markte tragen. Gewöhnlich waren es Weiber, die einige Schritte hinter ihren Männern des Weges kommend, mit den Landprodukten beladen waren. Der Mann wirbt auch nicht um seine Braut, wie in anderen Ländern. Häufig wird sie ihm von den Eltern schon von Kindheit auf beschieden, stets aber ist es eine Albanierin, und Ehen mit Griechinnen oder

Bulgarinnen sind streng verpönt. Das Sittenleben ist bei dem uralten Volke sehr rein. Mädchen können allein das ganze Land durchwandern, ohne von einem Manne belästigt, ja auch nur scharf angeblickt zu werden, und jeder männliche Verwandte, der sie begleitet, ist gegen jeden Akt der Blutrache, jeden Angriff gefeit. Bei kaum einem andern Volke ist die Blutrache so allgemein, wie bei den Albanern, und der geringste Anlaß hat in manchen Fällen blutige Fehden von Familien und Stämmen zur Folge, die durch Generationen währen. In verschiedenen albanischen Städten wurde ich besonders gewarnt, keine photographischen Aufnahmen von Frauen zu machen. Das allzu kühne Anblicken eines Mädchens kann der Albanier mit dem Tode büßen, und wäre es in den Hauptstraßen der Ortschaften. Das Leben gilt dem Albanier wenig, die persönliche Ehre und Eitelkeit alles. Allerdings haben sie von Ehre ganz andere Begriffe als wir. Ich war auf dem Wege von Monastir nach Kruschewo selbst Zeuge, wie ein albanischer Hirt einen Stammesgenossen niederschloß, einfach weil er seinem Schäferhund einige Stochhieße versetzte. Damit begann in den beiden Familien sicher eine Fehde auf Leben und Tod, die noch manches Opfer fordern dürfte.

* * *

Solche ursprüngliche Gebräuche herrschen vornehmlich in Nordalbanien vor, wo die wilden Gegen, wahrscheinlich die Nachkommen der Illyrier aus vorrömischer Zeit, in den unzugänglichen Bergen wohnen, noch gänzlich unberührt von abendländischer Kultur, ohne Gesetze, ohne staatliche Einrichtungen und mit wenigen Schulen, des Lesens und Schreibens selten kundig. Im Laufe der Jahrhunderte sind sie auf ihren Raubzügen in die Ebenen mit den Serben, Bulgaren, Italienern in Berührung gekommen und haben aus deren Sprachen viele ihnen fehlende Wörter aufgenommen, ebenso wie die Tosken griechische Ausdrücke aufgenommen haben, so daß der Albanier aus dem südlichen, an Griechenland grenzenden Epirus den Stammesgenossen aus Prizren oder Djacova schwer versteht. Die Grenze zwischen beiden Stämmen liegt im Flußgebiet des Skumbi, der, an Elbassan vorbei, sich südlich von Durazzo in die Adria ergießt. Dort sind noch heute einzelne Strecken jener einzigen Straße vorhanden, die jemals in Albanien gebaut worden ist, nicht von den Einwohnern des Landes, sondern von den Römern. Es ist die einstige Heerstraße, die von Rom über die Adria nach Byzanz führte, die be-

rühmte Via Egnatia. D u r a z z o, die heutige, kaum fünftausend Einwohner zählende Hauptstadt des jüngsten Staatswesens von Europa, war ihr Ausgangspunkt, und der zwischen Monastir und Saloniki liegende Teil ist heute noch ein vielbenutzter Verkehrsweg. In Albanien ging die Via Egnatia über die Stadt E l b a s s a n, dem Skumbifluß entlang, und die Brücke oberhalb stammt aus der römischen Zeit.

Nördlich vom Skumbi liegt landschaftlich schönes, aber schwer zugängliches Gebirge mit tief eingeschnittenen Flußtälern und nur wenigen schmalen Fußpfaden, und diese Unzugänglichkeit war es hauptsächlich, die jeden europäischen Einfluß und jede Kultur bisher fernhielt. Die dort hausenden Vögel leben auf scharf abgegrenzten Gebieten in einzelnen, häufig in Fehde miteinander begriffenen Stämmen unter ihren eigenen Anführern.

* * *

Die Angelegenheiten der Stämme, Streitigkeiten von Familien oder Einzelnen untereinander werden durch den Rat der Ältesten entschieden, ganz wie die „Dschema“ der marokkanischen Stämme zusammengefaßt. Gesetzbücher gibt es keine; die Tradition, der Gebrauch bildet das ungeschriebene Gesetz, und auf den einsamen Höhen waltet das Familienoberhaupt nach eigenem Urteil. Sind Stämme untereinander im Kampf, dann kommt eine Art althergebrachten Kriegsgesetzes zur Geltung, das bei dem hohen Grad von Ritterlichkeit und Ehrgefühl der Albanier streng befolgt wird. So werden beispielsweise Angriffe nur zu bestimmten Tagesstunden, gewöhnlich von dem Zeitpunkt, wo die Sonne hinter einem Berge verschwindet, bis zum Einbruch der Nacht, unternommen, und das ermöglicht es den Stämmen, ungeachtet des Kriegszustands unter ihnen, ihren Feldarbeiten nachzugehen. Das Vieh wird früher eingetrieben, und dann geht die Schießerei los. Das Asylrecht, die sogenannte „Bessa“, wird heilig gehalten. Hat ein flüchtiger Mörder selbst im Hause eines Verwandten des Getöteten Aufnahme gefunden, so ist er dort vollkommen sicher.

Wenn ich von Ritterlichkeit und Ehrgefühl spreche, so sind diese Eigenschaften im mittelalterlichen Sinne zu nehmen, wo Angriffe auf benachbarte Dörfer, Getreide- und Viehdiebstähle bei den benachbarten Serben nicht so schlimm beurteilt wurden; aber der Albanier wird keinen Mordmord begehen, sondern seinem Gegner offen gegenüber treten, anvertraute Gelder, und seien es noch so bedeutende Summen,

wird er niemals unterschlagen, sondern ihrer Bestimmung zuführen, mit Reisenden, die bei ihm eintreffen, seinen letzten Bissen teilen und sein Wort niemals brechen. Freundschaft und Verwandtschaft wird bei den Albanern sehr hoch gehalten, und es hat sich aus alten Zeiten auch eine eigentümliche Art Blutsfreundschaft erhalten, die selbst bei den mazedonischen Slaven keine Seltenheit ist. Männer schwören einander ewige Freundschaft und trinken dabei einige Tropfen Blutes aus einer leicht geöffneten Ader des andern. Das macht sie zu Brüdern fürs ganze Leben.

Die Religion spielt bei den Albanern eine bedeutende Rolle und ist einer der Hauptgründe des Mangels an Einigkeit. Die große Mehrzahl, wohl zwei Drittel, von ihnen sind Mohammedaner, im Norden haben einige Stämme die katholische Religion angenommen, zusammen hundertzwanzigtausend Seelen, im Süden gibt es Griechisch-Orthodoxe, die etwas zahlreicher sind, aber daneben ist noch viel von ihren uralten heidnischen Gebräuchen und Aberglauben übriggeblieben. Die Annahme des Islams war den unabhängigen, wohlbewaffneten Bergstämmen, die von den Türken niemals bezwungen werden konnten, eher Spekulation als Überzeugungsfrage, denn sie wußten wohl, daß sie dadurch von den Türken nur Vorteile erlangen konnten. In der Ebene unten blieb ihnen nichts anderes übrig, als Mohammedaner zu werden, wollten sie ihre Ländereien, ihre Heimstätten nicht an die türkischen Eroberer verlieren. Von jener strengen Beobachtung der Vorschriften des Korans wie bei den Türken habe ich aber in Albanien nichts gesehen. Vor allem widerstrebt die Vielweiberei ihren strengen Sitten. Schon mit einem fremden jungen Mädchen zu sprechen, wird bei ihnen als Verbrechen angesehen, das die Eltern oder Brüder des Mädchens vielleicht mit Blut sühnen. Harems gibt es höchstens nur bei den seit Generationen in türkischen Diensten stehenden albanischen Beis. Ebenso wenig halten sie sich an das Verbot geistiger Getränke, und in Köprükü, Asküb und Monastir fand ich in den Schenken ebensogut Christen wie Arnauten. Sie haben eben niemals vergessen, daß ihre erste Religion die christliche war, und durch die albanischen Weiber hat sich bei den mohammedanischen Arnauten mehr davon erhalten, als man annehmen sollte. In einem Dorfe zeigte mir mein Führer unter der ärmlichen Moschee eine unterirdische Kapelle, in der vor den Heiligenbildern Kerzen brannten. Jeder Arnautenknabe wird beschnitten und erhält seinen dem Islam entnom-

menen offiziellen Namen, in seiner Familie aber wird er nach irgend einem christlichen Namen bezeichnet. Ich habe selbst in der Nähe von Aëküb albanische Moslems in die Kirche eintreten und vor einem Altar der Jungfrau Kerzen opfern gesehen. Fanatisch werden diese Arnauten nur in den größeren Städten, wo sie mit Christen anderer Nationen, also mit Serben und Bulgaren, zusammenwohnen, dann ist es aber mehr die fremde Nationalität, als die Religion, welche sie dem Islam in die Arme treibt, und dort hat sich unter ihnen auch eine strenggläubige Sekte, die einflußreichen Bettaschi, wie eine Art mohammedanischer Freimaurer entwickelt, bis auf die jüngste Zeit von Stambul aus kräftigst unterstützt. War es doch das Hauptstreben der Türkenherrscher, die religiösen und nationalen Konflikte nach Tunlichkeit zu nähren, um eine Einigung der verschiedenen Nationen zum Nachteil der Türkenherrschaft zu verhindern. Diese Gegensätze machen auch eine einheitliche Regierung des jungen albanischen Staatswesens auf lange Zeit hinaus unmöglich. Neben den drei einander feindlichen Religionen gibt es auch eine Sprachentrennung, denn die von einer Viertelmillion Gegen gesprochene Sprache ist von der toskischen, bei dreihunderttausend Albanern im Gebrauch, vielleicht noch mehr verschieden, wie das Platt von dem Tiroler Deutsch; dann gibt es fünfzigtausend, die sich des Griechischen, und dreißigtausend, die sich des Serbischen bedienen. Es kann also im Fürstentum vor allem weder eine Staatsreligion noch eine Staatssprache eingeführt werden, ohne sofort den heftigsten Widerstand der anderen Gruppen hervorzurufen. Die Mehrzahl der Bevölkerung sind Mohammedaner, aber wie sollten denn die stolzen gegischen Stämme, die Malissoren und Miriditen, die nicht einmal mohammedanische Einwohner in ihrem Lande dulden, sich damit zufrieden geben? Und wie wäre es bei ihren bisherigen Stammesgesetzen möglich, zu einer einheitlichen Gesetzgebung zu gelangen, wo die Mohammedaner dem Scheriat, d. h. dem auf dem Koran fußenden Gewohnheitsrecht folgen?

In ihrem Freiheitsgefühl und ihrer eifersüchtig gehüteten Unabhängigkeit würden sie sich auch niemals der Rekrutierung und dem Zahlen von Steuern unterwerfen. Ohne Straßen, Eisenbahnen, Brücken und Häfen ist eine regelrechte Regierung unmöglich, und aus welchen Mitteln sollten diese gebaut werden? Ausländische Anleihen wären wohl äußerst schwierig aufzutreiben. Die Albanier besitzen dabei nur ein ausgesprochenes Stammes-, aber wenig albanisches Na-

tionalgefühl. So wird es Generationen dauern, ehe in Albanien ein geordnetes Staatswesen mit Aussicht auf Erfolg zur Einführung kommen kann.

* * *

Ich erlasse mir die Schilderung der armseligen mittelalterlichen Nester, wie D u r a z z o und D u l c i g n o, mit ihren offenen Reeden, die als albanische Hafenorte auf den Karten verzeichnet stehen. S a n t i Q u a r a n t a beispielsweise, das ich auf meiner Küstenfahrt von Korfu aus zunächst besuchte, ist ein Örtchen von einem Duzend Häuser, von einer Mauer umschlossen, und von hier führt der nächste, aber weitaus schlechteste Weg nach der Hauptstadt von Südalbanien und Epirus, nach Janina. Auf einer Höhe steht das alte byzantinische Kloster, in welchem die Santi Quaranta, die „vierzig Heiligen“, gehaust haben sollen, von denen der Name des „Hafens“ her stammt.

Der bedeutendste albanische Hafen ist B a l o n a oder Vlona, an der schmalsten Stelle der Meerenge von Otranto, von Italien nur siebenzig Kilometer entfernt. Obschon die Italiener auf Albanien ihr Augenmerk gerichtet und Valona zum Ausgangspunkt ihrer „friedlichen Durchdringung“ gewählt haben, führt auch von dort keine Straße ins Innere. Valona ist wie alle türkischen Felsenester dieses Landes mit Mauern umgeben, und in der gartenreichen Vorstadt zu seinen Füßen haben sich in den letzten Jahren eine Handvoll Italiener häuslich eingerichtet. Sie haben ihr Konsulat und seit 1908 sogar ihr eigenes Postamt. Der Oberbeamte, der es einrichten sollte, war mein Reisegefährte dorthin. Ob die Italiener, von den Albanern keineswegs wohl gelitten, dort etwas ausrichten werden, ist die Frage, weil es eben an Verkehrswegen fehlt. Selbst die wichtigsten inneralbanischen Städte, E l b a s s a n und B e r a t, haben keine Straße nach der Küste!

* * *

In den Bergen von Epirus und Südalbanien verstreut wohnt zwischen Griechen und Albanern ein eigenartiger Volksstamm, die R u g o w a l a c h e n. Ihre Zahl wird verschieden angegeben, von hunderttausend bis zu einer halben Million, denn man kann sie in bezug auf ihre tatsächliche Stammeszugehörigkeit nur schwer erkennen. Bis vor wenigen Jahrzehnten wurden die Rugowalachen oder Zinzaren ohne weiteres als Griechen angesehen, und sie legten selbst gar keinen Wert darauf, als etwas anderes zu gelten. Noch jetzt betrachten die meisten von ihnen ihr „Aromunisch“ als einen rumänischen Dialekt für den

Hausgebrauch und sprechen sonst jene Sprache, die im kirchlichen, wie im Verkehrsleben des Südens der Balkanhalbinsel vorherrschend ist: die griechische. So sind die vermeintlichen Griechen von Monastir fast durchwegs Kuzowalachen, und auch an den Abhängen des Pindus gibt es geschlossene Ansiedlungen von ihnen. Wahrscheinlich sind sie die Nachkommen der alten römischen Kolonisten, die sich beim Ansturm der Hunnen und Avarenhorden in die Berge flüchteten. Dort ist die Landwirtschaft unmöglich. Sie mußten sich notgedrungen der Viehzucht widmen und sind dadurch eine Art Nomaden geworden, die den Herden folgen — im Sommer mit ihnen in den Bergen umherziehen, im Winter auf den gesegneten Ebenen Thessaliens bleiben, und ihre durchschnittlich aus vierzig bis fünfzig Häusern bestehenden Bergdörfer sind dann unbewohnt und verlassen. Die jüngeren Söhne zahlreicher Familien werden in mazedonischen Ortschaften Gastwirte, Träger, Zimmerleute und Boten, und man findet solche Kuzowalachen in ganz Mazedonien, bis an die bulgarischen Grenzen. In ihren Familien halten auch sie gerade so wie die Albanier an den alten Sitten und Trachten fest. In Nordalbanien verhüllen die Kuzowalachinnen ihre Gesichter mit dem Bashtmatuch, und selbst in Monastir tragen nur wenige von ihnen europäische Frauenkleider.

Als Rumänien seine Unabhängigkeit erreicht hatte, erinnerte es sich der unzweifelhaft stammverwandten, in den Bergen verstreuten kuzowalachischen Kolonien und suchte sie zum Bewußtsein ihrer wirklichen Nationalität zu bringen. Rumänische Emissäre, die im Lande umherzogen, stellten fest, daß das Aromunisch nur wenig vom Rumänischen abweicht. Sie sammelten die Lieder der Hirten und ermahnten das Volk, sich, wie es tatsächlich der Fall war, ihrer angestammten Muttersprache nicht zu schämen. Im Laufe der Jahre, als die nationale Bewegung größeren Umfang angenommen hatte, wurden an einzelnen Orten auch rumänische Schulen gegründet, zu denen die rumänische Regierung die Mittel aus den Staatsgeldern hergab.

Durch diese nationale Agitation wurde aber das Mißtrauen des ökumenischen Patriarchen geweckt. Nicht lange vorher hatten sich schon die Bulgaren vom Patriarchat losgerissen und von der Pforte die Genehmigung zur Errichtung eines eigenen bulgarischen Exarchats erwirkt. So fürchtete der Patriarch nicht mit Unrecht eine neuerliche Spaltung durch die Loslösung der ihm unterstehenden Kuzowalachen und beschloß, der rumänischen Propaganda kräftigen Widerstand zu

leisten. Darin bekräftigten ihn die Hellenen Griechenlands und Mazedoniens, während auf der anderen Seite die Pforte bestrebt war, die Rußowalachen als ein eigenes kirchliches und nationales Element anzuerkennen, nach dem vom Sultan Abdul Hamid so lange mit Erfolg durchgeführten System: „Divide et impera“. Auf den Wunsch der rumänischen Regierung gestattete die türkische Regierung daher im Frühjahr 1905 die Bildung eigener rußowalachischer Gemeinden, und diese waren die ersten Gemeinden auf rein nationaler Grundlage, welche seit den ersten Zeiten der Osmanenherrschaft auf der Balkanhalbinsel anerkannt wurden.

Die Griechen traten nun den Rußowalachen mit den seit Jahrzehnten unter den einzelnen Nationalitäten Mazedoniens gebräuchlichen Mitteln entgegen: durch das Vandalenunwesen. Die griechischen Komitatschis, deren Aufgabe es war, den bulgarischen entgegenzuarbeiten, übernahmen es auch, die rußowalachische Bewegung in Schach zu halten. Die Folge war, daß sich die blutigen Gewalttaten auch hier in schauerlicher Weise vermehrten. Was aus den Rußowalachen noch werden wird, wie sich die Beziehungen der einzelnen Völker des Balkan zueinander noch gestalten werden, ist eine Frage, die der politischen Teilung Mazedoniens nach Schluß des Weltkrieges vorbehalten bleibt.

S k u t a r i u n d s e i n S e e

Skutari, diese bevölkerteste Stadt Albaniens, liegt am Südende des gleichnamigen herrlichen Sees, der wie ein albanischer Comer-See zwischen den hohen, kahlen, zum Teil mit Schnee bedeckten Alpen eingebettet ist. Die Nordhälfte des Sees ist schon längst in montenegrinischem Besitz, und von den Cetinje umgebenden Höhen konnte ich an klaren Tagen sogar bis nach Skutari hinübersehen. Nichts scheint leichter zu sein, als den Seeufern entlang nach Skutari zu marschieren, oder die Truppen in Booten und Dampfsern gar auf dem stillen, glatten, inselbedeckten Wasserspiegel dorthin zu bringen. In Wirklichkeit gestaltet sich die Sache indessen als eine der schwierigsten Aufgaben, deren Lösung schon in früheren Jahrhunderten viele Tausende von Menschenleben als Opfer gefordert hat.

Skutari ist die Hauptstadt des Berglandes von Oberalbanien, liegt aber in einer weiten, teilweise sumpfigen Ebene an seinem Fuße.

Es ist der wichtigste Seehafen längs der adriatischen Küste der Türkei und liegt doch inland, zwei Duzend Kilometer vom Meere in der Luftlinie gerechnet, von größeren Seeschiffen gar nicht zu erreichen. Dennoch ist es der Schlüssel von Oberalbanien, und seine herrliche, dabei gesicherte Lage hat ihm schon in vorrömischer Zeit große Bedeutung verliehen. Die letzten Könige von Illyrien hatten hier ihre Residenz, die Römer machten es zu einem ihrer festen Plätze und die einstigen Herren der Adria, die Venezianer, bauten auf dem kahlen, steilen Felsen, der, wie die Akropolis über Athen, hier über der Stadt aufragt, eine Zitadelle zur Verteidigung gegen die Türken. Damals wurde es von den Heeren der Osmanen wiederholt belagert. Im Jahre 1470 umschlossen über hundertachtzigtausend Mann die Stadt, die von den Venezianern unter Loredan tapfer verteidigt wurde. Die Vorräte waren aufgezehrt, die Einwohner verhungerten nach Tausenden, doch Loredan gab nicht nach. Als man von ihm die Übergabe Skutaris verlangte, um den Rest der Einwohner vor dem Hungertode zu retten, riß er sein Wams auf und rief den Verzweifelten zu: „Hier, sättigt euch an meinem Fleisch!“ Noch ein zweites Mal, im Jahre 1474, gelang es den Venezianern, die Stadt gegen die Türken zu halten, die unter Sultan Mohammed II. mit dreihunderttausend Mann anrückten. Aber es half nichts. 1479 fiel Skutari an die Osmanen, und seither ist es bis in die jüngste Zeit in ihrem Besitze geblieben, der Haupthandelsplatz für Oberalbanien.

* * *

Die Verbindung mit dem Meere wird durch den breiten, wasserreichen Abfluß des Skutarisees gebildet, die B o j a n a, die gleichzeitig eine der Mündungen des Hauptflusses Albaniens, des Drin, ist. Doch die Bojana ist viel zu reißend und dabei zu seicht, um Dampfern die Fahrt von dem Meere nach Skutari zu gestatten. Noch vor wenigen Jahren reiste ich auf einem winzigen Dampferchen unter italienischer Flagge von Korfu nach Skutari oder vielmehr nach der offenen Reede vor der Mündung der Bojana, um von dort aus Skutari zu erreichen. Als Hafen von Skutari ist auf den Fahrplänen der Küstenort S a n G i o v a n n i d i M e d u a genannt, der als Ausgangspunkt der geplanten, ganz Albanien durchschneidenden Donau-Adria-Bahn in Aussicht genommen ist. Ich hoffte also, dort ein Küstenstädtchen von mindestens ähnlicher Bedeutung zu finden wie das mittelalterliche, mauerumstarrte Durazzo, an dem wir eben vorübergekommen waren.

Was war dieses Durazzo einst unter dem Namen Pyrrhachium für eine berühmte Stadt! Drei der größten Koryphäen Roms führte das raue Kriegshandwerk hierher: Cäsar, Pompejus und Augustus! Cicero lebte hier in Verbannung. Kaiser Justinian verschönerte die große, reiche Stadt, dieses Abbild Roms, und die Tochter Theodorichs des Großen bewohnte hier einen prächtigen Palast. Doch mit der slawischen Invasion im siebenten Jahrhundert, bald darauf auch der bulgarischen, brach das Unheil über Durazzo herein, und es konnte sich selbst unter der Herrschaft Venedigs nicht mehr erholen. — Seit vier Jahrhunderten war es ebenso wie die ganze Küste Albaniens in türkischem Besitz und zu einem unbedeutenden Städtchen herabgesunken.

Nach einigen Stunden Geschaufel auf dem bewegten Meere hielt unser Dampfer an, und gegenüber, an dem steil abstürzenden Küstengefelsen angeklebt, sah ich ein halbes Duzend winziger Häuschen. In ihrer Nähe, auf kahlem, steinigem Boden, erheben sich einige unbewohnte elende Hütten von albanischen Hirten, die mit ihren mageren Herden den Sommer über in den Bergen wohnen. Das ist San Giovanni di Medua.

Nach mehrstündigem Warten tanzte ein noch viel kleineres Dampferchen heran, das an das unsrige unter heftigem Schwanken anlegte. Raum war es mit ein paar Stricken festgemacht, so wurden einige Bretter hinübergeschoben und auf diesen die für Skutari bestimmte Ladung nach der Nußschale gebracht. Ich sprang als einziger Passagier an Bord, der italienische Küstendampfer fuhr nach dem nächsten Hafen Dulcigno weiter, unser Dampferchen aber tanzte und schwankte, hob und senkte sich gegen die schlammige Bojanamündung zu. Es erforderte einen siebenstündigen Kampf mit den reißenden Fluten, ehe wir in die Nähe von Skutari, nicht aber nach Skutari selbst gelangten. Dann mußte ich eine „Londra“, d. h. ein großes Ruderboot mieten, und in diesem kam ich nach weiteren zwei Stunden endlich nach Skutari! Das ist der albanische Haupthafen an der Adria!

* * *

Die Stadt hält nicht, was ihr Alter und ihre berühmte Geschichte versprechen. Am interessantesten ist und bleibt die trutzige Felsenfeste. Auf der dem See zugewendeten Seite liegt der sehr interessante, ungemein belebte Basar, in dessen Gewirr von dunklen Gäßchen an zweitausend Kaufläden die malerischen Besucher aus den albanischen

Bergen einladen. Jenseits liegt die eigentliche Stadt mit ihren stillen, krummen, von Mauern eingeschlossenen Straßen, in welchen die Türken wohnen, und daran schließt sich die befestigte, von einem Glockenturm überhöhte Riesentafelne. Im Europäerviertel mit den Konsulatsgebäuden wohnen hauptsächlich Österreicher und Italiener. Das Schönste von Skutari ist die Aussicht, die man vom Zitadellenfelsen genießt. Zwischen den vielen Gärten ragen eine Anzahl Minarette und der Glockenturm der katholischen Kathedrale auf, darüber hinaus sieht man die Flußläufe der Drina und den herrlichen blauen See, umrahmt von den steilen Abstürzen des Rumija, Otovan und des im Balkankriege durch die montenegrinischen Anstürme vielgenannten Taraboschfells; gegen Norden steigen die montenegrinischen Grenzberge von Spuz und Podgoriza auf, und im Osten blinken die Schneekämme des dreitausend Meter hohen Prokletagebirges, die Heimat der katholischen, halb unabhängigen Albanierstämme. Nördlich der Bojanamündung liegt der erste montenegrinische Seehafen Dulcigno, früher ein berühmtes Seeräuberneß. Von Cetinje über Antivari aus führt noch immer keine Straße den Skutarisee entlang an die Bojana, obschon Dulcigno montenegrinisch geworden ist. Nur der alte albanische Saumpfad windet sich durch und über die kahlen Karsttrümmer, und auf diesem dauert der ermüdende Klettermarsch nach Skutari neun Stunden. Ab und zu stößt man auf ein elendes Dörfchen mit seinen trichterförmigen Karstlöchern, in deren Tiefe winzige Flächen bebaut sind. Die Mittagsrast wird gewöhnlich in dem armeneligen Khan am Katar Kol gehalten, wo auch Schaffäse, Knoblauch und Zisternenwasser zur Erfrischung dienen.

Die angenehmste Verbindung von Skutari und seinem See mit der Adria ist jene über A n t i v a r i, freilich die längste. Antivari ist der Haupthafen der Czernogorzen, von der Natur geschaffen ohne irgend erhebliche Nachhilfe seitens der jetzigen Herren, obschon sie ihn dank der Großmut Österreichs nun schon seit vielen Jahren besitzen. Sie haben nur von Antivari eine fahrbare Straße über die gewaltige Küstenkette nach dem Skutarisee und von diesem hinauf in die Schwarzen Berge nach Cetinje gebaut, und damit die befreundeten Italiener auf ihre Kosten kommen, haben sie vor einigen Jahren eine Eisenbahn über dieselbe Strecke geführt.

Auf dem höchsten Punkte der schönen Straße, dort, wo sie über den Sutormanpaß führt, liegen die Trümmer der gleichnamigen Tür-

fenfeste und von ihnen aus sah ich über das Felsengewirr von Montenegro das Wahrzeichen des Landes: den schneebedeckten Lovcen, aufragend. Als endlich mein vierspänniger Klapperkasten wieder in scharfem Zickzack auf der Ostseite der Küstenkette herunterrasselte, kam bei einer Krümmung der herrliche, tiefblaue See zum Vorschein mit seinen steil aus der Wasserfläche aufsteigenden Inseln. Verschiedene von ihnen werden von alten Türkenfestungen, albanischen Klöstern, Kirchen oder Dörfern gekrönt, während die weiten Ufergelände in üppigem Grün der Pflanzungen und Getreidefelder prangen. Dort wohnen die fleißigen, nüchternen Albanier. Wo es aber steinig, rauh, kalkig, staubig wird und die Vegetation aufhört, wohnen die faulen Montenegriner. Jenseits des Sees ragen die Schneespitzen der albanischen Alpen zum Himmel, und gegen Norden erhebt sich das starre Berglabyrinth des eigentlichen Montenegro. Die Straße erreicht endlich das Tal des Crimnizabaches, die Ansiedlungen mehren sich, und nahe der Crimnizamündung erreichte ich den bedeutendsten Hafenort der Nordhälfte des Sees, W i r p a s a r.

* * *

Die Menschen, die sich auf dem Marktplatz nahe den sumpfigen Seeufern zusammenfinden, um auf einen der beiden Dampfer des Skutarisees zu warten, machen das armselige Nest recht interessant. Welcher Unterschied zwischen den dicknochigen, wettergebräunten, hageren Weibern der Montenegriner und den viel zarteren Albanierinnen, die noch von der Türkenzeit her die orientalische Tracht beibehalten haben! Die Männer tragen noch durchweg die Nationaltracht: die Albanier enge Filzhosen und kurze Jäckchen von schmutzigweißer Farbe mit schwarzen Litzen und Schnüren, auf den ernsten Köpfen den roten Türkenfes, die Montenegriner dunkle Jacken, weite blaue Kniehosen, rote Westen und putzige, rotschwarze Zereviskäppchen. Die Füße stecken in schmutzigweißen, dicken Wollstrümpfen und weichen Sandalen, Opanten genannt. Die Hauptsache aber bei diesen stolzen, selbstbewußten Bewohnern der Schwarzen Berge sind die Schießprügel. Ob Kaufmann oder Schafhirt, Beamter oder Gastwirt, jeder hat einen riesigen Revolver im Gürtel stecken. Dazu vielleicht noch Flinte, Säbel oder Dolch, oder gar alles zusammen. Der Montenegriner trägt den Revolver, wie wir Krawatten oder Uhrketten tragen, zu jeder Tageszeit, zu Hause oder im Freien, beim Trinken, bei der Minne und im Spiel. Ob auch bei der Arbeit, ist

mir nicht bekannt, denn ich habe keinen bei der Arbeit gesehen. Er schämt sich ihrer anscheinend und überläßt sie den armen Weibern. Er ist der geborene Schnapphahn, langweilt sich ohne Krieg und freut sich den Winter über auf den Frühling, wenn er von den kahlen Bergen herabsteigen kann, um auf serbischem Gebiet Hammel zu stehlen. Das ist gewöhnlich das einzige Fleisch, das er zu genießen bekommt, denn eigenes Vieh ist in vielen Gegenden der Schwarzen Berge gar nicht vorhanden. Kein Wunder, daß Serbien den Grenzen entlang Wachtposten und Blockhäuser mit kleinen Truppenteilen unterhält.

Der See war über seine Ufer getreten, das Gelände war überschwemmt, und als der kleine Dampfer von Skutari mit dreistündiger Verspätung in Wirpasar eintraf, mußte er gegen sechs Meter von der Kniepe am Seeufer, wo wir warteten, an Baumtronen festgebunden werden. Zu einer Landungsbrücke hat sich Montenegro bisher nicht aufgeschwungen. Ich mußte für die sechs Meter Fahrt zum Dampfer ein eigenes Boot nehmen, mein Gepäck darin unterbringen, und mit einem Ruderschlag war ich an Bord des Dampfers. Das geschieht nun jahraus, jahrein von allen Reisenden, und doch würde es nur ein paar Pfosten und Bretter erfordern, um eine Landungsbrücke herzustellen!

Die Dampferfahrt war herrlich. Wirpasar selbst nimmt sich vom See aus recht malerisch aus, denn an der alten Steinbrücke, die über den Crinmizabach führt, erheben sich seltsame, senkrechte Felstürme, die von alten Pulvermagazinen aus der Türkenzeit gekrönt werden. Der Dampfer mußte sich zwischen Baumtronen vorsichtig seinen Weg zum offenen Fahrwasser bahnen; in solcher Höhe waren die Ufer auf Meilen überschwemmt! Erst in den engen, tiefen Wasserstraßen zwischen den steil aufragenden Felseninseln schwand die Gefahr des Auffahrens und ich konnte in Ruhe photographieren. Am schönsten zeigt sich die mittelalterliche Türkenfeste *Lesendra* mit ihren gewaltigen Mauern und Türmen mitten im See. Die erste Haltestelle sollte *Rieka* sein, das eine Wegstunde oberhalb der Mündung des gleichnamigen Flusses liegt. Doch das breite Flußtal war vollständig überschwemmt, und die Hochflut zeigte sich sogar im Städtchen selbst, das auf dem linken Flußufer liegt und nur aus einer einzigen, ein paar Kilometer langen Häuserreihe besteht, eine Art Ems in Montenegro. Zwischen den steil aufragenden Felsen und dem Fluß ist eben für eine zweite Häuserreihe kein Platz vorhanden. Rieka ist der nördliche End-

punkt der Schifffahrt auf dem gegen fünfzig Kilometer langen, sechs Kilometer breiten See, wie Skutari der südliche ist. In der Mitte liegt die Grenze zwischen Montenegro und Albanien.

Die Hauptzuflüsse des Skutarisees sind die aus dem montenegrischen Berglande herabkommende Zeta und die Moratjscha, die sich bei der Stadt *Podgorica* vereinigen und an der Nordseite des Sees in diesen ergießen.

V o n A n t i v a r i n a c h C e t i n j e

Auf der Landkarte von Europa nimmt Montenegro ein so winziges Fleckchen ein, daß man glauben könnte, es sei an einem Tage zu durchwandern, ungefähr wie San Marino oder das Operettenfürstentum von Monte Carlo.

In der Tat ist die Hauptstadt des Ländchens, *Cetinje*, von den weitberühmten *Bocche di Cattaro* aus auf der wunderbaren österreichischen Gebirgsstraße mit Leichtigkeit in einem Tage erreichbar. Wer Cetinje besucht, hat damit das Interessanteste von Montenegro gesehen, und das genügt dem Durchschnittstouristen vollauf. Das Land umfaßte ja bis zum Balkankriege nur neuntausend Quadratkilometer mit zweihundertfünfundachtzigtausend Einwohnern. Die Beute aus dem Kriege belief sich auf fünftausendeinhundert Quadratkilometer mit hundertfünfzigtausend Einwohnern, so daß das heutige Königreich Montenegro die Größe des Königreichs Sachsen besitzt, mit so viel Einwohnern wie die Stadt Chemnitz. Ist es so unbekannt geblieben, so liegt das an der Schwierigkeit des Reisens. Mit Ausnahme dreier Straßen zwischen den „Hauptstädten“ gab es bis in die jüngste Zeit in dem kahlen Gebirgslande keine andern Verkehrswege als Saumpfade, keine andern Verkehrsmittel als elende Diligencen oder Schusters Rappen; Gasthöfe sind nur in Cetinje und ein paar andern Ortschaften zu finden, noch dazu solche bescheidenster Art, und sonst muß man in den elenden Hütten der halbwilden Hirten Unterkunft suchen, auf harten Holzpritschen schlafen und sich mit Kartoffeln und saurer Milch als Nahrung begnügen.

Montenegro steht noch heute größtenteils im Mittelalter, und nur in Cetinje sowie unten an den erst vor einigen Jahrzehnten von den Türken eroberten Stüdcchen Meeresküste hat etwas moderne Kultur von dem benachbarten Dalmatien her Eingang gefunden. Es ist

auch gar nicht anders möglich in diesen kahlen, bis auf zweitausend Meter emporsteigenden Karstgebirgen, die den größten Teil des traurigen Ländchens einnehmen.

Die Montenegriner erzählen selbst, daß, als der liebe Herrgott die Erde schuf, ein Sack voll Felsen gerade über ihrem Lande platzte. Sie fielen nieder, und dieser Felshaufen ist Montenegro. Wenn einmal Luftballonfahrten längs der Adriaküste eingeführt sind, wird sich von der Höhe aus Montenegro wie ein Stückchen toter Mondfläche ausnehmen mit ein paar Blumentöpfen voll Erde: wo sich der größte Blumentopf befindet, liegt Cetinje.

Wer von den heutigen, so sehr verwöhnten Touristen ein bißchen Strapazen nicht scheut, dem wird die Fahrt nach der Hauptstadt der Schwarzen Berge, nicht auf der gewöhnlichen Route von Cattaro hinauf, sondern von Antivari über den wunderschönen Skutarisee, viel Vergnügen bereiten. Die Zeit wird wohl kommen, wo es in Antivari gute Hotels zum Einkehren und bequeme Eisenbahnwagen zur Weiterfahrt geben wird. Heute ist die Sache noch recht mißlich. Antivari war wohl vor Jahrhunderten eine berühmte Stadt, zum Schutz gegen das jenseits der Adria in Italien gelegene Vari oder Bari gebaut, eine finstere, starke Türkenfeste, auf deren Zinnen die rote Fahne mit dem Halbmond wehte, heute hat sie den Nachteil, daß sie nicht existiert. Sie steht als Städteringelchen auf den Landkarten angegeben, die bequemen Schiffe des Österreichischen Lloyd, die auf der Adria den hauptsächlichsten Verkehr vermitteln, bezeichnen sie als Anlegehafen, die Katholiken als Bischofssitz, die Österreicher als Konsulatsitz, der König von Montenegro hat im Jahre 1909 im Gegensatz zu dem türkischen Antivari sogar ein Neu-Antivari gegründet, aber die Stadt existiert doch nicht. Weder die alte, noch die neue. Die alte wurde im letzten Türkenkriege gerade vor vierzig Jahren von den Montenegrinern zusammengeschossen, und die neue wurde wohl gegründet, aber noch nicht gebaut. Wer heute nach Antivari kommt, sitzt also zwischen zwei Stühlen.

* * *

Als mich albanische Ruderer vom Dampfer an das stille, einsame, sonnige Ufer brachten, wunderte ich mich, daß die Montenegriner drei Jahrzehnte verstreichen ließen, ehe sie sich zu irgend einer Rußbarmachung des Hafens entschlossen. Auf dem kleinen Hafentai vor dem Zollschuppen nahmen mich ein paar riesige Montenegriner in

Empfang, in die malerische Nationaltracht gekleidet, das putzige nationale Zereviskläppchen auf dem Kopf und den unfehlbaren Kavallerierevolver im Gürtel. Dazu Säbel und Dolch. Auf montenegrinisch fragten sie mich: Ihr Name, Ihre Stellung? Woher? Wohin? Warum kommen Sie hierher? Italienisch oder sonst eine Sprache wird hier nicht gesprochen. Man muß sich mit Serbisch durchhelfen.

Auch die Gepäcsträger, der Zollaufseher, der meine Sachen ziemlich glimpflich durchsuchte, und die anderen Menschen, die mir in den Weg kamen, trugen Schießprügel, wie wir Regenschirme und Gasloschen tragen. Ohne Schießprügel kein Montenegriner, wenigstens solange er in seinem Heimatlande weilt. Kommt er nach Cattaro, auf österreichisches Gebiet, so werden ihm im Zollamt die Feuerwaffen abgenommen, und erst wenn er nach Montenegro zurückkehrt, darf er sich wieder mit den paar Kilo Eisen belasten. Das macht ihn auf Österreich schlecht sprechen.

Jenseits des Zollschuppens beginnt die Fahrstraße nach dem Skutarisee, und ihr zur Rechten, angeschmiegt an einen kahlen, grauweißen Kalkberg, erheben sich ein paar Häuser. Zuerst ein großes, die Agentur des Österreichischen Lloyd, dann zwischen einigen ärmlichen Steinhütten ein zweites, von einem Rosengärtchen umgeben. Über dem Tore steht auf einem Schilde: „K. u. K. österr.-ung. Konsulat in Antivari“.

Ich war also in Antivari.

„Nein,“ sagte mein bewaffneter Gepäcsträger, „das hier ist *Pr ist a n.*“ Ich suchte auf der Landkarte — Pristan war dort nicht verzeichnet, sondern Antivari. „Nein, Pristan,“ wiederholte das wandelnde Arsenal, schwitzend unter der Last meiner zwei Koffer. „Hier ist das Hotel.“

Eine ebenerdige Steinhütte, zu der ein paar große, zu Stufen zurechtgelegte Steine emporführen. Drinnen saß der fürstlich montenegrinische Postdirektor, natürlich auch mit gewaltigem Revolver, der Steuereinnahmer und sonstige bewaffnete Honoratioren beim Abendbrot. Eine dicke Italienerin wies mir ein Zimmer an, wo auf nebeneinandergelegten rohen Brettern ein Bett hergerichtet war. An den Kleidernägeln hingen speditige Arbeiterhosen; das nach dem von Felsen umragten Hof führende Fenster war offen. Während ich meine Sachen austramte, steckte freundlich grunzend ein Schwein seinen Kopf ins Zimmer. „Schon besetzt,“ sagte ich unwillkürlich. Es war

auch in der Tat außer mir noch von anderen Wesen besetzt, die das Bett mit mir teilten und sich die Nacht über an meinem Blute erfreuten.

Sonst gab es in Pristan keine Sehenswürdigkeit. Ich wollte mir daher gleich für den nächsten Morgen einen Wagen nach Cetinje bestellen, oder vielmehr nach Wirpasar am Skutarisee auf dem Wege nach Cetinje.

„Wagen gibt es keinen,“ sagte mir der Postmeister, „aber Sie können sich in der Postdiligence einen Platz belegen.“

„Dann kann ich doch gleich meinen Koffer einschreiben lassen?“

„Geht nicht. Jeder Reisende darf nur zwanzig Kilo Gepäck mitnehmen.“

„Ich brauche aber die Koffer in Cetinje!“

„Dann müssen Sie eine andere Gelegenheit abwarten. Die wird sich schon noch diese Woche bieten.“

Ich beratschlagte mit dem österreichischen Konsul, und als Ergebnis nahm ich alle fünf Plätze der Diligence und hatte damit Anspruch auf fünfmal zwanzig Kilo Gepäck.

„Ja, aber nur Handgepäck, keine Koffer,“ meinte der Postmeister. „Die kämen nicht mit.“

Aber sie kamen doch mit. Ein paar Freundlichkeiten, verbunden mit Zigaretten und Kaffee, nicht grob sein, sondern höflich und zuvorkommend. Dann wurden die Koffer aufgeladen.

Am nächsten Morgen ging's durch die prachtvollen Oliven- und Feigenhaine hinauf nach dem Ruinenhaufen, der einst Türkisch Antivari war. Unten auf der weiten Ebene soll das neue Antivari gebaut werden, die Hafen- und Hauptstadt von Montenegro. Vorläufig war noch kein Haus vorhanden. Nur der schöngezeichnete Plan, den ich später in Venedig, im Kontor der italienischen Hafen- und Eisenbahnunternehmer von Montenegro, an der Wand prangen sah: Breite Boulevards, Stadthaus, Fürstenpalast, Theater, Docks, Warenhäuser, alles auf Papier. In Wirklichkeit wird es einmal sehr schön werden. Einmal!

Zwischen den vielhundertjährigen Olivenpflanzungen am Strande der Bucht, weit von der zu bauenden Stadt entfernt, steht eine hübsche Villa mit zwei Nebengebäuden, die Villa des Erbprinzen von Monte-

negro. Von der Nordseite der Bucht, wo die österreichische Grenze beginnt, leuchten die langen, weißen Häuserreihen von Spizza, des südlichsten Ortes der großen Doppelmonarchie, herüber.

Nach einstündiger Fahrt kamen auf der jenseitigen Bergwand die Ruinen von Alt-Antivari in Sicht. Ein wunderbarer Anblick. Auf einem schroff hervortretenden, nach allen Seiten steil abfallenden Felsen erheben sich die gewaltigen Ringmauern und dräuenden Bollwerke der Festung, denen selbst das Bombardement von seiten der Montenegriner nichts anhaben konnte. Nur die Zitadelle im oberen Teil wurde zusammengepfiffen. Diese Bollwerke umschnürten die alte Türkenstadt, aber da die montenegrinischen Batterien höher standen, fand jedes ihrer Geschosse sein Ziel. Die Dächer stürzten ein, das Innere verbrannte und nur die Steinmauern erheben sich noch, mit öden Fensterhöhlen und Torbogen, überwuchert von üppigen, hellgrünen Schlinggewächsen — eine ganze Stadt mit Straßen und Plätzen, gefüllt mit sich dicht drängenden modernen Ruinen, und nicht einem einzigen Einwohner! Es ist grauenerregend! Seither wurde gar nicht der Versuch gemacht, den Schutt aufzuräumen, die Stadt wieder bewohnbar zu machen, sie wird auch so bleiben wie zur Zeit, als die montenegrinischen Sieger in die brennende Feste einmarschierten, um auf den Stumpfen der Minarette, von welchen der Halbmond heruntergeschossen worden war, das Christentum aufzupflanzen. Antivari war dem Christentum gewonnen, aber wie! In dem alten Städtchen hatten Tausende von Männern und Frauen und Kindern nicht christlich, aber friedlich und sittsam gelebt, bis die christlichen Montenegriner ihnen die Häuser über den Köpfen zusammenknallten, ihre Heimstätten verbrannten, ihnen durch einen tollkühnen Handstreich die Wasserleitung abschnitten und das Trinkwasser nahmen. Dann mußten sich die Moslems ergeben.

Als ihnen aber alle Zufuhren abgeschnitten wurden und der eiserne Hagel immer dichter in die unglückliche Stadt fiel, war für die Feste nur eine Rettung möglich: der Entsatz durch die Flotte. In der Tat kamen türkische Panzerschiffe herbeigedampft; doch auch sie konnten gegen das grobe Geschütz der „Schafshirten“ nichts ausrichten, und zu Weihnachten 1877 mußte sich Antivari nach anderthalbmonatlicher Verteidigung ergeben. Heute zeigt es sich wie ein türkisches Pompeji, eine der merkwürdigsten und traurigsten Ruinenstätten, die ich je gesehen — trauriger, weil diese Ruinen aus unserer Zeit stammen.

Innerhalb der gewaltigen Ringmauern und dräuenden Bollwerke ist Straßen auf, Straßen ab nicht ein einziges Gebäude ganz geblieben. Moscheen, Paläste, Hammams, Minarette, Haremsgebäude liegen alle in Ruinen, überwuchert von üppigen Schlinggewächsen, und kein einziges menschliches Wesen wohnt mehr in ihnen!

Von dem Rest der türkischen Bevölkerung bauten sich einige wieder bescheidene Heimstätten an der Nordseite der Feste, in der ehemaligen Vorstadt. Dazu kamen Albanier, Italiener und einige von den nunmehrigen neuen Herren des Landes, den Montenegrinern, mit ihren Schießprügeln. Alle wohnen ziemlich friedfertig in einer einzigen Straße mit Basarbuden und vielen Kneipen. Eine davon hat auch Zimmer zu vermieten. Das ist das Hotel. Es sollte Hotel „des Punaies“ heißen.

* * *

Schön ist es, daß all die verschiedenen Menschen, die sich hier angesichts der traurigen Ruinen zusammengefunden haben, an ihrer nationalen Eigenart und ihren nationalen Trachten festhalten. Das macht den armseligen Ort doch interessant für den fremden Besucher, namentlich an Feiertagen, wenn der griechisch-katholische Pope zur Kirche geht und der große Olivenhain vor dem Gotteshaus mit Andächtigen gefüllt ist. In malerischer Gruppierung sieht man hier bunt gekleidete Montenegriner mit ihren Weibern in ärmlicher Tracht, bewaffnete Albanier, bei denen schmutzig Weiß als Farbe vorherrscht. Besonders reizvoll zeigen sich manche Albanierinnen noch in türkischen Gewändern: Duftige Gaze umgibt bunte Seiden- und Sammetkleider, mit Gold kunstvoll gestickt, mit Perlen und Steinen geschmückt; die Füßchen stecken in Schnabellschuhen mit aufgetrümelter, langer Spitze. Aus dem zarten Elfenbein des ovalen Gesichts leuchten die schwarzen Mandelaugen, deren schwärmerischer Ausdruck noch durch die bläuliche Rochölschminke des unteren Lides gehoben wird. Die ganzen Erscheinungen atmen noch den Zauber der orientalischen Harems, deren es zur Türkenzeit gerade hier viele gab. Feinschmecker unter den Türken zogen gerne hierher, ja einer von ihnen, Selim Beg, baute sich eine kleine Alhambra an Pracht für sein Schlemmerleben. Dem paßte es natürlich am allerwenigsten, daß die Montenegriner zur Eroberung dieses paradiesischen Stüdes türkischer Erde anrückten, und ebenso eifrig wie er in Friedenszeiten der süßen Minne huldigte, rüstete er sich zum Widerstand. Das mußte er büßen. Die Alhambra wurde

über seinem Kopf zusammengeschossen, er mußte mit seiner Kollektion hübscher Schmachtwelber fliehen, und heute haufen in den überwucherten Mauern seines Dornröschenschlosses, in dem verwilderten Rosengarten Eidechsen und sonnen sich auf den prächtigen Marmorsculpturen.

* * *

Von Antivari schlängelt sich die vortreffliche Straße die Berge empor. Felder und Wälder, Olivenhaine und Obstgärten wechseln miteinander ab, jetzt alles in vollster Blüte, und zauberhafter Duft umfächelt den Reisenden. An den Rändern der Terrassen hat der fleißige Albanier Weinreben gepflanzt; wo immer ein Blumentopf voll Erde auf dem grauen Kalkfelsen sich zeigt, steckt gewiß ein Feigen- oder Mandelbaum darin. Die Spitzen der Berge tragen noch das blendende Schneediadem, während sich rings um den tiefblauen Golf von Antivari eine wahrhaft olympische Sommerlandschaft legt. Meine Diligence rasselte die vielen Zickzack der Bergstraße hinan, der entlang heute bereits die Gleise der neuen Eisenbahn, der ersten von Montenegro, gelegt sind. Die Reisenden, welche nach dem Kriege meinen Weg folgen, werden es bequemer haben. Sie werden auch nicht mehr auf tausend Meter hinauf müssen, um den Sutormanpaß zu überschreiten, denn die Bahn unterfährt in einem anderthalb Kilometer langen Tunnel um ein paar hundert Meter tiefer die Paßhöhe.

Jenseits des schon geschilderten Skutarisees, bei Rieta, setzte ich die Fahrt nach Cetinje fort. Gegenüber dem Winterschloß des montenegrinischen Königs erhebt sich auf einem grünen Felsen das alte Kloster von Rieta und zwischen beiden schaukelt auf dem Flusse das kleine Dampferchen, das der König wie so vieles, vieles andere dem guten Väterchen von Rußland zu verdanken hat. Väterchen ist für die Montenegriner der heilige Nikolaus in der Tat. Der König hängt des Abends seinen Strumpf zum montenegrinischen Fenster hinaus, und des Morgens findet er die russischen Geschenke darin, ein Dampferchen, ein Automobil, ein paar tausend Gewehre für seine Soldaten, dies und jenes. Zuletzt war das St. Nikolaus-Geschenk eine Million Rubel.

Nach Rieta hatte ich mir von Cetinje aus einen dreispännigen Wagen bestellt. Der Wagen war auch da, aber der lumpige Kutscher wollte durchaus keine Koffer aufschnallen. Das könnten seine Pferde nicht ziehen. Natürlich steckte er mit einem zweiten einheimischen

Kutscher unter einer Decke, der sich anbot, die Koffer für zwölf Kronen nach Cetinje zu bringen. Ich hatte einen Dreispänner, wog nicht so viel wie mein Koffer und mußte vierundzwanzig Kronen bezahlen. Da war aber gar nichts zu machen. Wollte ich mich unten nicht wieder von Wägen anknabbern lassen, dann hieß es gute Miene zum bösen Spiel machen, recht freundlich sein. Mit den Montenegrinern ist nicht zu spaßen, besonders wenn sie Kutscher sind und durch so einsame Gegenden fahren, wie die Felsenwüste zwischen Rieka und Cetinje. Während der ersten Wegstunde fuhren wir durch das recht ansprechende, vegetationsreiche Tal in fortwährendem Zickzack aufwärts. Cetinje liegt ja sechshundertzweiundsiebzig Meter über dem Meerespiegel, dazu hatten wir auch noch den Sattel der Kette zu erklimmen, ungefähr zweihundert Meter höher. Die bewaldeten Berghänge wurden immer seltener, kahle, graue Felsrücken und Ruppen traten an ihre Stellen, steinig und traurig, mit spärlichen Hütten überall dort, wo die für Montenegro charakteristischen kraterförmigen Löcher sich vorfinden. Auf ihrem Boden, zwanzig, dreißig Meter tief, ist überall fruchtbare Erde und dort bauen die armseligen Hüttenbewohner ihr Getreide. Auch die Kraterwände enthalten stellenweise kleine, flache Terrassen mit Erde, vielleicht nicht größer als ein Tisch, alle sorgfältig bebaut. Die dunkelbraunen, runden Flächen nehmen sich von der Straße nicht größer aus als Kaffeesatz auf dem Grunde einer Tasse. Zieht ein Montenegriner in eine andere Gegend, so könnte er seine Felder beinahe seiner Gattin auf den Rücken packen. Er selbst trägt nichts, beileibe nicht. Seine Gattin ist der Padesel, die Sklavin, die Arbeiterin, er schreitet stolz vor ihr her und läßt sich von ihr als Begrüßung die Hand küssen! Da käme er bei unseren Frauen schön an.

Auf der Rammhöhe war es schon zu finster, um die prächtige Aussicht auf den großen Skutarisee und die karstige Hochgebirgslandschaft dahinter voll genießen zu können. Dafür hatte ich einen anderen Genuß. Der Wagen mit meinem Koffer fuhr immer unmittelbar hinter dem meinigen und der Kutscher brüllte stundenlang mit rauher Stimme serbische Lieder, daß die Mauern von Jericho gewackelt hätten. Es war zum Tollwerden. Ich hielt mir die Ohren zu, befahl ihm, fluchte und bat, doch endlich zu schweigen. Gar keine Spur. Er brüllte noch lauter. Da dachte ich, rauchen würde helfen. Wer raucht, kann nicht gleichzeitig brüllen. Ich hatte freilich nur mehr eine Zi-

garre in der Tasche, meine letzte Savanna, die ich für Cetinje aufsparen wollte, aber ich bot sie ihm an und reichte ihm sogar das brennende Streichholz. Er blies es aus, steckte meine Savanna in die Tasche und brüllte weiter.

Es dämmerte schon, als wir durch die Steinöde bei Dunkelheit im Zidzack herabrollten gegen Cetinje zu. Erst gegen neun Uhr erreichte ich das Grand-Hotel dieses Dorfes. Ich war fünfzehn Stunden auf der Reise gewesen, um eine Strecke zurückzulegen, die in der Luftlinie nicht länger ist, als vom Schlesischen Bahnhof nach Fürstentwalde. In derselben Zeit hätte ich von der Schweiz nach Berlin fahren können.

Montenegro und sein Volk

Wer Cetinje gesehen hat, wird sich keinesfalls wundern, daß der König von Montenegro nunmehr ernstlich daran denkt, seine Haupt- und Residenzstadt von den unsäglich traurigen, trodenen, unzugänglichen Bergeshöhen herunter an die milde, fruchtbare Meeresküste zu verlegen. Könnte er es, dann würde er auch sein ganzes Königreich, soweit es in den Bergen liegt, mit herunternehmen.

„Haupt- und Residenzstadt“ wird dieses Cetinje genannt, es ist aber nicht viel mehr als ein großes Dorf, dem gegenüber Arolsen, Büdeburg, San Marino und Andorra wahre Großstädte sind. Dort gibt es wenigstens mehrstöckige Gebäude, große Kirchen, Regierungspaläste, oder doch, was man eben so nennt. Cetinje aber ist trotz montenegrinischer Unabhängigkeit und russischer Unterstützung eine Anhäufung armseliger, ebenerdiger Steinhäuser in einem kilometerbreiten Bergkessel, rings umstarrt von fahlen Mondgebirgen. Von dort ragt ein Sporn oder vielmehr ein Haufen von Felsstrümmern in den Kessel hinein. Auf der Spitze steht ein dicker, runder Steinturm, wo die Montenegriner früher, als sie noch auf Leben und Tod gegen die Türken fochten, die blutigen Türkensködel auf lange Stangen steckten. Das ist der schönste Aussichtspunkt von Cetinje.

Von dort oben — welch ermüdende Kletterei über Stock und Stein, um überhaupt hinaufzugelangen! — sieht man die Geschichte Montenegros, seine Politik, seine Finanzen und sein Herrscherhaus zu Füßen — ein mit Blut besudelter Bogen Papier, schwarz-gelb

und rot-weiß-blau umrandert. Ein paar grüne Tupfen darauf spielen ins Italienische hinüber. In Wirklichkeit eine lange, breite Dorfstraße mit kurzen Seitengäßchen, und was in dem Bergkessel sonst noch an Platz vorhanden ist, wird von kleinen geackerten Feldern und einem Exercierplatz für das königlich montenegrinische Militär eingenommen. An die jenseitige Bergwand gelehnt, erhebt sich die Kaserne, das größte Gebäude von Cetinje, wie von Montenegro überhaupt. Ist auch ganz begreiflich, denn das Land ist ja nur eine russische Kaserne an der Grenze der Türkei und — von Österreich.

An einem Ende der Dorfstraße erhebt sich das zweitgrößte Gebäude des Ortes, eine stattliche Villa, umgeben von einem hübschen Garten, wo sogar Blumenbeete zu finden sind: die österreichische Gesandtschaft. Am anderen Ende eine gleich stattliche Villa, nur in verschiedenem Stil und mit einem weniger hübschen Garten: die russische Gesandtschaft — und zwischen beiden in der Mitte, doch ein wenig näher an die Vertretung des Zaren, liegt der „Palast“ des Königs. Inzwischen ist auch ein italienisches Gesandtschaftspalais gebaut worden, und das ist natürlich, wenn man die Königin von Italien zur Tochter hat.

Zwischen diesen Hauptbauten von Cetinje liegt das eigentliche Dorf, das übrigens von auffälliger Reinlichkeit ist. In den weißen, kalkbestäubten Straßen liegen keine Papierschnitzel und Orangenschalen. Wo gäbe es auch in Cetinje Orangen oder Papier? Wo überhaupt Kaufläden, Basare, Geschäfte, Industrie, Gewerbe, Fabriken, Dampf, Rauch, Schloten? Die reine Sommerfrische. Nur daß die Fremden fehlen. Sie kommen wohl während des Frühjahrs, besonders im Mai, wenn das Schmelzwasser von den Bergen, das im Frühjahr den ganzen Bergkessel und die Straßen in einen See verwandelt, wieder abgelassen oder von der stechenden, heißen Sonne aufgesaugt worden ist. Sie kommen, neugierig, Montenegro zu sehen, gewöhnlich von Cattaro heraufgefahren, eine steile, sieben- bis achtstündige Wagenpartie, gucken sich des Abends, kaum daß sie den Staub von den Kleidern geklopft, eine Stunde lang Cetinje an, machen lange Gesichter, schreiben von neun bis zehn Uhr abends Ansichtenkarten, um mit nächstem Sonnenaufgang wieder nach Cattaro zurückzufahren. Klappern dann die Pferdehufe durch die stillen Straßen, rasseln die Wagen, knallen die Peitschen der dalmatinischen Kutscher, dann erscheint vielleicht an einem Fenster schlaftrunken eine diplomatische

Erzellenz und blickt den fröhlich Davoneilenden traurig und sehnsuchtsvoll nach. Gähnt und legt sich wieder zu Bett.

* * *

Es gibt gewiß keinen zweiten Ort auf Erden, der so viele Erzellenzen beherbergen würde, wie Cetinje. Da sind zunächst die montenegrinischen Minister, und dazu kommen Vertreter aller Groß- und Kleinmächte Europas. Amerika fehlt. Auch Japan, das doch sonst überall in seinem Großmachtsdünkel Botschafterposten errichtet. Vielleicht kommt es noch. Was in Cetinje europäisch gekleidet ist, ist gewiß eine Erzellenz oder sonst ein Diplomat. Dazu kommen ein paar Damen, Männer und Frauen im Exil mit der Hoffnung, so bald wie möglich wieder fortzukommen. Nach ein paar Jahren Cetinje kann ein Diplomat hoffen, irgend einen besseren Posten, Belgrad oder Athen oder Santa Fé de Bogota, zu ergattern.

Überall gibt es bessere Wohnungen und bessere Lebensverhältnisse für die Diplomaten als hier. Die drei am engsten an den Geschicken Montenegros beteiligten Großmächte haben sich, wie gesagt, ihre eigenen Legationen gebaut, die wohl zu Spitälern und Armenhäusern umgestaltet werden dürften, wenn der König sein Cetinje zusammenpakt und nach Antivari an die Seeküste verlegt. Die anderen Gesandten wohnen in kleinen, mehr als bescheidenen Mietshäuschen, ebenso geräumig, wie in anderen Residenzen etwa die Portierlogen der Legationen. Dabei sind diese Mieten ebenso teuer wie anderswo jene von Palästen. Deshalb hat sich der deutsche Gesandte gegenüber dem einzigen Hotel des Dorfes, dem „Grand“-Hotel, ein paar neben-einanderliegende Häuschen zusammengekauft und ihnen einen gleichmäßigen Anstrich gegeben. So präsentieren sie sich beinahe ebenso würdig wie der Herrscherpalast von Cetinje. Der Engländer wohnt einstweilen im Grand-Hotel, zusammen mit kleinen, blutdürstigen Tierchen, die ihm wahrscheinlich die Nachtruhe ebenso rauben dürften wie mir. Als ich mich über diese Kriechtierchen beschwerte, meinte der Besitzer, ein Hüne in Montenegrinertocht mit gewaltigem Revolver im Gürtel, die Reisenden selbst hätten sie wohl von Cattaro mit heraufgebracht. Und als ich in Cattaro, wo ich ebenfalls von derlei blutdürstigen Parasiten gepeinigt wurde, eine gründliche Reinigung des Bettes verlangte, sagte man mir, die Reisenden brächten sie von Cetinje. So schwankt der Streit um die eigentliche Heimat der serbodalmatinischen Wanzen wie jener um den Geburtsort des Homer.

Ich hielt den rotbewamsten, riesigen Hotelier mit seinen Kniehosen und rauen Wadenstrümpfen, Schießprügel im Gürtel und das schwarzumranderte, rote Zereviskäppchen in dem finstern, durchfurchten Gesicht für den Hotelportier. Er war aber der Eigentümer, ein guter Freund und Vetter des Königs, mit dem er früher gemeinschaftlich Schafgeschäfte machte. Sie kauften Schafe nach Tausenden und verkauften sie um teures Geld in Europa, bis die Schafeinfuhr aus anderen Ländern dem Geschäft ein Ende bereitete. Hinter dem Hotel geben sich zur Nachtzeit die Hunde und Katzen Rendezvous, so daß man nicht schlafen kann, und bei Tagesanbruch schreit ein Esel vor dem Hotel die Reveille. Dazu werden im Hotel selbst häufig Diplomaten diners gegeben. So kommt man aus der Zerstreuung nicht heraus.

Von meinem Fenster sah ich auf einen Stadtpark mit bescheidenen Bäumchen und kleinen Rasenflächen. Die Kultur dämmert in den montenegrinischen Bergen. Anschließend daran dehnt sich ein zweiter Park aus, in welchem die Villa des Erbprinzen Danilo und seiner Gemahlin steht. Und daran schließt ein dritter „Park“, jener des Fürsten. Dann kommen die kahlen, öden Berge.

Neben dem Grand-Hotel erhebt sich, stark ummauert wie ein Gefängnis, ein russisches Mädchenpensionat, vom Väterchen in Petersburg unterhalten. Übrigens ein ausgezeichnetes Institut, wo die montenegriner Mädels Russisch lernen, dazu Spizenklöppeln und allerhand Nützliches. Sogar von Dalmatien werden die Badfischen hierhergeschickt, weil die Angehörigen der orthodoxen Kirche dort keine ähnliche Anstalt besitzen.

* * *

Auf dem Weg durch die sonnige, einsame Straße zum Königspalais kommt man an ein paar kleinen, schlecht unterhaltenen Häuschen vorbei, an deren Pforten montenegrinische Riesen mit gewaltigen Revolvern im bunten Leibgürtel, das rote Wams mit Gold bestickt, umherzulungern pflegen. Das sind die Ministerien, wo in den kleinstenstrigen Kämmerchen die montenegrinischen Erzellenzen hausen. Also Minister-Kabinette. Von Zweideutigkeiten kann gar keine Rede sein, denn dazu gehören ja auch andere Kabinette. Diese sind aber in Cetinje nur in primitiven Andeutungen vorhanden.

Dann kommt eine breitere Seitenstraße, und links das dritte Haus ist das „Palais“, mit zwei Schildwachen davor. Wenn Ge-

sandte ihre Aufwartung machen, dann empfängt sie der König im Palais. Kommen aber die eigenen Untertanen, die wilden Hirten von den Bergen, wo es kein Wasser zum Waschen gibt, und die Einwohner von Cetinje, wo es keine Bäder gibt, dann werden sie draußen empfangen. Er weiß wohl, warum er's tut. Der jeweilige diensttuende Adjutant führt die Bittsteller, die alle mit Schießprügeln bewaffnet sind, vor und gewöhnlich wohnen auch einige andere Mitglieder der Familie diesen Audienzen bei. Die Königinmutter pflegte sich früher mit dem Strickstrumpf draußen unter einen der zwei Bäume vor dem Palais zu setzen und mit den Schildwachen zu plaudern.

Gegenüber liegt das höchst bescheidene, einstöckige Häuschen, in welchem Prinz Mirko wohnt, und daneben liegt das „alte Palais“, ein langgestreckter Bau, den man für die Hoffstallungen halten könnte. Er dient jetzt für den Gerichtssenat, hohe Staatsämter und das Gymnasium. Der Hofraum wird durch eine mit Rundtürmen besetzte Mauer umschlossen. Gleich dahinter liegt das Staatsgefängnis, das gemütlichste, anheimelndste Haus der Residenz, frei und offen, wie ein Passantenhotel. Draußen vor dem Eingang lauern die Verbrecher und schmauchen ihre Pfeifen. Wie man mir sagte, fällt es gar keinem ein, davonzulaufen. Die Waffen sind ihnen abgenommen. In Montenegro, wo jedermann in und außer dem Hause seinen Schießprügel hat, mit einigen Pfund Eisen und Patronen belastet spazieren geht und im Wirtshaus seinen Schnaps trinkt, muß sich so ein unbewaffneter Montenegriner ganz nackt vorkommen.

Eigentlich ist es doch etwas Schönes um diese Revolverwirtschaft. Es macht die Leute ungeheuer interessant, erinnert an die Abruzzesen, Rinaldini und Fra Diavolo, zumal die Söhne der Schwarzen Berge auch sonst ganz nach diesen klassischen Mustern aussehen — was für herrliche Gestalten! Es dürfte nur wenige Völker geben, die sich an Körpergröße, Kraft und Geschmeidigkeit mit den Montenegrinern messen können. Kein Wunder! Sind sie doch von ihrer Kindheit an gewöhnt, in ihrer kahlen Felsenheimat, die erst vor kurzer Zeit ein paar fahrbare Straßen erhalten hat, wie die Gämßen umherzuffletternd. Mit erstaunlicher Sicherheit erfaßt ihr Fuß jeden Felsvorsprung, jeden noch so kleinen Halt, und im Emporschwingen haben sie auch sofort den nächsten Halt entdeckt. Zögern gibt es bei ihnen nicht. Der Europäer, auf der bequemen Straße umherfahrend, sieht dort von montenegrinischem Verkehr fast nur die schweren Lastwagen, welche

die Gebrauchsartikel Cetinjes mühsam aus Cattaro oder Antivari emporschleppen. — Der Menschenverkehr benützt immer noch die alten Saumwege, die steilen, grauen, verwitterten Abhänge zu schwindelnden Höhen hinauf, zu schwindelnden Abgründen hinunter, geradewegs, ohne Zickzack. Bald sieht man diese zweibeinigen Genssen hoch oben auf einem Felsvorsprung sich scharf vom klaren Himmel abheben, und ist der Wagen des Europäers bei der nächsten Biegung angelangt, dann sieht man sie schon weit unterhalb, während des halbsbrecherischen Laufes mit Adlerblick alle sich darbietenden Gelegenheiten erfassend. Ein „Unzugänglich“ scheint es bei ihnen nicht zu geben. Selbst die Frauen steigen auf diesen Gemüspfad, die ein Europäer nur behutsam mit Händen und Füßen nehmen könnte, wie auf bequemen Treppen auf und ab, noch dazu schwere Lasten tragend. Die Montenegriner scheinen den Straßen wie absichtlich auszuweichen, als wären es Flüsse und sie selbst wasserscheu.

Sind sie auch. Gezwungenermaßen, denn es fehlt im Sommer überall an Wasser, selbst in der Hauptstadt, und Badeanstalten sind daher ebenso unbekannt wie Privathäder in den Häusern. Die Gesandtenwohnungen haben wohl die Wannen, aber kein Wasser, um sie zu füllen. Wer des Morgens zeitig genug aus den Federn kriecht, wird häufig genug montenegrinische Frauen vor ihren Haustüren sehen, wie sie sich aus einem kleinen Rännchen das spärliche Naß auf die Hände gießen und damit ihre — Haare beneßen. Wäsche wechseln — doch das sind Details. Übrigens besitzt nicht einmal das Grand-Hotel eine Badewanne. In jüngster Zeit ist in den Bergen oberhalb Cetinje eine große Stauanlage entstanden, und damit ist es wohl in bezug auf die Wassernot besser geworden.

* * *

Das interessanteste Gebäude von Cetinje dürfte das alte Serbenkloster sein, das sich einen Steinwurf weit vom Schloß an die steile Bergwand lehnt. Hier residierten die Vorfahren des Königs als geistliche Würdenträger, hier liegt auch der heilige Peter, der in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts starb und seither als Schutzpatron und Nationalheiliger verehrt wird. An einem Tage im Jahre wird der Sargdedel aufgeschlossen und das Volk zur Anbetung der vertrockneten Mumie zugelassen. Für gute Worte und gutes Geld kann man diesen Genuß auch an anderen Tagen haben. Der Metropolit von Montenegro hat in dem Kloster seine Residenz und über-

wacht die Heranbildung junger Leute zu Priestern. Vor der von einem Glockenturm überhöhten Kirche liegt eine vergitterte Säulenhalle, der Kirche zugewendet, und in dieser sieht man die Gräber der Fürstenfamilie, mit Kränzen und Schleifen über und über bedeckt.

Dem Kloster gerade gegenüber, quer durch die „Stadt“ am anderen Ende dieser Klosterstraße, erhebt sich sogar ein Theater. Gespielt wird darin nicht, denn es gibt bei den Cernogorzen keine Mimen, denen selbst die Gegenwart Kränze flechten könnte. Manchmal verirren sich aber Schauspieler aus dem stammverwandten Serbenlande hierher.

Damit sind die Sehenswürdigkeiten Cetinjes erschöpft. Der Besucher wundert sich, wie die vier- bis viereinhalbtausend Menschen, die hier wohnen, ihren Lebensunterhalt verdienen, wo sie ihre täglichen Bedürfnisse kaufen, denn Straßen auf, Straßen ab gibt es keinen Kaufladen. In der Mitte der „Stadt“ ist wohl ein Marktplatz vorhanden, wo zweimal in der Woche Vieh, Gemüse, blutiges Fleisch und trockenes Fischzeug verkauft wird. Nahebei liegen auch Bündel Reisig, das die Weiber auf den Bergen der Umgebung einsammeln und hier unter freiem Himmel feilbieten. Die den Marktplatz umgebenden Häuser haben wohl ein paar ärmliche Läden für allerhand Artikel, aber das ist auch alles. Der Uhrmacher von Cetinje ist gleichzeitig Optiker und Photograph. In dem Schneiderladen nahebei sitzen Albanier und Dalmatiner, um die teuren, goldgestickten Gewänder der Montenegriner zu machen, die ein paar hundert Kronen kosten. Wo nehmen die stolzen Riesen, die tagsüber langsam, würde voll durch die Hauptstraßen wandern, auf dem Marktplatz Gruppen bilden oder in den Cafésneipen herumlungern, das Geld dazu her? Bearbeitet wird nicht. Zeit spielt keine Rolle. Das Hasten und Zagen des Abendlandes, der emsige Fleiß, die nervöse Sucht nach Gelderwerb ist den Montenegrinern unbekannt. Wenigstens den Männern. Was im Hause und auf den spärlichen Feldern draußen geschaffen wird, geschieht durch die Frauen, die demutsvoll ihren Männern dienen und das armselige Hauswesen zusammenhalten. So anspruchsvoll und malerisch die Männer in ihrer Nationaltracht aussehen, so einfach sind die Frauen gekleidet —, wie bei den Pfauen oder den Hühnern. Zu kurzen, dunklen, faltigen Röcken tragen sie an Festtagen dunkle, goldbestickte Jäckchen, die sich in den Familien vererben, und billigen Goldschmuck. Junge Mädchen setzen auf das dicke, zu Zöpfen geflochtene schwarze Haar dieselben Zereviskäppchen,

welche die Männer tragen, und heiraten sie, so tritt an dessen Stelle ein Kopfstuch, das in einer Spitze auf den Rücken fällt.

Große Sprünge können die Montenegriner nicht machen, denn es fehlt ihnen an Geld. Ihr einziger Luxus sind ihre prächtigen Kleider und ihre Waffen. Ihre Häuser sind ärmlich eingerichtet, ihre Habe liegt gewöhnlich in Truhen, und Ofen sind seltene Luxusartikel. Über die wenigsten Hausdächer sieht man Kamine aufragen. Im Winter ist es empfindlich kalt. Meterhoher Schnee, der manchmal sogar die doppelte Höhe erreicht, begräbt dann die Stadt, die Berge, die Straßen. Der Verkehr mit der Außenwelt ist für Wochen unterbrochen und die Einwohner sitzen zu Hause, blasen Trübsal und frieren. Deshalb leiden auch die meisten von ihnen an Rheumatismus. Cetinje für eine Stunde zu sehen, bietet ganz passable Zerstreuung, eine Woche dort zu leben, verursacht dem Touristen tödliche Langeweile, einen Winter zu verbringen, ist lebendig begraben sein. In der neuen Hauptstadt Antivari, wenn sie einmal gebaut ist, wird es besser werden. Dort, an der Seeküste, umgeben von fruchtbarem Lande, können sich die Montenegriner besser entwickeln und dann zeigen, aus welchem Holz sie geschnitten sind.

* * *

Noch ursprünglicher und mittelalterlicher sind die Verhältnisse in den Ortschaften des Inlandes, besonders in Nikšić am Oberlauf des Zetaflusses, der, Montenegro durchschneidend, sich in den Skutari-see ergießt. Die Gruppe der ärmlichen Häuser von Nikšić wird von den Ruinen jener alten Türkenfestung gekrönt, um die wiederholt die blutigsten Kämpfe ausgefochten worden sind. Mit bewundernswerter Kühnheit sind die Türken immer wieder in der tiefen, von Wasserfällen durchrauschten Schlucht der Zeta in das Herz Montenegros eingedrungen und haben sich auf dem Felsen von Spuz, weiter südlich, eine starke Feste gebaut. Selbst in der wilden, noch unerforschten Berda, dem östlichen Teil des Gebirgslandes, im Quellgebiet der Tara, besaßen sie bei Kolasin eine Festung; aber all ihre Mühe, die Montenegriner zu unterwerfen, war vergeblich; denn im Berliner Vertrag wurde dieses Gebiet ihren Feinden zugesprochen. Am hübschesten von den ärmlichen Ortschaften Montenegros ist wohl Danilograd, das sich an den Ufern der Zeta auf Terrassen aufbaut und in seiner pittoresken Umgebung auch prachtvolle Wälder besitzt. Das ungefähr zehntausend Einwohner zählende Podgorica da-

gegen hat, seitdem es an Montenegro abgetreten werden mußte, viel verloren. Die Festung wie die Ringmauern fallen in Ruinen, die Türken sind fast alle fortgezogen, und der früher so belebte Basar hat nur an Sonntagen etwas Verkehr, wenn die wilden Bewohner der albanischen Alpen herunterkommen, um Schafshäute und Wolle, Wachs und Honig in andere Bedarfsartikel umzutauschen.

Überall im Lande zeigt sich Armut, wenn nicht Elend! Es sind keinerlei Naturschätze vorhanden, die irgendwelche Aussicht für bessere Zeiten gewähren, und nur die Gebietsteile an der Nordhälfte des Skutarisees und an der Meeresküste besitzen fruchtbare Gegenden, wo dem Volke Nahrung blüht. Die zukunftsreichsten Gegenden hat sich Montenegro indessen im letzten Balkankriege geholt, mit dem Tal des Lim und der Umgebung von *Djakova*. Das letztere, mit seinen fünfzehntausend fast durchwegs serbischen Einwohnern, ist nunmehr die größte Stadt des Landes. Die beiden den mittleren Teil Montenegros in engen, wilden Tälern durchströmenden Zwillingsflüsse *Piva* und *Tara* umfassen auf ihrem nördlichen Lauf das höchste und unzugänglichste Gebiet der Schwarzen Berge, aus dem der schneebedeckte *Dormitor* auf über zweieinhalbtausend Meter aufragt. Nach ihrer Vereinigung schon auf bosnischem Gebiet bilden sie die *Drina*, die auf eine lange Strecke, bis zu ihrer Mündung in die *Sava*, der bosnisch-serbischen Grenze entlang fließt.

Der mittlere und östliche Teil Montenegros ist lange nicht so unfruchtbar wie der westliche. Zwischen *Cattaro* und *Cetinje* zeigt sich das Bergland gerade von der häßlichsten und unfruchtbarsten Seite. Und da es dort von den meisten Reisenden besucht wird, hat es den Namen bekommen, den es in bezug auf den Mangel an Naturschätzen heute führt. Unverdienterweise, denn weiter im Lande bieten ungeheure Wälder Gelegenheit zu reicher Ausbeute, dazu große mineralische Schätze, die noch der Erschließung harren. Die Regierung ist in den letzten Jahren nicht so untätig gewesen, wie es nach den Verhältnissen in *Cetinje* und seiner kahlen Umgebung den Anschein hat. Zunächst hat sie überall, wo es anging, kostenlosen Schulunterricht eingeführt, ja es sind sogar einige Gymnasien entstanden; sie hat ferner verschiedene fahrbare Straßen mit regelmäßigem Kraftwagenverkehr anlegen lassen und ist auch fremden Unternehmern in liberaler Weise entgegengekommen, besonders Italienern und Belgiern, keinen Österreichern, denn gerade diesen Wohltätern Montenegros wird der größte

Haß entgegengebracht. So werden bald weitere Eisenbahnen und elektrische Kraftwerke entstehen, für welche die Flüsse mit ihrem großen Gefälle reiche Gelegenheit bieten. Die mineralischen Schätze, vornehmlich Eisen-, Kupfer- und Goldlager, sollen erschlossen und auch die langersehnte Schienenverbindung Serbiens durch Montenegro mit dem Meere hergestellt werden. Mit der letzteren wird es wegen der ungeheuren Bodenschwierigkeiten wohl noch ein Menschenalter dauern.

Süddalmatien, Bosnien und die Herzegowina

Bis zur Erlangung des Hafens von Antivari war die weitberühmte Bucht von Cattaro der einzige Seeweg nach Montenegro und die Stadt Cattaro selbst war das Tor dazu. Wie so vieles andere, so haben die Österreicher ihren unruhigen Nachbarn in den Schwarzen Bergen auch mit Millionenaufwand die prächtige Straße gebaut, die von Cattaro den steilen, kahlen Felsen auf nahezu dreizenhundert Meter empor und dann über den Lovtschen-Paß nach Cetinje führt. In achtundzwanzig kühnen Kehren windet sich diese Straße unmitttelbar über Cattaro empor, und je höher man gelangt, desto großartiger wird der Ausblick auf das öde, baumlose Gebirgslabyrinth mit seinen wilden, bis zu achtzehnhundert Metern aufragenden Gipfeln, zwischen denen tief eingebettet die Bocche di Cattaro liegen. Ihre einzelnen, verschieden geformten Becken leuchten in intensivem Grünblau aus dem Graugelb der steilen, kahlen Abstürze, wie ebenso viele durch enge Wasserstraßen miteinander verbundene Binnenseen, mit einzelnen weiß leuchtenden Flecken auf den Anhöhen wie in den tief eingeschnittenen Buchten: die verschiedenen Forts und Ortschaften, Castelnovo, Risano, Perasto und endlich Cattaro selbst mit seinen mittelalterlichen Ringmauern, die sich steil zu der es überragenden Zitadelle emporziehen.

In den engen Tälern und rings um die Ortschaften erscheint das einzige Grün in diesem höchst malerischen, in seiner wilden Großartigkeit in Europa kaum übertroffenen Bilde. Und doch, wer von Cattaro statt aufwärts gegen die Schwarzen Berge, auf einer vorzüglichen Straße den Ufern entlang um die Seebecken herumfährt, gelangt besonders bei Castelnovo durch entzückende Landschaften mit üppigen Gärten, aus welchen Zitronen und Orangen leuchten; zu Füßen des malerischen Forts Spagnuolo, um das die Türken mit den Venezianern

so lange gerungen haben, begrüßt den Wanderer bereits die Eisenbahn, doch schöner ist es, die Straße weiter aufwärts durch das fruchtbare Canalital bis nach Ragusa zu verfolgen, dieser Perle der Adria. Das Bild der von riesigen Ringmauern und dräuenden Türmen umschlossenen Stadt, den Fuß gebadet von den Wellen des Meeres, und als Krönung ein alles überragendes Fort, führt den Beschauer zurück in die düsteren kriegerischen Zeiten des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts. Auch das Innere dieser eigenartigen Seefestung ist reich an ungemein malerischen Bauten, stolze Denkmäler der Geschichte Ragusas, als es die Hauptstadt der gleichnamigen Republik war. Man glaubt sich in einem Venedig zu befinden, dessen Straßen nicht von Wasser durchrauscht und von Gondeln befahren werden, sondern auf dessen Steinpflaster sich ein selten buntes, fremdartiges Leben abspielt, mit Herzegowinern und Bosniaken, Montenegrinern und Türken in ihren farbenreichen Trachten, dazwischen die verschiedenen Uniformen der österreichischen Soldateska. Besonders drängt sich der Verkehr auf dem Platz vor dem imposanten Rektorenpalast und in der breiten Stradone, dem Korso von Ragusa, zusammen, von wo die mittelalterliche Porta Pille hinausführt in die ganz herrliche Umgebung mit ihren Gärten und Parks, in denen nicht nur Orangen und Feigen vorzüglich gedeihen, sondern über die Kronen immergrüner Bäume auch schon als erste Sendboten des tropischen Südens stattliche Dattelpalmen aufragen. Ragusa wie das unmittelbar daran anschließende Gravosa mit seinem schönen Hafen sind wohl geeignet, für Mitteleuropa einen Ersatz zu bieten für die französische oder italienische Riviera; schon längst besitzt es vorzügliche Hotels, wo sich die vornehme Welt in ähnlicher Weise zusammenfindet wie dort, und die Schienenwege, die nunmehr von dem mitteleuropäischen Bahnnetz durch zwei der landschaftlich schönsten Länder des Kontinents, durch Bosnien und die Herzegowina, bis an die Südspitze der Doppelmonarchie laufen, bringen die malerische dalmatinische Riviera in den Bereich der die Sonne suchenden Wintergäste des Nordens.

Bosnien und die Herzegowina verdienen allein schon viel mehr Beachtung als so manches vielgerühmte Touristenland Europas. Die Österreicher haben für die Hebung des Fremdenverkehrs unendlich viel getan durch Anlage von Eisenbahnen, Straßen, Hotels, Verschönerung der Städte, Erschließung der zahlreichen Sehenswürdigkeiten. In erster Linie sind hier die beiden ungemein malerischen Hauptstädte



Osger, Thiel

Partie vom Diokletian-Tempel in Spalato



Phot. A. Kott

Hauptplatz von Ragusa



Photo A. Kott

Mostar: Alte Türkenbrücke über die Neretva



Osborn, Lloyd

Ansicht von Cattaro

Mostar und Serajewo mit dem zwischen ihnen liegenden Narentatal zu nennen, dem entlang die Eisenbahn auf einem großen Teil der Strecke führt.

Es ist altslawisches Land, das sich hier von der Save bis an die dalmatinischen Küsten zieht. Schon im siebenten Jahrhundert wanderten die Kroaten und Serben in diese römisch-illyrischen Provinzen ein und lebten vom Jahre 940 an unter eigenen bosnischen Fürsten oder Banen. Vier Jahrhunderte später nahm der damalige Ban unter dem Namen Stephan Storko I. den Königstitel von Bosnien an und seine ersten acht Nachkommen regierten unter fortwährenden Kämpfen und Wirren religiöser und weltlicher Natur, bis die Einfälle der Türken der bosnischen Königsherrschaft ein jähes Ende bereiteten.

Schon vorher hatte sich der Großvoivode Stephan Vuktschitsch zum unumschränkten Herrn des Landes Hum gemacht, das von den Quellläufen der Narenta durch das ganze südliche Bosnien bis an die Bocche di Cattaro reichte. Auf der Fahrt von Ragusa über Mostar sieht der Reisende auf so mancher Höhe noch die Ruinen mächtiger Burgen aufragen, wo Stephan mit seiner stolzen Gemahlin Helena prunkvoll nach dem Muster der mittelitalienischen Höfe mit großem Gefolge residierte, glänzende Feste feierte und der Falkenjagd huldigte. Kaiser Sigismund verlieh ihm schließlich den Titel eines Herzogs von St. Sabbas, und seither wurde seine Voivodenschaft das „Land des Herzogs“ genannt. Das ist der Ursprung des Namens Herzegowina, den das Land Hum noch heute führt.

Die Tochter des ersten Herzogs, Katharina, vermählte sich im Jahre 1446 mit dem achten König von Bosnien aus dem Hause Storko, Stephan Tomaschewitsch, und so wäre die Herzegowina mit Bosnien schon damals unter die gleiche Krone gekommen, wenn nicht anderthalb Jahrzehnte später die Türken unter Sultan Mohammed II. das ganze Land mit Krieg überzogen hätten.

Südlich von der heute noch größtenteils mohammedanischen Stadt Banjaluka, der zweitgrößten Bosniens, führt eine Straße durch ungemein wildromantisches Bergland in das Tal der Sana, und dort erhebt sich über dem alten Städtchen Kljutsch eine mächtige Burg-ruine. Sie wurde zum Grab der bosnischen Unabhängigkeit. Im Jahre 1463 wurde sie vom König mit seinen Getreuen gegen die Türken auf äußerste verteidigt, doch die Burg fiel, Stephan Tomaschewitsch wurde

gefangen genommen, nach der alten bosnischen Hauptstadt *Zaiče* (Zaitſche) geschleppt und ihm dort der Kopf abgeschlagen. Seine Gemahlin flüchtete sich mit wenigen ihres Gefolges nach Rom an den Hof des Papstes, wo sie starb und wo in der berühmten Kirche *Ara Coeli* ihr Grab noch heute gezeigt wird. Ihr Sohn, der Thronfolger *Sigismund*, und ihre Tochter fielen in türkische Gefangenschaft und wurden später zum Islam bekehrt.

In *Zaiče* ragt noch heute über dem alten, ungefähr viertausend Einwohner zählenden Städtchen die stattliche Königsburg, jetzt als Feste dienend, empor. Auch Reste von der Ringmauer, die es einst umgaben, sind noch vorhanden mit einem aus dem dreizehnten Jahrhundert stammenden Turm. In der alten Kirche des Franziskanerklosters liegen in einem Glasfarg die Gebeine des letzten Königs von Bosnien.

Wie *Serajewo*, *Banjaluka*, *Mostar* und die meisten anderen Städte des hochromantischen Landes, so ist auch *Zaiče* ungemein malerisch gelegen. Die mittelalterlichen Häuser, Kirchen und öffentlichen Gebäude ziehen sich amphitheatralisch rings um die Vereinigung der beiden wasserreichen Gebirgsflüsse *Pliva* und *Drava* die Anhöhen hinan, und im Mittelpunkt des Bildes stürzt die *Pliva*, in mehrere Arme geteilt, in einem prächtigen, dreißig Meter hohen Fall brausend in die *Drava*.

Noch weit malerischer als *Zaiče* zeigt sich die Hauptstadt der Herzegowina, *Mostar*. Man ist so gewöhnt, die Städte des Islams mit ihren Moscheen und Minaretten und Kuppeln unter der Sonne des Südens, in Afrika oder doch an den Gestaden des Bosphorus zu suchen, daß man bei der Annäherung dem tief eingeschnittenen Tal der *Narenta* entlang mit Befremden diese hochragenden Wahrzeichen des mohammedanischen Glaubens auftauchen sieht. Überall sonst nördlich des Balkan sind sie zum weitaus größten Teil verschwunden, das Kreuzzeichen hat auf der Spitze der Gotteshäuser den Halbmond verdrängt, doch hier in diesem unter christlicher Herrschaft stehenden Lande, wo unter der stetig fortschreitenden christlichen Kultur alles im raschen Aufblühen begriffen ist, prangen immer noch die Symbole der Unkultur und des Verfalls in den Herzen der Städte, und ihre türkische Bevölkerung, aus Serbien, Bulgarien, Rumänien zurückgedrängt oder in steter Abnahme begriffen, hat sich in Bosnien wie in der Herzegowina immer noch kräftig erhalten. In *Mostar* und *Serajewo* besteht sie

ungefähr zur Hälfte aus Moslems, und diese erfreuen sich unter dem Zepter der Habsburger des gleichen Rechtes und der gleichen Achtung ihrer angestammten Sitten und Gebräuche wie die Anhänger jedes anderen Glaubens.

In der Politik der Balkanstaaten spielt eben die Religion eine fast ebenso große Rolle wie die Nationalität, und gerade in den von den Südslawen bewohnten Ländern bringt sie scharfe Spaltungen hervor. Die zehn Millionen Südslawen sind ja im großen ganzen eines Stammes, doch die serbisch-kroatischen Bewohner Bosniens, soweit sie mohammedanischen Glaubens sind, betrachten sich deshalb immer noch als Türken. Die Serben wieder sind griechisch-orthodox und bedienen sich der kyrillischen Schrift, die Kroaten dagegen, ihre engen Stammesbrüder, sind katholisch und bedienen sich der lateinischen Schrift. Die Bewohner von Süddalmatien sind griechisch-orthodox, im nördlichen Dalmatien tritt dazu noch das italienische Element mitbestimmend in Sprache und Religion. Von den Einwohnern Bosniens gehören 43 v. H. der griechisch-orthodoxen Kirche an, 23½ v. H. sind Katholiken und 32½ v. H. sind Mohammedaner.

Durch die Erhaltung und man könnte beinahe sagen Förderung des Islams entsteht den Serben ein wichtiges Hindernis ihrer Einigung, und im Interesse des Friedens ist das nur zu begrüßen. — Dieser Wirrwarr unter den Einwohnern Bosniens kommt besonders in Mostar zum Ausdruck, einer Stadt von ungefähr sechzehntausend Einwohnern. Das malerische Häusergewirr zieht sich in dem engen, schluchtartigen Tal an beiden Ufern der Narenta hin, mit nicht weniger als dreißig Moscheen! Besonders interessant ist das bunte Volksleben auf der Carina, der engen Hauptstraße Mostars, die in der Nähe des alten Türkentonsat endet. Diesem gegenüber führt eine alte Brücke in einem einzigen Steinbogen von achtundzwanzig Meter Spannweite über den Fluß. Hier liegen auch die Märkte und recht reichhaltigen Basare, von europäischen Touristen noch nicht so ausgeplündert wie jene auf den Haupttrouten des Verkehrs. Immer noch findet man hier prächtige Teppiche, Waffen und Silberarbeiten aus dem Morgenlande wie aus altem, einheimischem Besitz, und es sind nicht moderne Kaufläden mit Spiegelscheiben und abendländisch gekleideten Verkäufern, die sie feilbieten, sondern Leute des Landes in ihren malerischen Trachten, die auch noch die billigen Preise des Landes fordern.

Noch schöner und reichhaltiger sind die Basare in der über fünfzigtausend Einwohner zählenden Hauptstadt Bosniens, in S e r a j e w o, die unter der Herrschaft der Österreicher in raschem Aufblühen begriffen ist. In einem Gewirr von einem halben hundert Gäßchen hat ganz nach alttürkischer Art noch jedes Gewerbe seine besondere Abteilung, mit Kupferschmieden, Schustern, Schneidern, Sattlern, Trödlern, dazu in Holzbuden eine Menge von Kaufläden mit schönen Silberfiligran- und Kupferarbeiten, Teppichen, alten Kostümen, Waffen, Leinwandstücken, mit Gold- und Silberfäden durchwebt. Fast ebenso interessant wie die Waren sind die Leute, die sich zwischen ihnen drängen, neben Frauen und Männern des Landes in ihrer bunten Kleidung eine Menge von Juden, Türken, Bauern aus der Umgebung und viel Militär.

In der Nähe von Serajewo, mit der Straßenbahn in einem halben Stündchen zu erreichen, hat sich in den letzten Jahren das schwefelhaltige Thermalbad von S l i d z e stark entwickelt, und man könnte in den vortrefflichen Hotels und Bädern sowie in dem schönen Park bei dem eleganten Leben und Treiben, das den Sommer über hier herrscht, ganz vergessen, daß man sich im Herzen von Bosnien befindet!

L ä n g s d e r d a l m a t i n i s c h e n K ü s t e

Wie Bosnien, so gehört auch Dalmatien zu den schönsten Ländern Europas, und von Ragusa oder Cattaro aus zwischen der herrlichen Inselwelt der östlichen Adria und den Küsten Dalmatiens einherfahrend, hätte ich mich im berühmten Binnenmeere Japans wähnen können. Die Dampfer des Österreichischen Lloyd eröffnen auf ihren regelmäßigen Rundreisen dem Beschauer bei jeder Wendung, auf jedem einzelnen Kilometer könnte man sagen, eine nie geahnte Fülle von landschaftlicher Schönheit in reichster Abwechslung, und man kann nur bedauern, daß in touristischer Hinsicht Dalmatien bisher ein Stiefkind geblieben ist. Durch das offene Meer, im nächsten Augenblick durch schmale, flußartige Kanäle, dann wieder durch inselbedeckte, rings umschlossene Buchten, wie Landseen, oder dicht an senkrecht aufsteigenden, riesigen Karstfelsen entlang, fährt der Dampfer an einer Unzahl herrlicher Landschaftsbilder, malerischer Städte, düsterer Burgen vorbei.

Schon die Insel *L a c r o m a*, Ragusas mauerumgürtetem Hafen gerade gegenüber, ist ein Idyll von großer Schönheit, ein kleines Korfu, mit ähnlich südländischer Pflanzenpracht; dann folgt *E a l a m o t t a* mit seinen hellen Häusern und freundlichen Ortschaften, die zwischen dem Grün von Seefiefern und Eibäumen hervorleuchten, endlich *M e z z o*, und zwischen beiden draußen im blauen Meere der kleine *S c o g l i o* mit weithin sichtbarem Leuchtturm. Das Inselchen ist der Schauplatz einer halb verklungenen romantischen Sage, die an jene von Hero und Leander erinnert. Dort wohnte ein Jüngling Andrea. Seine Geliebte, Donzella, schwamm Tag für Tag von der Küste zu ihm herüber, um ihn zu besuchen, bis ihr einmal ein plötzlich auftretender Sturm ein einsames Grab in den Wellen bereitete. Manchen Tag harrete Andrea auf die Geliebte, und als er endlich ihr trauriges Schicksal erfuhr, wurde er zum Einsiedler. — Nach der Fahrt durch den Meeresarm von *Calamotta* sieht man die langgestreckten Inseln *M e l e d a* und *C u r z o l a* auftauchen, dazwischen die steilen Felswände des leuchtturmgekrönten *L a g o s t a*. Auf *Curzola* winkt aus der Ferne das gleichnamige Städtchen, das sich einen sanft ansteigenden Hügel hinanzieht, mit dem althehrwürdigen Dom an der Spitze. Mittelalterliche Mauern und feste Thürme schützten einst den viel umstrittenen Ort und verleihen ihm in ihrem Verfall ein malerisches Aussehen. Natürlich ist auch hier, wie überhaupt längs der ganzen Küste Dalmatiens und Istriens, der Einfluß des stolzen Venedig, der einstigen Herrin der Adria, nicht zu verkennen. Er zeigt sich im ganzen Stadtbild, am Dom wie an allen öffentlichen und privaten Gebäuden, am stimmungsvollsten aber an der *Piazzetta del Salizo*, deren Hauptschmuck eine ähnliche Säule mit dem geflügelten Löwen wie jene auf der *Piazzetta* von Venedig bildet. Diese Markusäulen sind in den Städten der Adria dasselbe, was die Rolandsäulen in den Städten des deutschen Nordens. *Curzola* war schon im dreizehnten Jahrhundert ein ansehnlicher Hafen, und im Jahre 1298, gelegentlich des Krieges zwischen Venedig und Genua, nahmen die Genuesen hier die zwei berühmtesten Persönlichkeiten Venedigs jener Zeit, den Admiral Andrea Dandolo und den großen Reisenden Marco Polo, gefangen.

Jenseits *Curzola* zieht sich die über sechzig Kilometer lange, schmale Halbinsel *S a b i o n e l l o* hin, dann folgen *L e s i n a* und *P i s s a*, das letztere mit seinem hochragenden Denkmal des großen Seesieges der Österreicher über die Italiener vor gerade vierzig Jahren. Der

Hauptort von Lesina, in einer kleinen, geschützten Bucht gelegen, hat sich durch sein südliches Klima, seine herrliche Vegetation und seine vielen Spaziergänge den Namen eines österreichischen Madeira erworben. Als Kurort dient die ehemalige Loggia, ein prächtiger Renaissancebau, dessen Pläne der berühmte Italiener San Michele gezeichnet hat.

Von Lesina fährt der Dampfer geradewegs zwischen den bergigen Inseln S o l l a und B r a z z a nach einer der berühmtesten Städte der Adria, nach S p a l a t o, gleichzeitig der wirtschaftliche Mittelpunkt und verkehrsreichste Hafen Dalmatiens. Ein mächtiger Berggründen umzieht in weitem Halbkreis die Bucht, und zwischen beiden lagert das dichtgebaute Häusergewirr der gegen fünfunddreißigtausend Einwohner zählenden, schon im Altertum berühmten Stadt. War es doch hier, wo sich vor sechzehn Jahrhunderten Kaiser Diokletian, ein Sohn Dalmatiens, zum Ruhesitz den großartigen Palast bauen ließ, der in seinen Hauptteilen noch heute steht und das hervorragendste Denkmal aus römischer Zeit im Habsburger Reiche bildet. Wenn er sich bis auf die Gegenwart erhalten hat, verdankt er es wohl dem Umstande, daß sich die Einwohner des nahen S a l o n a bei der Zerstörung ihrer Stadt durch die Avaren im siebenten Jahrhundert in diesen Palast flüchteten und hinter seinen gewaltigen Umfassungsmauern dauernden Schutz fanden. Welche Ausdehnung er einst besaß, kann man schon daraus ermessen, daß er heute die ganze Altstadt von Spalato, ein Gewirr von engen Gäßchen mit Hunderten von Häusern, umschließt, in denen über dreitausend Menschen wohnen! Den vier Palasttoren entsprechen die zwei den Palast durchziehenden Hauptgassen und an ihrem Kreuzungspunkte erhebt sich der Hauptbau der Stadt. Diokletian hatte ihn zu seinem Mausoleum bestimmt, doch heute dient er als Domkirche jener Religion, deren Anhänger er zu seinen Lebzeiten in grausamster Weise verfolgt hatte! -- Von dem benachbarten Salona, zur Römerzeit die Hauptstadt und größte Stadt Dalmatiens, ist heute nur ein weites Trümmerfeld übrig, in welchem ein Dorf die wenigen Einwohner beherbergt. Doch dieses Trümmerfeld mit seinen Resten der alten Stadtmauer, seinen Gräbern, Sarkophagen, Säulen, Mosaiken und zerstörten, groß angelegten Basiliken spricht von der hohen Kultur, die einst hier geherrscht hat.

Von dieser Stätte heidnischer Verwüstung führt die Straße westwärts durch eine der herrlichsten Landschaften Dalmatiens, die

Riviera dei sette castelli, wo sich die südliche Natur mit üppigen Weingärten, dichten Olivenhainen, Feigen- und Johannisbrotbäumen in vollster Pracht zeigt. Zwischen den verfallenen sieben Schlössern, die einst auf Geheiß der mächtigen Dogen von Venedig als Schutz gegen die Türken gebaut wurden, erheben sich breitästige Pinien und dunkle, hohe Zypressen, wuchern Lorbeer und Myrten in seltener Üppigkeit. Dickblättrige Agaven säumen als lebende Hecken die Gärten und Felder der sieben Dörfer ein, die sich, teilweise aneinander grenzend, die sonnenbeschienene Küste entlang ziehen, mit Blumen und blühenden Oleandern überall. Die ganze Landschaft übertrifft an Schönheit jene der so viel besuchten französischen und italienischen Riviera. Es ist geradezu ein Wunder, daß sich der Unternehmungsgeist der Schöpfer von Winterkurorten, die ja in den letzten Jahren in so großer Fülle selbst an ganz ungeeigneten Orten entstanden sind, sich nicht schon längst dieser prächtigen Riviera dei sette castelli bemächtigt hat, daß hier nicht schon längst große Hotels entstanden sind, mit einer so voll- und verkehrsreichen Stadt wie Spalato in der Nähe, die wie geschaffen scheint, das Rizza einer dalmatinischen Riviera zu werden.

Wie Spalato das Ostende, so beschließt das romantische, seltsame Traù das Westende der herrlichen Bucht der Sette Castelli. Man kommt auf der Fahrt der dalmatinischen Küste entlang aus den Wundern gar nicht mehr heraus. Zeigt Savona das Bild einer römischen, Spalato das einer modernen Stadt auf römischem Boden, so stellt sich Traù dem Besucher wie eine Stadt des Mittelalters entgegen, die durch die Jahrhunderte seit ihrer Blüte sich nicht verändert hat, eine Art dalmatinisches Rothenburg, aber ein Rothenburg im Meere gelegen. Dem dalmatinischen Festlande gegenüber liegt, nur durch einen Meerestunnel von einem halben Kilometer Breite getrennt, die Insel Bua. Im Kanal selbst erscheinen auf einer künstlichen Insel, rings von Wasser umgeben, alte Stadtmauern und Festungstürme, Kirchen, Paläste, Raffelle, alles in venezianischem Stil. In dem engen Winkelwerk der Straßen, mit ihren sich dicht aneinanderschmiegenden Häusern wohnen an viertausend Menschen, und man fragt sich, wie sie auf dem Inselchen, das an seinen Ufern auch noch schattige Spaziergänge und Gärten zeigt, alle Platz finden können?

Nur dreißig Seemeilen weiter nordöstlich, von Traù aus mit dem Kloydampfer zu erreichen, baut sich eine andere merkwürdige

Stadt auf, das alte *Sebenico* mit berühmtem Dom und schöner Loggia ihm gegenüber. Doch die große Sehenswürdigkeit der Stadt sind die weiter im Land liegenden Fälle des *Kerka*flusses, der bei *Sebenico* ins Meer mündet. In einer Breite von hundert Meter stürzt er in fünf Absätzen vierzig Meter tief herab.

Eine Dampferfahrt von wenigen Stunden durch den von steilen Felswänden umschlossenen *Canale di Sant' Antonio*, später durch den *Canale di Pašman* und zwischen zahlreichen malerischen Inseln bringt den Reisenden nach der Hauptstadt Dalmatiens, nach *Zara*, das sich auf einer schmalen Halbinsel weit ins Meer vorschiebt. Sieht man zuerst die *Riva*, und spaziert von dort in die fünf engen, langen Hauptstraßen, die sich mit ihren vielen Seitengäßchen auf der Halbinsel zusammendrängen, so könnte man sich in einer altitalienischen Stadt glauben, wie sie die gegenüberliegenden Küsten der *Adria* in so großer Zahl aufweisen. Doch *Zara* liegt auf klassischem Boden, denn es war unter dem Namen *Iader* zur Zeit des *Augustus* bereits eine ansehnliche Stadt, und so manche antike Säule sowie die Schätze des archäologischen Museums zeugen von seiner früheren Pracht. Unter den erhaltenen Bauwerken aus dem Mittelalter steht an erster Stelle der Dom mit seiner reichgegliederten Fassade und dem achteckigen Baptisterium. Vielbesucht ist die altertümliche Kirche des heiligen *Simeon*, des Schutzpatrons der Stadt. Sein als unverweslich geltender Leichnam ruht in einem mit Reliefdarstellungen reich geschmückten Silber Sarkophag. Die Festungswälle, die einst *Zara* umgürteten, sind seit bald einem halben Jahrhundert gefallen und an ihre Stelle sind schöne Promenaden getreten, die Basteien sind in öffentliche Gärten verwandelt worden, ja, im Süden der Stadt dehnt sich sogar ein üppiger, weiter Park aus. Seltsam berühren in dieser dem Aussehen nach ganz italienischen Seestadt die bunten Trachten der kroatischen Bauern, mit ihrer kleinen, schirmlosen Mütze, der leinenen Weste und der silbergestickten, mit mehreren Reihen von Filigranknöpfen besetzten Jacke. Über einer rotvollenenen Leibbinde dient ein Ledergürtel zur Aufnahme von Messer, Pfeife usw. Dazu treten Gamaschen mit vielen Haken und Ösen, Sandalen, eine Umhängtasche und endlich ein langer Kapuzenmantel aus grobem Tuch.

I m G o l f v o n Q u a r n e r o

Daß sich die italienische Flotte im augenblicklichen Kriege auf größere Unternehmungen in der Adria einlassen wird, ist kaum anzunehmen. Die Italiener haben die Gefährlichkeit dieses österreichischen Meeres für sie schon wiederholt erfahren, und sie ist infolge der Tausende von Minen, die dort gelegt worden sind, sowie durch die Unterseeboote der Deutschen und Österreicher noch bedeutend gestiegen. Die englische und französische Flotte haben sich seit Kriegsbeginn in die Adria überhaupt gar nicht hineingewagt und nur schüchtern an der Einfahrt gewissermaßen ihre Visitenkarte abgegeben. Schon für die Handelschiffahrt in Friedenszeiten gibt es in Europa kaum ein gefährlicheres Meer als die Adria, was seine Osthälfte betrifft, denn der vielfach durch Vorgebirge und tief einschneidende Fjorde zerrissenen österreichischen Küste sind zahlreiche langgestreckte, merkwürdig geformte Inseln vorgelagert, die sich bis in den Golf von Quarnero, zwischen Istrien und der kroatischen Küste hineinziehen und ebenso zahlreiche, mitunter flußartige Kanäle, kleine, landumschlossene Buchten und Meerbeden bilden. Für den Touristen, der auf den bequemen Schiffen des Österreichischen Lloyd den Golf von Quarnero und die Küsten Dalmatiens befährt, bieten sich überall ungemein fesselnde Landschafts- und Kulturbilder dar, geradeso passend und abwechslungsreich wie an den vielgepriesenen Küsten von Norwegen. Aber während sich der Tourist in aller Ruhe und Bequemlichkeit dieser Genüsse freuen darf, wachen Kapitän und Offiziere in angestrengter Aufmerksamkeit selbst bei ruhigem, sonnigem Wetter auf ihrem Posten. Da gibt es Klippen, gefährliche Meerengen, Durchfahrten mitunter so eng, daß die geringste unbeabsichtigte Aenderung des Kurses zu Katastrophen führen kann, dazu Strömungen, die häufig unerwartet wechseln. Sogar das Gezeitenpiel der Adria zeigt eine ganz auffällige Abweichung von jedem anderen Meere. Noch in den Lagunen von Venedig und im Golf von Triest wechseln Ebbe und Flut ganz regelmäßig zweimal täglich miteinander ab. Zwischen der dalmatinischen Inselwelt und im Golf von Quarnero findet dieser Gezeitenwechsel je d o c h n u r e i n m a l t ä g l i c h s t a t t, mit einer Abweichung, die in jedem Monat nur zwei Stunden beträgt. Das Phänomen ist vornehmlich durch die Zerrissenheit der Meeresfläche, das Labyrinth von Kanälen, Seitenarmen, Buchten und Beden zu erklären. Feindliche Kriegsschiffe, besonders die italienischen Dreadnoughts und Panzer, können

zwischen den Inseln bis zu den Küstenstädten Kroatiens und Dalmatiens gar nicht vordringen, ohne sich den größten Gefahren auszusetzen, anderseits ist die Beschiesung dieser Städte aus größeren Entfernungen unmöglich, da sie durchweg nicht an der offenen Meeresküste liegen, sondern hinter vorgelagerten, der Mehrzahl nach hochragenden, langgestreckten Inseln verborgen sind. Zara, Zengg, Sebenico, Traù, Spalato, Cattaro usw. können also ganz ruhig sein, die Italiener werden ihnen nichts anhaben. Noch schlimmer werden die Gefahren für die Schifffahrt, wenn von den Karstketten im Norden die schreckliche Bora herabbraust. Wer einen derartigen Sturm nicht selbst durchlebt hat, kann sich gar keine Vorstellung machen von den Schrecken, die er im Gefolge hat. Von eisiger Kälte, wütet er mit solcher Gewalt, daß Menschen, ja selbst Lastkarren umgeworfen und fortgeweht werden; es ist sogar vorgekommen, daß ganze Eisenbahnzüge im Karst aus den Schienen gehoben wurden! Glücklicherweise beschränkt sich die Bora auf die Wintermonate, so daß die Touristenwelt darunter selten zu leiden hat. Vom Mai bis September herrscht größtenteils Windstille und das herrlichste Wetter.

* * *

Warum diese Stürme gerade in Dalmatien und zwischen der dalmatinischen Inselwelt bis hinauf im Quarnerogolf und nirgends anders in der Adria so böse wüten? Ein Blick auf die Karte sagt es. Die Inseln sind nichts weiter als Fortsetzungen der Karstketten, und ihre Richtung ist von Nordwest nach Südost. Im Winter kommt der kalte Wind von den vereisten Karsthöhen des Nordostens vornehmlich in südwestlicher Richtung, wechselt aber je nach den Bodenerhebungen und Tälern, die er auf seinem Wege findet. Von Afrika herüber weht der warme Schirokko, der an gewissen Stellen ebenfalls von seiner Haupttrichtung abgelenkt wird. Weht er bei einer solchen Ablenkung in der gleichen Richtung wie die Bora, dann verdoppelt er die verheerende Kraft der letzteren, und dann wehe den Schiffen, die sich auf dem Meere befinden! Sie können beim schönsten Wetter nach ihrem vielleicht nur mehrere Stunden entfernten Ziele abfahren, kaum sind sie aber um irgend eine Insel herum oder in ein anderes Meerbecken geraten, so stürmt die Bora mit der furchtbarsten Gewalt auf sie ein, und es erfordert die bekannte Geschicklichkeit und Geistesgegenwart der dalmatinischen Seefahrer, ihr Schiff wieder in ruhiges Fahrwasser zu

bringen. Sogar bei den regelmäßig zwischen den österreichischen Adria Häfen verkehrenden Lloyd dampfern kommt es häufig genug vor, daß die Stürme sie am Einfahren hindern, und sie, ohne die Häfen zu berühren, weiterfahren müssen.

Das Wüten der schrecklichen Bora zeigt sich schon im Charakter der vielen großen und kleinen, langgestreckten Inseln, die parallel zur dalmatinischen Küste angeordnet sind. Was sie an Bevölkerung, Obst- und Weingärten, Olivenwäldern, Kulturen aller Art aufzuweisen haben, findet sich fast überall an ihren geschützten West- und Südküsten; dort lagen schon in römischer Zeit die Städte, von denen noch so viele Ruinen in die Gegenwart hineinragen; dort entstanden im Mittelalter die befestigten Häfen mit ihren malerischen Ringmauern und Thürmen, ihren düsteren Kastellen; dort bauten sich die Adelsgeschlechter ihre festen Burgen; dort erheben sich heute noch die herrlichen Dome, Paläste, Loggien, Klöster aus dem frühen Mittelalter; die Pracht der venetianischen Blütezeit spiegelt sich in ihnen wider, und wenn irgendwo im Mittelmeer Städtebilder wie jene des damaligen Italien ziemlich unverfälscht erhalten sind, so ist es hier, an den Italien zugewandten Küsten Dalmatiens. Sobald man aber auf irgend einer Insel den Höhenkamm in östlicher Richtung überschritten hat, dann wechseln die friedlich heiteren, üppigen Bilder mit einem Schlage; die Abhänge sind ohne jeden Baumwuchs, die Küsten kahl, die Buchten einsam, kaum daß sich in ihrem geschützten Hintergrund versteckt ärmliche Fischerdörferchen zeigen, umgeben von mageren Feldern. Mit Ausnahme der Tamarinden tötet die Bora allen Pflanzenwuchs, denn sie treibt den salzigen Sprühregen der hochaufgepeitschten Wellen kilometerweit ins Land.

* * *

In anderer Art als die Bora, aber ebenso verheerend, haben an diesen Küsten im frühen Mittelalter und auch zur venetianischen und Türkenzeit die Völker gegeneinander gewüthet. Die Geschichte all der so hochmalerischen Städte weist nur kurze Zeiträume des Friedens auf, und diese auch nur, weil die Städte dann verwüstet, verarmt, entvölkert waren; sobald sie sich wieder erholt hatten und es sich lohnte, um ihren Besitz zu streiten, ging der Streit wieder von neuem los. Erst seit der österreichischen Herrschaft können sie sich ungestört entwickeln, und besonders seit Bosnien und die Herzegowina für sie ein reiches, unter

der gleichen Herrschaft stehendes Hinterland bilden, kommen sie langsam zu neuer Blüte. Nur hat die Entwicklung der Schifffahrt andere Verhältnisse geschaffen; früher viel besuchte, berühmte Häfen sind heute den großen Dampfern nicht mehr zugänglich, andere sind an ihre Stelle getreten.

* * *

Das beste Beispiel dieser Art sind die nördlichsten Häfen des Golfes von Quarnero: Fiume, Buccari und Porto Ró. Seit im Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn Fiume zum ungarischen Haupthafen wurde, haben die Ungarn zum Ausbau des Hafens wie der Stadt selbst ungezählte Millionen geopfert, und heute sind an die Stelle des mittelalterlichen Hafenbeckens am Recinafluß großartige Molen, Wellenbrecher und Kais getreten, mit den modernsten Einrichtungen ausgestattet. Vor der alten, auf kleinem Raum zusammengedrängten Stadt mit ihrem Labyrinth enger, feuchter, dämmeriger Gäßchen und hoher Häuser entstand gegen den Hafen zu eine prächtige, moderne Stadt mit breiten, geraden Straßen und anspruchsvollen Regierungspalästen, öffentlichen Gärten, Denkmälern. Die Einwohnerschaft ist von wenigen tausend Seelen in der vorösterreichischen Zeit auf über fünfzigtausend gestiegen, und mit Hilfe der erheblichen Subventionen, welche die Ungarn ihren Schifffahrtslinien zahlen, wird mit der Zeit der Hafen auch das bekommen, was ihm vorläufig noch fehlt: Handel und Verkehr. In diese funkelneue Gegenwart Fiumes ragt aus früheren Zeiten ein interessantes Örtchen hinein, das römische *Tarsatica*, heute *Terzatta* genannt. Östlich von Fiume und dessen Stadtgrenze bildend, stürzt der wasserreiche Recinafluß durch eine wildromantische Schlucht, und von dem Felsen jenseits grüßt die berühmte Wallfahrtskirche der Gnadenmutter herüber. Die vierhunde- einundsiebzig Stufen, die zu ihr emporführen, sind im Laufe der Zeiten wohl von Millionen Wallfahrern benutzt worden, denn sie erhebt sich auf jener Stelle, wo in den Jahren 1291 bis 1294 die Santa Casa, das Wohnhaus der allerheiligsten Jungfrau und des Jesukindleins in Nazareth, gestanden haben soll. Der Legende nach wurde dieses Haus, um es der Entweihung durch die Ungläubigen zu entziehen, durch Engel aus dem Heiligen Lande zunächst nach Terzatta gebracht. Nachdem es drei Jahre und sieben Monate hier verblieben war, hoben es die Engel abermals in die Lüfte und trugen die kostbare Last über die Adria nach dem Berge von Loreto an der Küste Italiens bei Ancona,

wo sie sich noch heute befindet. In Tersatta ließ der im fünfzehnten Jahrhundert dort regierende Graf Frangipani III. über der heiligen Stätte die heutige Wallfahrtskirche bauen und den Hauptaltar mit einem kleinen Gnadenbilde der heiligsten Jungfrau schmücken, der Legende nach vom heiligen Lukas gemalt. Als ich selbst die bequemen Stufen eines Sonntags hinaufschritt, waren ganze Scharen von Kroaten, Männer, Frauen und Kinder, alle in ihrer bunten, male-
rischen Nationaltracht, meine Begleiter.

Der Kirche gegenüber erhebt sich auf dem Dorfplatze das stattliche Schloß der früheren Grafen von Frangipani, noch wohl erhalten und bewohnt.

Nur wenige Kilometer östlich von dem großen, blühenden Hafen von Fiume zeigt die steile Küste eine T-artige Einbuchtung, und an ihrem äußersten Winkel liegt ungemein malerisch wie in der Tiefe eines vom Meere ausgefüllten riesigen Vulkantraters das Städtchen *Buccari*. Seine engen, alten Gäßchen ziehen sich steil die grünen Felswände hinan, und an der höchsten Stelle erhebt sich eine alte, düstere Burg der Frangipani, die von Anfang des zwölften bis Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts abwechselnd Herren von Kroatien, Dalmatien und Slavonien waren, bis der letzte Graf Giovanni im Jahre 1480 zugunsten der Republik Venedig abdankte.

* * *

Am Eingang in die Bucht von Buccari liegt ein zweites altes Hafenstädtchen, *Porto Ré* (Königshafen), mit einem riesigen Schloß aus venetianischer Zeit, von dem großen Türkenkämpfer Graf Briny erbaut, heute eine Jesuitenschule. Bei Porto Ré gelangt der Reisende auf der Dalmatienfahrt zum erstenmal in eine der vielen langgestreckten Meerengen an der Küste. Schon ihr Name, Canal di Maltempo, ist bezeichnend für das schreckliche Wetter, das dort in den Wintermonaten so häufig herrscht. Die hohen Felswände, die den über zwanzig Kilometer langen Kanal umschließen, erheben sich steil unmittelbar von der Küste und geben nur an einzelnen Stellen hinreichend Raum für eine Ortschaft oder irgend eine alte Burg, von kümmerlichem Baumwuchs und kleinen, mageren Feldern umgeben. Die dräuenden weißen Kalkfelsen sind ohne irgendwelches Grün, blendend im Sonnenlicht, und das ganze Bild ist von unbeschreiblicher Öde und Wildheit. Die Küste der großen, gegenüberliegenden Insel

Veglia, einst im Besitz der Frangipani, zeigt sich ebenso trostlos. Was Veglia an Städtchen, Häfen und Burgen, alles aus dem frühen Mittelalter stammend und ungemein malerisch, aufzuweisen hat, liegt auf der gegen die wütende Bora geschützten West- und Südküste. Das ärgste Sturmloch des berühmten Quarnero liegt indessen am südlichen Ausgang des „Kanals des schlechten Wetters“ bei dem früheren Seeräuberneß Zengg, und das Bild dieses uralten, schon Jahrhunderte vor Christi Geburt gegründeten, mit Mauern umgürteten, mit Türmen und Kastellen bewehrten Städtchens ist ebenso düster und unfreundlich, wie die umgebende Natur. Zengg war jahrhundertlang ein Schlupfwinkel der Uskok, jener wilden, räuberischen Serben, die sich vor den Türken hierher geflüchtet hatten und zum Schrecken der Adria wurden. Auf ihren flinken Seglern kreuzten sie bis an die italienischen Küsten, und wehe den Schiffen und ihrer Besatzung, die ihnen in die Hände fielen! Das Schicksal ereilte sie zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts, als sie das reichbeladene Handelsschiff des venetianischen Patriziers Cristoforo Venier kaperten. Besatzung und Passagiere, darunter viele Frauen, wurden nach serbischer Art in grausamster Weise hingeschlachtet, Venier selbst gefangen nach Zengg gebracht und dort geköpft. Der Körper wurde in die See geworfen, das Herz gebraten und verzehrt, der Kopf aber zierte den Eßtisch dieser Scheusale, ja, sie tauchten sogar ihr Brot in das Blut, bevor sie es aßen! Diese und andere Schandtaten veranlaßten endlich Oesterreich zum Einschreiten. Die Häuptlinge dieser serbischen Seeräuberbande wurden enthauptet, die übrigen aber in eine Vergewildnis zwischen Krain und Kroatien verbannt, die noch heute den Namen Uskokengebirge führt.

Die Küstenfahrer des Oesterreichischen Lloyd verlassen nun in Zengg die Festlandküste und lenken in den Kanal zwischen Veglia und der großen dalmatinischen Insel Arbe ein, um deren an der Westküste gelegene Hauptstadt dieses Namens zu besuchen. Auf der Fahrt genießt man einen prächtigen Ausblick zwischen den kleinen Inseln hindurch auf das sich mächtig auftürmende Velebitgebirge mit seinen bis tief in den Sommer hinein verschneiten wilden, zerklüfteten Spitzen. Die dalmatinischen Seeleute sagen: „La Segnana passata, passa la Bora“ -- (Hinter dem Golf von Zengg [italienisch Segna] hört die Bora auf). In der That kamen wir bei spiegelglatter See an die Westküste von Arbe und sahen schon aus der Ferne dieses aus dem

frühen Mittelalter stammende Städtchen mit seinen wie aus dem Felsen herausgewachsenen Ringmauern und seinen massiven, hochragenden Türmen, die mich an jene von San Gimignano im gesegneten Toskana erinnerten. Selbst als ich die engen Gäßchen von Arbe durchwanderte, mußte ich an San Gimignano denken, denn auch hier ist anscheinend seit Jahrhunderten kein neues Haus mehr entstanden, und die Stadt zeigt sich unverfälscht beinahe so, wie sie im Jahre 1456 war, als die Pest die größte Zahl ihrer Einwohner dahinraffte. Davon hat sie sich niemals erholt, und so schlummert sie noch heute und träumt von ihrer einstigen Blüte. Ich möchte sogar sagen von ihrer Pracht; denn innerhalb der verfallenen, von üppiger südlicher Vegetation überwucherten Ringmauern gibt es eine Anzahl stattlicher Paläste im venetianischen Baustil mit reichem Marmorschmuck. Das Städtchen liegt auf einem ins Meer springenden steilen Felsrücken, der nach der Hafenseite sanfter abfällt. Dem Ramm des Felsrückens entlang bis zu seinem Ende zieht sich die malerische Hauptstraße mit ihren hohen Häusern und vortrefflichem Steinpflaster, das wohl seit Jahrhunderten von keinem Wagenrad mehr berührt worden ist. Von dieser Straße senken sich steil die engen Seitengäßchen zum Hafen hinab mit kleinen Plätzchen und stattlichen, wappengeschmückten Familienpalästen hier und dort; einer davon, der Palazzo Nimira, ist zu einem Hotel umgebaut worden. In seinem Garten erhebt sich eine malerische venetianische Ruine mit herrlichem Portal und Kreuzgang. Eine ganze Reihe von Kirchen, Klöstern und Palästen liegen in Ruinen, aber glücklicherweise ist der aus dem dreizehnten Jahrhundert stammende Dom mit seinem schönen, freistehenden Campanile noch erhalten. Von bescheidenem Äußeren, enthält das Gotteshaus eine Reihe seltener Kunstschätze, darunter prachtvoll geschnitzte Chorstühle venetianischer Arbeit aus dem fünfzehnten Jahrhundert und den berühmten Reliquienschrein aus getriebenem Silber, der den mit einer goldenen und silbernen Krone und reichem Geschmeide geschmückten Schädel des heiligen Christoph enthält.

Unmittelbar an die Terrassengärten des Grand-Hotel schließen sich weite Pinien- und Steineichenwälder mit herrlichen Spaziergängen an. Der tiefblauen St. Eufemia bucht entlang gelangt man in einem halben Stündchen zu dem idyllischen Kloster dieses Namens mit üppigem, süd tropischem Garten, und in diesem erhebt sich die nördlichste, im Freien wachsende Dattelpalme Europas. Westlich

der walddreichen Insel Arbe, die in neuerer Zeit von Seebadegästen gerne besucht wird, breitet sich die tiefblaue Quarnero aus, das mittelfte Becken des Golfs von Quarnero. Gegen die Adria wird es durch die langgestreckten Inseln Cherso und Lussin abgeschlossen, die eigentlich nur eine einzige Insel von achtzig Kilometer Länge und gegen zehn Kilometer größter Breite bilden. Der Kanal zwischen beiden Inseln ist nämlich so eng, daß die uralte, halb in Ruinen liegende Stadt Ossero zu Füßen des gleichnamigen Berges an beiden Ufern liegt, die durch eine eiserne Drehbrücke miteinander verbunden sind. Das Gegenteil dieses venetianischen Pompeji ist der aufstrebende moderne Badeort Lussinpiccolo, mit dem nur wenige Kilometer davon entfernten, man könnte sagen, „Vorort“ Lussingrande, das ungemein malerisch an der Ostküste der Insel liegt. Doch der belebteste, eleganteste Kurort der in den letzten Jahren vielbesuchten Quarneroküsten bleibt doch Abbazia, dieses Nizza der Adria.

L ä n g s d e r K ü s t e v o n I s t r i e n

Die Natur hat den Italienern erfolgreiche Angriffe auf ihren bisherigen Bundesgenossen Österreich wahrhaftig nicht leicht gemacht. Wie sich ihnen zu Lande nördlich ihrer Provinz Venetien die gewaltigen Alpenketten dräuernd und mit Ausnahme weniger Täler und Bergpässe geradezu unüberwindlich entgegenstellen, so können sie den Österreichern noch weniger zur See beikommen. Das hat im gegenwärtigen Kriege schon die verbündete Flotte der Engländer und Franzosen erfahren, und das haben im Jahre 1866 die Italiener selbst zu ihrem Schaden kennen gelernt. Während ihre eigenen Adriaküsten von der Grenze am Isonzo an bis an die Südspitze Apuliens sich flach und offen jedem feindlichen Angriff darbieten, ohne einen einzigen halbwegs guten Naturhafen und ohne nennenswerte Befestigungen, sind die gegenüberliegenden Küsten Österreichs wie eine einzige große Festung. Die Karstklippen sind ihre Mauern, das Labyrinth der vielgestalteten, eng aneinander liegenden Inseln ihre Vorwerke und ein halbes Hundert vorzüglicher Häfen ihre Ausfallstore. Sie bieten den Kriegsschiffen der Österreicher sichere, fast uneinnehmbare Schlupfwinkel, um von dort ihre Ausfälle gegen die italienischen Küstenplätze zu unternehmen, während es die vielen durch die Inseln geschützten

Meeresstraßen längs den dalmatinischen Küsten den österreichischen Schiffen gestatten, ihren Standort sicher und unbemerkt vom Feinde nach Belieben zu wechseln. Selbst auf der Halbinsel Istrien liegen die Hafensstädte in vorzüglich geschützten, tief einschneidenden Buchten, und an der Südspitze befindet sich der große Kriegshafen des Habsburger Reiches, Pola.

Pola ist auch sonst eine interessante und hübsche Stadt, und es ist sehr gut, daß der Krieg, wenn nichts anderes, so doch die Aufmerksamkeit der deutschen Touristen auf Pola, wie überhaupt auf Istrien gelenkt hat. Für die nächsten Winter ist ein Besuch der französischen und italienischen Riviera seitens der Deutschen wohl ausgeschlossen, und Istrien wie Dalmatien bieten jenen, die warme Sonne und mildes Klima suchen, reichen Ersatz, ganz abgesehen von dem vielen Sehenswerten, das diese Küstenplätze der österreichischen Adria sonst noch enthalten.

Von Deutschland aus ist Pola mit der Eisenbahn unmittelbar durch die istrische Halbinsel zu erreichen, ich habe aber stets die Seefahrt vorgezogen, denn die Küsten und ihre Städte sind ungemein malerisch. Dazu sind die Schiffe des Österreichischen Lloyd, die den Verkehr Triests mit Istrien und Dalmatien vermitteln, vorzüglich. Schon der erste Hafen auf der Fahrt von Triest nach Pola erinnert den Touristen lebhaft daran, daß man sich hier überall auf altrömischem und altvenetianischem Gebiet befindet.

* * *

Die Eifersucht Venedigs und sein Streben, allen Handel nach der Lagunenstadt zu ziehen, hat zu häufigen Kriegszügen gegen die istrischen Häfen geführt, manche wurden zerstört, andere gewaltsam niedergehalten, ähnlich wie es England immer getan hat und auch heute noch tut. Das Ergebnis davon war, daß all die Handelsstädte, die in den Zeiten vor der venetianischen Herrschaft sich kräftig entwickelt hatten, während der letzteren immer mehr zurückgingen, sich entvölkerten und in ihrem Aussehen so blieben, wie sie im Mittelalter waren. Daran hat die kurze segensreiche Herrschaft der Österreicher, ausgenommen in Triest, Pola und Fiume, noch nicht viel ändern können. So bietet denn beispielsweise auch das nur eine Dampferstunde südlich von Triest gelegene Capod'Istria ein Bild aus alter Zeit. Stolz erhebt sich die kleine, gegen zehntausend Einwohner zählende Stadt mit ihren Kirchen und Palästen auf einer Felseninsel in der Bucht, mit dem

Festlande durch Steindämme verbunden. Im weiten Halbkreis umgeben diese einstige Hauptstadt Istriens üppige Täler und grüne Höhen, mit Villen und Landhäusern bedeckt. Der Hauptplatz mit seinem stattlichen Dom und Campanile, dem Rathaus mit hohen maurischen Fensterbögen und der aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammenden Loggia Publica erinnert sogar an den Markusplatz von Venedig. Die große Republik hat die Stadt mit einer doppelten Reihe von Festungsmauern umgeben, innerhalb deren sich seit der österreichischen Herrschaft recht bedeutende Gewerbetätigkeit entfaltet hat. In den Kirchen gibt es eine Menge vortrefflicher alter Bilder und Kunstgegenstände.

Ganz nahe Capo d'Istria liegt ein weltvergeßenes Städtchen, *I s o l a*, das sich auf der Uferhöhe pyramidenförmig aufbaut, gekrönt von alten Mauern und festen, trutzigen Türmen. Die stattlichen mittelalterlichen Gebäude um den kleinen Hafen zeigen, daß Isola einst bessere Zeiten gesehen hat. Ebenso malerisch steigt das weiter westlich gelegene uralte *P i r a n o* terrassenförmig vom Meeresstrande auf, gleichfalls von Mauern umgeben und von einem Kastell beherrscht. Schon aus der Ferne sieht man über den Häusern des inneren Hafens den stattlichen Dom auftauchen mit seinem an den Campanile Sanfovino's in Venedig erinnernden schlanken Glockenturm. An Stelle der Wetterfahne krönt den Turmhelm eine riesige Bronzestatue des heiligen Georg, die sich auf einer Drehscheibe mit dem Winde bewegt.

* * *

Bedeutender und älter als Pirano, wenn auch nicht von so malerischem Aufbau, ist die nächste größere Stadt, *P a r e n z o*, das Parentium der Römer, deren Spuren noch überall in der Stadt zu finden sind. In der heutigen Piazza Mirasor erkennt man das römische Forum wieder, während Säulenhülsen und Pfeiler Reste eines Mars geweihten Tempels sind. Die Cloaca Maxima ist wohl erhalten und wird noch heute benutzt. Doch die größte Sehenswürdigkeit ist der auf römischen Grundmauern im sechsten Jahrhundert erbaute Dom, mit prachtvollem Bodenmosaik, Marmorgetäfel und meisterhaft ausgeführten Chorstühlen. Theodorich der Große erhob Parenzo im Jahre 524 zum Bischofssitz, und dieser hat sich durch vierzehn Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag erhalten. Der erste Bischof war der aus dem Schisma von Aquileja her bekannte Euphrasius, der auch den stattlichen Dom erbaute und geradezu überreich ausschmückte.

Die nächste Stadt an der hafenreichen Küste Istriens auf der Fahrt nach Pola ist Rovigno, auf einer weit ins Meer springenden Landzunge sehr malerisch gelegen. Die hohen, alten, verwitterten Häuser steigen fast unmittelbar vom Meere auf, und am höchsten Punkte erhebt sich die der heiligen Euphemia geweihte Kirche mit ihrem Steinsarg. Eine kolossale Bronzefigur der Heiligen krönt an Stelle einer Windfahne die Turmspitze. Die Olivenwälder ihrer Umgebung und das reizende Eiland Santa Catarina im südlichen Hafen geben dem alten Häusergewirr auf der Landzunge ein gewisses Relief, doch die Stadt selbst hält nicht, was sie von außen verspricht. Bald nachdem der Dampfer Rovigno verlassen hat, treten zwischen den vielen der Küste vorgelagerten kleinen Inselchen und Felsen eine Gruppe größerer Inseln hervor, die jahrhundertlang vergessen und beinahe unbewohnt waren, seit ungefähr einem Jahrzehnt aber viel besucht werden. Es ist der Brioni-Archipel. Die herrlichen, immergrünen Wälder, die zahlreichen lauschigen Buchten, der geschützte Badestrand und das milde südliche Klima haben den unglücklichen Thronfolger Österreichs, Erzherzog Franz Ferdinand, und seine Gattin zu wiederholtem Aufenthalt angezogen. Ihnen folgten mit jedem Jahr mehr Bade- und Wintergäste. In der Mitte der Hauptinsel sind als ein Teil der Sicherungen des nahen Kriegshafens Pola starke Festungswerke angelegt worden, und in neuester Zeit ist dies auch in dem auf der gegenüberliegenden Festlandsküste nestelnden Ortschaften Fasana geschehen.

Fasana ist gewissermaßen eine geschützte Außenreede Polas für die kampfbereite österreichische Kriegsflotte. Von hier segelte Tegethoff im Jahre 1866 nach Lissa zu seiner entscheidenden Seeschlacht über die Italiener, und von hier wurden im gegenwärtigen Krieg die erfolgreichen Zerstörungszüge gegen die italienischen Küstenstädte unternommen. Ihr gegen feindliche Angriffe vollkommen gesicherter Stützpunkt Pola liegt hinter den Brionischen Inseln im Grunde einer fünf Kilometer tief ins Land schneidenden Bucht. Bei der Einfahrt sieht man auf der nördlichen, weit vorspringenden Felsenhalbinsel die drohenden Batterien und Festungswerke von Punta del Cristo, denen auf dem südlichen Vorgebirge die Batterien von Capo Compare gegenüberliegen. Die Bucht von Pola selbst hat die Form einer wagerechten Sichel mit der Öffnung nach Norden gerichtet, und in ihrem Hintergrund, geschützt durch eine Gruppe malerischer

kleiner Inseln, sieht man die Stadt und ihr größtes Bauwerk, das von den Römern zur Zeit Christi aus weißem istrischen Kalkstein errichtete riesige Amphitheater, aufragen. Auf dem sanft ansteigenden Boden nahe dem Strande erbaut und mit Ausnahme des Innern fast vollständig erhalten, zieht es sofort die Aufmerksamkeit aller Reisenden auf sich, ja man vergißt darüber beinahe Pola selbst, das sich südlich daran schließt.

Eine so stattliche, moderne Stadt mit so prächtigen öffentlichen Bauten, Denkmälern, Gartenanlagen, breiten Kais und schönen Plätzen würde man nach dem malerischen, mittelalterlichen Winkelwerk der sonstigen Küstenstädte Istriens sicher nicht erwarten. Hätten die Österreicher Pola nicht für ihren Kriegshafen auserkoren, so böte die Stadt auch nicht viel anderes dar wie Rovigno, Parenzo oder Pisano, denn Venedig, Genua und ein noch schlimmerer Feind, die Pest, haben besonders hier im Mittelalter fürchterlich gehaust, ja im Jahre 1379 wurde Pola fast gänzlich zerstört, und nur einzelne Bauten der römischen Kaiserzeit konnten der Vernichtung widerstehen. Der Ort blieb seither entvölkert und tot, und die Venetianer benutzten ihn als Steinbruch für die Paläste ihrer reichen Handelsherren. Im Jahre 1636 mußte das prächtige römische Theater erhalten, um das Material für das Kastell auf dem kapitolinischen Hügel im Herzen der Stadt zu liefern. Die alten Ringmauern, die sich um das Kapitol und die zu seinen Füßen liegende Römerstadt zogen, wurden gleichfalls für venetianische Bauten verwendet. Als das Schicksal endlich die Venetianer, diese Engländer des Mittelmeers, ereilte, war Pola zu einem elenden Dorf von ein paar hundert Einwohnern herabgesunken, ein zweites Aquileja.

* * *

Nachdem Istrien im Jahre 1814, von der venetianischen Bedrückung und Ausbeutung befreit, an Österreich gefallen war, setzte allmählich das Wiederaufblühen der Küstenstädte und ihres Handels ein. Zu den eingeborenen Istrioten kamen Einwanderer aus Dalmatien, Kroatien, Albanien, Griechenland, Italien usw., selbst montenegrinische Schnapphähne siedelten sich hier in größerer Zahl an, und wenn die Statistik behauptet, die Bevölkerung sei zu einem Drittel italienisch, so ist dies nur in dem Sinne zu nehmen, daß sich dieses Drittel des Italienischen als Verkehrssprache bedient. Der Abstammung nach bildet es aber im Gegensatz zu der rein slawischen Mehrheit ein buntes

Mischvolk, allerdings mit italienischem Einschlag. Dieser letztere ist der Vorwand für den augenblicklichen Raubzug der Italiener. Daß er aber, wenigstens zur See, nicht gelingen wird, dafür wird Pola Sorge tragen. Die Österreicher wählten es in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zum Hauptkriegshafen und bauten es seither zu einem der best eingerichteten und vollkommensten Europas aus. Während in den Kriegshäfen der anderen Mächte je nach den allfälligen Bedürfnissen und Neuerungen im Flottenbau neue Werkstätten, Anlagen, Neubauten entstanden, wurde Pola nach einem wohl durchdachten, einheitlichen Plan angelegt. Das Marinearsenal im Süden Polas ist beinahe eine Stadt für sich, mit den dazu gehörigen Marineschulen, der Kommandantur, Museum und Kasino wohl einen Geviertkilometer Raum einnehmend. Dazu kommen noch die Schiffsbauanstalten und Docks, die auf einer der Stadt vorgelagerten großen Insel, der Oliveninsel, angelegt worden sind. Eine dreihundert Meter lange Brücke verbindet sie mit der Stadt. Nördlich dieser Brücke, längs dem schnurgeraden, prächtigen Franz-Josephs-Korso, breitet sich der Handelshafen aus, südlich davon bis zur Insel S. Pietro der Kriegshafen. Die Anhöhen rings um die Stadt sind mit Festungswerken und Batterien gespickt, doch der kriegerische Charakter Polas wird durch das schöne Stadtbild und die herrliche, inselbedeckte Bucht mit ihrer malerischen, grünen Umrahmung in den Hintergrund gedrängt. Mitten in der Stadt erhebt sich der mit Anlagen geschmückte Kastellberg, und rings um diesen drängte sich die römische Stadt innerhalb der einstigen Ringmauern zusammen, von denen noch einzelne Tore erhalten sind. Auch ein wohlerhaltener, zierlicher Triumphbogen ist dort zu sehen. In der alten Stadt selbst erhebt sich auf der Piazza del Foro, dem Hauptplatz, nahe dem schönen, maurisch-gotischen Stadthaus ein altrömischer Säulentempel, Augustus gewidmet und im Geburtsjahre Christi erbaut. Er ist so wohlerhalten, daß er noch heute als Museum römischer Altertümer dient.

In ruhigen Zeiten liegen gewöhnlich im Kriegshafen vor der Kaiserstraße eine größere Zahl von abgerüsteten Panzerschiffen vor Anker, angestaunt von den vielen Landratten, die sich auf der Fahrt nach dem großen Seebad und Winterkurort Abbazia an der Ostküste von Istrien in Pola aufhalten. Heute sind sie wohl alle aufgetakelt und kampfbereit, um den bisherigen Kriegstaten der österreichischen Flotte gegen den alten Erbfeind neue hinzuzufügen. Die Ostküste

Italiens liegt Pola in einem großen Halbkreis gegenüber, dessen Mittelpunkt Pola selbst ist, und dessen Radius nur hundertfünfunddreißig Kilometer beträgt. Das ist die Entfernung der Städte Venedig, Ravenna, Rimini, Pesaro, Fano, Senegallia und Ancona von Pola, binnen fünf Dampferstunden von diesem Kriegshafen zu erreichen, und es ist daher nicht wunderzunehmen, daß sie die Wirkung der österreichischen Geschütze bereits zu ihrem Schaden gespürt haben. In gleicher Weise liegen dem südlichsten Kriegshafen Österreichs, Cattaro, auf zweihundert Kilometer Entfernung die wichtigen italienischen Städte Barletta, Bari und Brindisi gegenüber.

T	r	i	e	st
---	---	---	---	----

Die große Hafenstadt des Habsburger Reiches ist in ihrer heutigen Größe und Blüte ausschließlich dessen ureigene Gründung. Österreich hat sie geschaffen, mit Österreich steht und fällt Triest, und sollte es in die Hände eines anderen Staates übergehen, so ist es mit seiner Blüte zu Ende. Häfen brauchen ein reiches Hinterland mit bequemen Zufahrtslinien; Österreich hat die drei großen Eisenbahnlinien von Norden, Osten und Nordwesten nach Triest gebaut und eine unverhältnismäßig große Zahl von Millionen dafür geopfert, denn die Bahnen überschreiten die hohen Alpenketten und das Karstgebirge; in den letzten Jahren ist auch noch die Tauernbahn hinzugekommen, welche Süddeutschland in den Verkehrsbereich von Triest bringt und gleichzeitig die schnellste Verbindung der deutschen Reichshauptstadt mit dem Mittelmeer bildet. Österreich hat wie auf dem Festlande, so auch auf den Meeren Verkehrslinien geschaffen, die, von Triest auslaufend, nach der Levante, Indien, Afrika, Ostasien, Nord- und Südamerika führen, und die ohne die Geldunterstützung des Reiches kaum bestehen könnten. Zu all dem hat Österreich in Triest eine Menge Industrien geschaffen oder ihnen doch Vorschub geleistet, ja sogar durch ungemein kostspielige Wellenbrecher, Molen und Docks an Stelle der früheren, allen Winden offenen Reede einen allen Bedürfnissen entsprechenden, großartigen und sicheren Hafen geschaffen.

Dementsprechend ist Triest seit einigen Jahrzehnten geradezu sprunghaft gewachsen, und wer heute die Stadt besucht, wird überrascht durch die Großartigkeit des Verkehrs im Hafen, die Schönheit der neuen Stadtviertel, die Eleganz und Lebhaftigkeit des Straßenlebens, die Unmenge der Verkehrslinien, welche die ganze malerische Um-

gebung bis hinauf nach den Karsthöhen und die Meeresküsten nach Nord und Süd umfassen. Das alles schafft ein Gesamtbild, das an die größten Hafenstädte des Mittelmeeres erinnert. Der Hafenverkehr umfaßt fünfundzwanzigtausend Schiffe im Jahr, der Wert der Ein- und Ausfuhr beläuft sich auf mehrere Milliarden, und dementsprechend hat die Stadt an Reichtum in den letzten Jahrzehnten ungemein viel gewonnen, der sich in der Entwicklung der Villenvororte, dem Luxus in Hotels, Cafés, Kaufläden, wie im Leben der Einwohner selbst äußert. Die Zahl der letzteren ist auf eine Viertelmillion gestiegen, übertrifft also jene der großen Rivalin Triests auf der gegenüberliegenden Küste der Adria, Venedig, um zwei Fünftel. Venedig hat seinen stolzen Namen als Beherrscherin der Adria längst eingebüßt, er ist auf Triest übergegangen, und während die Italiener in ihrer Anmaßung die Adria als *mare nostro* bezeichnen, hätten die Österreicher viel mehr Grund, ihr den Namen *mare austriaco* zu geben. Seehandel und Seefahrt der Adria sind weitaus überwiegend österreichisch.

Kein Wunder, daß die italienischen „Bundesgenossen“ Österreichs die gegenwärtigen Kriegswirren benutzen, den Raub Triests zu versuchen. Was aber jeden Kenner der Verhältnisse wundernehmen muß, sind die irredentistischen Wünsche eines großen Teils der Triestiner. Wie kann es in Triest überhaupt Menschen geben, die in ihrer Verblendung einen Wechsel der Herrschaft von Habsburg auf Savoyen wünschen? Wissen sie nicht, daß in dem Augenblick, wo Triest an Italien fällt, Handel und Verkehr seines jetzigen Hinterlandes von Triest abgelenkt wird, und daß es wieder zurückgehen muß, wie es einst, zur Zeit der Herrschaft Venedigs, nur ein kleiner, unbedeutender Lokalhafen Istriens war? Von der Viertelmillion Einwohner Triests sind wohl drei Viertel italienische Istrioten, nahe an fünfzigtausend sind Slowenen und nur ungefähr zwölftausend sind Deutsch-Österreicher. Ich betone, italienische Istrioten, nicht etwa Italiener aus Italien, denn diese sind weitaus in der Minderzahl, größtenteils bezahlte Hezer und Unruhefister. Wenn die Istrioten an den Küsten des Landes in Sprache und Kultur dem Lateinischen unterworfen sind, so stammt dies nicht etwa von der venetianischen Herrschaft, sondern von der altrömischen, gerade so wie es bei den Venezianern selbst der Fall ist. Nicht Venedig, sondern Rom hat den Grundstein dazu gelegt, und weil die römische Kultur gegenüber den Illyriern, Albanern und Slawen die weitaus stärkere war, hat sie sich den Ureinwohnern

aufgeprägt; Venedig hat sie nur befestigt und fortgeführt, sonst aber nichts getan, um die Küstenvölker zu fördern, ja im Gegenteil, sie wurden ausgefaugt, die dortigen Häfen, Triest an der Spitze, wurden bedrückt, in Kriegen sogar geplündert und zerstört, um Venedig zu fördern.

Ich wiederhole — die italienischen Sympathien einer großen Zahl Triestiner sind unbegreiflich, ja geradezu widersinnig. Statt mit dem Straßenpöbel der italienischen Großstädte und dessen politischen Hintermännern zu liebäugeln, sollten sie dem lieben Herrgott danken, der sie in seiner Gnade unter die österreichische Herrschaft gestellt hat. Alles, was sie sind und was sie haben, verdanken sie den Habsburgern. Karl VI. machte Triest zum Freihafen, seine große Tochter Maria Theresia widmete ihm ihre besondere Fürsorge. Franz Joseph und seine Staatsmänner schufen das heutige große, prächtige Triest. Man sollte daher annehmen, daß die Triestiner ihrer Dankbarkeit durch Anhänglichkeit an das Herrscherhaus, und äußerlich durch Denkmäler, Benennungen von Straßen und Plätzen Ausdruck geben würden. Was an Denkmälern vorhanden ist, wie das Standbild von Karl VI. und der Maria-Theresia-Brunnen, stammt aber von den Österreichern des achtzehnten Jahrhunderts, nicht von den Triestinern, und unter den Straßennamen gibt es keinen einzigen, der daran erinnerte, daß man sich in Österreich, und nicht irgendwo zwischen Mailand und Bologna befindet! Da gibt es Straßen, die nach Manzoni, Alfieri, Rossini, Bellini, Rossi, Goldoni und hundert anderen benannt sind, ja sogar Machiavelli und der lustige Boccaccio haben ihre Straßen, doch nicht ein einziger Herrscher, Staatsmann, Dichter, Komponist, Kriegsheld Österreichs!

Vielleicht ist das ein bißchen eigene Schuld. Man mußte in Österreich wissen, daß bei Nachbarn von solchem Charakter wie die Italiener doch nur auf die erste beste Gelegenheit gelauert wurde, um über Triest herzufallen. Jedesmal, wenn Österreich mit anderen Mächten in einen Krieg verwickelt war, wie 1849, 1859, 1866, stieß Italien Österreich das Messer in den Rücken. Mit Güte und Entgegenkommen ging es hier nicht. In dem Augenblick, wo die Semmeringbahn Triest das deutsch-österreichische Hinterland zuführte, wurde Triest durch seine ganzen Interessen ein deutsch-österreichischer Hafen; durch den Bau der Tauernbahn und die Erschließung des süddeutschen Hinterlandes später sogar ein deutscher Hafen. Statt also dort das

italienische Element zu fördern, hätte unter jeder Bedingung das Deuschthum von Triefst gefördert werden müssen. Bei einer vorwiegend deutschen Einwohnerschaft wäre der Irredenta der Boden entzogen gewesen. Es wäre vielleicht dann schon zu einer kriegerischen Auseinandersetzung gekommen, denn kommen mußte sie. Davon war jeder Kenner der Verhältnisse überzeugt. Aber der Krieg wäre früher nicht so ungelegen gewesen, Österreichs Kräfte wären dann nicht so gebunden gewesen wie jetzt, und die triestiniſche Streitfrage wäre heute wahrſcheinlich erledigt.

Wie fast alle Küſtenſtädte der Adria ſo iſt auch Triefst eine römische Gründung, aber ohne die Gunſt eines Naturhafens und eines reichen Hinterlandes iſt es in der voröſterreichiſchen Zeit niemals zu großer Bedeutung gelangt. Im Jahre 1382 ſtellte es ſich unter den Schutz des Herzogs Leopold von Öſterreich, des Herrn von Iſtrien, und zahlte ihm einen jährlichen Tribut, blieb aber ſonſt unabhängig. Erſt 1470 nach vielfachen Streitigkeiten und Kriegen mit den Nachbarn und ſelbſt mit Venedig bekam es von Kaiſer Friedrich III. eine öſterreichiſche Garniſon, die ihm freilich nicht viel half, denn ſchon 1500 wurde es von den Venetianern abermals erobert, in den folgenden Jahren auch von Iſtrioten belagert, verheert und geplündert; ſchließlich belegten die Venetianer den Handel mit Triefst mit ſo hohen Zöllen, daß er faſt vollſtändig vernichtet wurde und die Einwohnerschaft der Stadt immer mehr zurückging. Im Jahre 1700 zählte Triefst nur mehr dreitauſend Seelen! Erſt mit Karl VI. beginnt der neue Aufſchwung, der bis heute angehalten hat.

Aus der römischen Zeit beſiſt Triefst im Gegenſatz zu den anderen Häfen Iſtriens, vornehmlich Pola, faſt gar keine Erinnerungen. Man ſollte annehmen, daß es dafür eine bedeutende Zahl mittelalterlicher Bauten beſäße, wie ſie in Venedig die Bewunderung aller Beſucher erwecken. Aber auch darin iſt Triefst arm; Straßen auf und ab nur moderne mehrſtöckige Häuser in demſelben charakterloſen internationalen Stil wie etwa die neuen Vorſtädte von Mailand und Turin; wäre nicht der vom Hafen aus mitten durch die Stadt ſchneidende Canal Grande mit ſeiner griechiſchen und ſerbisch-orientaliſchen Kirche, mit den verzwickten levantiniſchen Segelſchiffen früherer Bauart und dem abſonderlichen Tafelwert, gäbe es auf den dortigen Hafentais nicht Albanier, Dalmatiner, Morlaken, Montenegriner in ihren male-riſchen Volkſtrachten, und auch ſonſt noch Sendboten von jenseits des

Suezkanals bis zu Indern und Chinesen, man könnte sich in einer banalen amerikanischen Hafenstadt wähnen. Nur gibt es hier und dort großartige Paläste und prächtige Straßen, wie der Corso und die Umgebung der Piazza Grande, die auffallen. Dringt man endlich am Kastellberg vorbei in das Gewirr der ansteigenden Straßen der Altstadt ein, dann gewinnt das Stadtbild an Charakter, es erscheinen alte Kirchen, sogar ein bescheidener römischer Vorbogen, und plötzlich steht man auf erhöhter Stelle vor der Basilika S. Giusti, einem äußerlich unscheinbaren Bau, aus dem man nicht recht klug wird. Die in die Mauern und in den kurzen, unvollendeten Turm eingemauerten Bruchstücke römischer Inschriften, Skulpturen und Kapitäle lassen darauf schließen, daß die Basilika aus frühchristlicher Zeit stammt. Nur fehlt es an jener architektonischen Einheit und Pracht, wie sie so viele andere Gotteshäuser Norditaliens aufzuweisen haben. Tatsächlich wurden auf dem Platz, der früher einen altrömischen Tempel trug, aus den Trümmern desselben schon im sechsten Jahrhundert zwei christliche Kirchen nebeneinander gebaut. Die eine war die Basilika, S. Justus geweiht, die zweite, später entstandene, südlich von ihr, war eine Art Ergänzung der ersteren. Die beiden Kirchen wurden im vierzehnten Jahrhundert durch Entfernung der einander zugewendeten Mauern, Einsetzen von Säulen und Überdachung des zwischen beiden Kirchen befindlichen freien Raumes zu einer einzigen großen Basilika vereinigt. Sehr schön sind die farbigen Mosaiken in der Halbkugel der Apsis auf Goldgrund, die Apostel und darüber Maria mit einem Chor von Engeln darstellend. Das Apostelmosaik soll aus der Zeit der Erbauung der Kirchen, also aus dem sechsten Jahrhundert, stammen.

Hat Triest nicht die architektonischen Wunder seiner Rivalin Venedig, so ist dafür seine Umgebung unendlich viel reizvoller. Nördlich an der Küste erhebt sich das berühmte Schloß des Kaisers Maximilian von Mexiko, *Miramar*, mit seinem entzückenden Park; auf den Karsthöhen, die sich östlich von Triest aufbauen, mittels elektrischer Bergbahn leicht zu erreichen, liegen die merkwürdigen Tropfsteinhöhlen von *Opicina*, und in der südlichen Bucht von Triest, jenseits des ausgedehnten Flottenarsenals, breitet sich inmitten der sehr malerischen Küstenlandschaft ein kleines Venedig, die Stadt *Muggia*, aus. Die ganze Anlage mit ihren alten, verwitterten Gebäuden, der Markuslöwe auf dem Municipio, selbst das Aussehen und die Tracht der Fischer erinnern an die Lagunenstadt.

D i e B a g d a d b a h n

Während beinahe in ganz Europa der Donner der Geschütze widerhallt, sind im fernen Vorderasien, in den finsternen Schluchten des Taurus oder Hunderte von Metern tief in dem harten Felsgestein der himmelragenden Schneeriesen dieses mächtigen Gebirgswalles, Tausende von Arbeitern unter der Leitung deutscher Ingenieure Tag und Nacht tätig. Sie stellen das letzte Glied des Schienenweges her, der die beiden Weltteile miteinander verbinden soll. Dort unten in dem östlichsten Winkel des Mittelmeers, nahe den berühmten Stätten der ältesten Kultur, kommt ohne viel Sang und Klang ein Riesenwerk zustande, das sich an Bedeutung mit anderen des Weltverkehrs, mit Suez- oder Panamakanal, wohl messen kann.

Schon in den frühesten Zeiten hat man die Bedeutung dieses Verbindungsweges zwischen Morgen- und Abendland erkannt; Semiramis, Xerxes, Darius, Cyrus der Jüngere, Alexander der Große, Harun al Raschid, Gottfried von Bouillon und viele andere Große der Weltgeschichte sind ihn gezogen, und heute gilt es die Länder, die sie einst beherrscht oder erobert haben, miteinander durch Schienenfesseln zu verbinden. Niemals war aber größere Eile nötig, denn heute gilt es die Feinde Mitteleuropas und seiner Verbündeten an ihrer empfindlichsten Stelle, dem Suezkanal, zu treffen, und der Hauptmacht Vorderasiens, der Türkei, die dafür nötigen technischen Hilfsmittel zuzuführen. Der Seeweg hiefür ist durch die feindlichen Flotten der europäischen Westmächte unterbrochen; so schafft denn das Deutsche Reich einen Landweg, und dieser geht eben mit Riesenschritten seiner Vollendung entgegen. Auf der, im Verhältnis zu der ungeheuren Ausdehnung der ganzen Schienenbahn winzigen Strecke von dreißig Kilometer, zwischen der Hochebene von Kleinasien und der Meeresküste im Golf von Alexandrette, sind Duzende von Brücken und Viadukten gebaut, und nicht weniger als siebenzig Tunnels, darunter solche von mehreren Kilometern Länge, gebohrt worden. Nur der größte von allen wurde erst jetzt durchgeschlagen, und während die Bohrer und Meißel ununterbrochen an beiden Seiten arbeiteten, rollten auf der vielgewundenen, uralten Pflasterstraße längs der Außenseite der Felsen in langer Reihe Lastfuhrwerke und Kamellkarawanen mit Kriegsmaterial abwärts, um am Fuß der dreitausendfünfhundert

Meter aufragenden Berge wieder auf Eisenbahnzüge verladen zu werden.

Bedenkt man, daß die Entfernung des Isthmus von Suez von Berlin nicht weniger als fünftausend Kilometer beträgt, und daß sie durchweg auf Eisenbahnen zurückgelegt werden muß, dann wird man die Größe der Aufgabe erkennen.

Allerdings entfällt davon beinahe die Hälfte, zweitausendvierhundertneunzig Kilometer, auf die Strecke Berlin—Konstantinopel, doch auch diese mußte im Balkan mit dem Schwert von den slawischen Feinden erobert werden. Längst ist sie bis zum Bosphorus offen, und unbehindert durch die Westmächte kann das aus Deutschland stammende Material diese Meeresstraße, die zwei Meere verbindet, zwei Weltteile trennt, übersezen, um in dem deutschen Hafen Haïdar-Pascha auf die deutsche Pulsader von Kleinasien, die Anatolische Bahn, verladen zu werden. Die ungeheure Wichtigkeit dieser Meerenge wurde von den feindlichen Westmächten richtig erkannt, sie wußten, daß durch ihre Eroberung den Deutschen ungeheure Gebiete von unerschöpflichem Reichtum verschlossen würden; daher die schrecklichen Opfer an Material und Menschenleben, um die Dardanellen und damit Konstantinopel in ihre Hände zu bringen. Das ist durch den aufopfernden Heldenmut der kampfgewohnten Türken nicht gelungen, und so rollt denn jetzt, im Austausch gegen die in Deutschland erforderlichen Naturprodukte, technisches Material und Kriegsbedarf durch die weite Hochebene von Anatolien nach dem Taurus, eine ununterbrochene Strecke von zwölfhundert Kilometern. Die letzten zweihundert, von dem uralten, hochinteressanten Konia an, gehören bereits zu dem Netz der Bagdadbahn. Von Bosantia aus, angesichts der schneebedeckten höchsten Berggipfel des Taurus erfolgt der Abstieg von der durchschnittlich tausend Meter hohen anatolischen Ebene nach der kilikischen Ebene auf einer Fahrstraße, die noch kurz vor Kriegsausbruch, als ich sie auf der Rückkehr von Mesopotamien passierte, recht viel zu wünschen übrig ließ. Mein Reisewagen ging dabei in Brüche, und ich mußte einen Teil der Strecke jenseits der kilikischen Pforte zu Pferd zurücklegen. Seither ist sie in so vorzüglichem Stand gesetzt worden, daß sie heute wohl schon mit Kraftwagen befahren werden kann. Doch es ist nur mehr eine Frage von Wochen oder höchstens Monaten, bis der Abstieg durch den Taurus ohne Unterbrechung auf der neuen Eisenbahnlinie erfolgen wird. Dann ist der

Schienenweg von Berlin bis an den Suezkanal offen. Im ersten Kriegsjahre war ich auf dem Weg nach Mesopotamien einer der ersten, die der geplanten Bahnstrecke entlang das jenseitige Ende der Bahn erreichten. Von der damals letzten Station Karapunar führt sie in der ersten Parallelschlucht jenseits der Bosantischlucht weiter, die der wasserreiche Tschatylfluß wie eine asiatische Via mala durch die himmelragenden Felsen gesägt hat. Bevor die Ingenieure hierherkamen, war es keinem menschlichen Wesen gelungen, durch die Tschatylschluchten zu dringen, und während jenseits ihrer westlichen Grenzfelsen jahrtausendelang bis auf den heutigen Tag der lebhafteste Verkehr geherrscht hat, war hier unberührte Wildheit. Niemand hätte überhaupt an die Möglichkeit gedacht, daß man in diese anscheinend unergründlichen, finsternen Tiesen hinabsteigen oder gar Maschinen einführen könnte! Und doch ist es geschehen, Deutsche waren es, die sie bezwungen haben, und unter ihrer Leitung sind heute dort Tausende an der Arbeit, um vielleicht schon in diesen Tagen, zu Ostern 1917, das große Werk zu vollenden.

Was die todesmutigen Ingenieure bei den Vermessungen, der Anlage von Telegraphen- und Telephonleitungen, der Herstellung einer Arbeitsstraße längs den kahlen, verwitterten, senkrechten Abstürzen in steter Lebensgefahr geleistet haben, übersteigt alle Vorstellungen. Mit den hier zahlreich vorkommenden Steinböden um die Wette mußten sie diese, von Steinschlägen heimgesuchten gewundenen Schluchtwände entlang, oder auf Hunderte von Metern hohe Felsspitzen hinauf, um dort Seile herabzulassen, an die sich die Arbeiter festbanden. Häufig schwebten sie daran baumelnd in der Luft, um Telegraphenstangen zu befestigen und den Draht zu spannen, oder um kühne Brücken über die vielen Seitenschluchten zu schlagen!

Das alles konnte ich erst beim weiteren Vordringen in die zweite, sogenannte „Große Schlucht“ wahrnehmen, der entlang in schwindelnder Höhe ein teils aus den Felswänden gesprengter, teils an ihnen hängender Arbeitsweg nach dem Schluchtenausgang führt, steil bergauf oder bergab, häufigen Steinschlägen und Auswaschungen durch Regenbäche ausgesetzt. Aber es war der einzig mögliche Weg, das erforderliche Material, Schienen, Schwellen, Maschinen aller Art, an Ort und Stelle zu bringen. Kurz vor der letzten Arbeitsstation Hadschkiri läuft der ungestüme, wasserreiche Tschatyl eine lange Strecke

unterirdisch. Ein gewaltiger Erdsturz hat einen kleinen Berg quer über das Flußbett getürmt, und wie die Ingenieure mit Dynamit und Preßluft die Tunnel bohren, so hat der Eschakyt seinen Tunnel durch eigene Kraft ausgewaschen. Noch merkwürdiger ist sein Durchbruch durch eine mehrere hundert Meter hohe Felswand im südlichen Randgebirge des Taurus nach der gesegneten kilikischen Ebene bei Adana. Als hätte ein scharfes Messer aus einem Laib Käse ein schmales Stück von oben nach unten herausgeschnitten, so zeigt sich dieser Arapla (Felsentor) genannte Durchbruch, auf viele Meilen in der Runde sichtbar.

Nach dem tagelangen Ritt fand ich bei Dorak, nahe der uralten Paulusstadt Tarsus, Anschluß an die Bahnstrecke nach dem lebhaften, fünfzigtausend Einwohner zählenden Adana, dem strategischen Schlüssel des Taurus. Diese die Ebene von Mersina bis an den Golf von Alexandrette durchziehende Bahnstrecke war bereits früher durch Engländer gebaut worden und ging durch Kauf an die deutsche Bagdadbahngesellschaft über. So ermöglichten die Engländer selbst die Verbindung der Bagdadbahn mit dem Bahnnetz von Syrien und dadurch die Erreichung des Suezkanals auf dem Landwege. Die kilikische Ebene allein schon mit ihren mehreren hunderttausend Sektaren ungemein fruchtbaren Landes ist für Deutschland von großer Bedeutung, besonders während des Krieges, da ihre reichen Erträge, hauptsächlich an Baumwolle, Tabak, Zuckerrohr und Reis, jetzt Deutschland zugute kommen. Daneben ist der Zugang zu den Mittelmeerhäfen Mersina und Alexandrette für den deutschen Handel, sowie für den Weiterbau der Bagdadbahn durch Syrien und Mesopotamien von großer Bedeutung, denn sie ermöglichen die Herbeischaffung des Materials zur See, die zeitweilig durch den Krieg unterbrochen wurde. Die Hauptstrecke selbst führt allerdings nicht über Alexandrette und das uralte Antiochia nach der wichtigen Handelsgrößstadt Aleppo, einer der Hauptstationen der ganzen, fünftausend Kilometer langen Berlin-Bagdadbahn, sondern steigt jenseits der jetzigen Endstation Mamouré wieder in die Berge. Dort ragt die gegen zweitausend Meter hohe Gebirgskette des Amanus als Grenzwall zwischen Armenien und Syrien auf, und auch dort mußten zehn größere Viadukte und neun Tunneln angelegt werden, von denen einer bei der Station Bagdise unter der Paßhöhe hindurchführt und nicht weniger als fünf Kilometer Länge besitzt! Auch hier in diesem landschaftlich ungemein

malerischen, an alten Armenierburgen reichen Gebirge, überragt von dem zweitausenddreihundertfünfundsiebzig Meter hohen Dül-Dül, gestaltete sich die Streckenlegung sehr schwierig, und um sie überhaupt zu ermöglichen, mußte von Mamouré aus eine über dreißig Kilometer lange, schmalspurige Konstruktionsbahn über das Gebirge gebaut werden, die für sich schon viele Millionen verschlang. Ich konnte sie im ersten Kriegsjahre bis zur Pashöhe benützen. An allen Stationen waren deutsche Ingenieure und Beamte tätig, die Arbeiten, ausgeführt von Tausenden Kurden, Türken, Armeniern und auch Italienern, zu leiten. Heute ist die ganze Strecke über den Amanus nach Islahié, am Ostfuß des Gebirges, ebenso wie jene durch die Ebene über Radschu nach Aleppo fertiggestellt. Ja, über dieses hinaus fahren die Züge der Bagdadbahn bereits über den überbrückten Euphrat weit nach Mesopotamien hinein gegen Bagdad zu.

Beinahe von noch größerem Reiz in landschaftlicher Hinsicht ist die von der Bagdadbahngesellschaft gebaute Strecke von Mamouré nach Alexandrette, der wohl der Weiterbau über den Amanus auf direktem Wege oder über Antiochia nach Aleppo in friedlicheren Zeiten noch folgen dürfte. Jede Anhöhe im östlichen Teil der kilikischen Ebene ist mit irgend einer höchst malerischen Burg gekrönt; über dem uralten Ruinenselde von Misis ragen auf drei Berggipfeln nahe beieinander drei Burgen auf, von denen Dschihan-Kalé die mächtigste ist. Bei Mamouré bildet eine noch größere, Toprakalé, auf viele Meilen in der Runde das Wahrzeichen jenes Engpasses, den Darius auf seinem Zuge nach Issus durchschritten hat, um dort kurz darauf von Alexander dem Großen (im November des Jahres 333) entscheidend geschlagen zu werden. Ihm ist die Gründung Alexandrettes als Ausgangspunkt der großen Karawanenwege nach Mesopotamien zu danken, die nunmehr durch die deutsche Bagdadbahn ihres Verkehrs beraubt werden. Ihr wichtigster Handelsmittelpunkt bis herunter nach Bagdad wird wohl auch in Zukunft Aleppo bleiben. Schon auf ägyptischen Denkmälern aus dem zweiten vorchristlichen Jahrtausend wird es erwähnt, doch ist es seither wohl kaum schöner oder interessanter geworden. Ich hätte dort Merkwürdigkeiten und Denkmäler aus seiner viertausendjährigen Geschichte erwartet, aber seltsamerweise ist davon nichts Besonderes mehr vorhanden, mit Ausnahme der umfangreichen Zitadelle, die mit ihren gewaltigen

Ringmauern und ihrem geradezu unzerstörbaren, massigen Torbau hoch über das lebhafte Straßenlabyrinth der eine Viertelmillion Einwohner zählenden Stadt aufragt. Von ähnlichem Alter soll auch die große Synagoge im Judenviertel sein, ähnlich den arabischen Moscheen mit einem von Arkaden umgebenen Vorhof gebaut. Die Judenbevölkerung dürfte fünfzehntausend Köpfe umfassen, ebensoviel die griechische, während die Armenier, Maroniten und katholischen Syrier zusammen kaum diese Zahl erreichen. Zwei Drittel der Einwohner sind Mohammedaner mit vielen alten Moscheen. Die deutsche Kolonie umfaßt nur wenige Familien, verstärkt durch eine Anzahl Schweizer, doch was ihnen an Zahl fehlt, ersetzt sie durch ihre Bedeutung. Ein großer Teil des Großgeschäfts und Ausfuhrhandels liegt in ihren Händen, und sie übertreffen darin wohl alle anderen Handelshäuser. Freilich steht Aleppo bereits seit Jahren in Eisenbahnverbindung mit der Mittelmeerküste über Beirut, doch der Schienenweg dorthin ist so lang und der Warentransport so kostspielig, daß er immer noch mittels Karawanen nach dem näherliegenden Alexandrette geht, ganz so wie in vorchristlicher Zeit.

Ist die Bagdadbahn endlich bis an den Tigris, wie jetzt bis jenseits des Euphrat, im vollen Gang, dann wird der Handel Aleppos, der jetzt schon gegen hundert Millionen Mark Wert hat, bald das Doppelte erreichen. Inzwischen zieht die Stadt auch aus der Mekkabahn viel Nutzen, die zunächst nach dem dreihundertfünfundvierzig Kilometer weiter nach Süden gelegenen D a m a s k u s führt, und nach weiteren tausenddreihundertdreißig Kilometern M e d i n a erreicht. Die Fortführung dieser hochwichtigen Bahn von Medina nach Mekka, eine Strecke von vierhundertsiebenundvierzig Kilometern, ist durch den Krieg unterbrochen worden. Die gesamte Entfernung von Berlin nach Mekka, über sechstausend Kilometer, übertrifft an Länge die sibirische Bahn von Moskau bis in die Mandschurei, und die ganze Reise kann heute bereits auf der Eisenbahn zurückgelegt werden, mit Ausnahme der kleinen, vorstehend geschilderten Strecke durch den Taurus!

Für Deutschland hat die Mekkabahn jedoch augenblicklich viel größere Bedeutung, denn sie ermöglicht es seinen tapferen türkischen Bundesgenossen, den wichtigsten Lebensnerv Englands zu unterbinden. Im Anschluß an die Mekkabahn und von ihr jenseits Damaskus abweigend, sind von den Türken, durch die Deutschen mit Technikern

und allem erforderlichen Material unterstützt, weitere Bahnen durch Palästina gebaut worden, die über Jerusalem und Hebron bereits die letzte Ortschaft vor der Grenze Ägyptens, Beerseba, erreichen. Die Strecke von Damaskus nach Jerusalem beläuft sich auf ungefähr dreihundert Kilometer, von Jerusalem nach Beerseba auf hundert Kilometer, und zu diesen Bahnlinien sind mit Rücksicht auf die Erfordernisse eines im Aufmarsch begriffenen großen Heeres noch Feldbahnen, Kraftwagenstraßen, Wasserleitungen, Kohlenlager, Fernspregleitungen usw. getreten. Überall in den Städten sind für Gesundheit, Verpflegung und Unterkunft der Heeresmassen sorgfältige Einrichtungen getroffen worden, geleitet durch deutsche Offiziere und Fachleute.

Zwischen der ägyptischen Grenze bei Beerseba und dem Suezkanal selbst, eine Strecke von zweihundertdreißig Kilometern, breitet sich eine öde, heiße, größtenteils wasserlose Sandwüste aus. Als ich vor langen Jahren von El Kantara am Suezkanal aus mit meiner eigenen Karawane durch dieses *et-Tih* genannte, in hohe Dünen zerzauste Sandmeer nach Gaza an der Mittelmeerküste reiste, benötigte ich dafür beinahe fünf Tage. Auf der ganzen Strecke traf ich nur eine von fünfzehnhundert Palmen beschattete Oase, *Katya*, bevor ich den ägyptischen Grenzplatz *El Arisch* erreichte. Auch dieser armselige Ort, von einer uralten Zitadelle beherrscht, bietet dem Reisenden nichts als allfälligen nötigen Ersatz für verendete Kamele und dürftige Lebensmittel. An den Schrecken dieser Sandwüste scheiterte der erste Heerzug der Türken gegen den Suezkanal im gegenwärtigen Krieg.

Die Hauptstrecke der Bagdadbahn, die bei der großen Handelsstadt Mosul den Tigris erreicht, führt dessen rechtem, westlichem Ufer entlang nach der berühmten Kalifenstadt Bagdad, wo sie ihren vorläufigen Endpunkt findet. Ob sie von dort bis an den persischen Golf weitergebaut wird, ist eine Frage, die wohl erst mit dem Friedensschluß zur Entscheidung gelangt.

3	n	h	a	l	t
	Die Donau als Hauptverkehrsstraße nach dem Balkan				7
Serbien.	Belgrad				17
	Durch das nordwestliche Serbien				21
	Nisch, die neue Hauptstadt von Serbien				29
	Von Aistub zum Ainsfeldde				34
	Durch das südliche Serbien				42
Die Donaustaaten. Die Rumänen					51
	Die Gebirgspässe zwischen Siebenbürgen und Rumänien				55
	Bukarest				62
	Zwischen Dobrußscha und Pruth				68
	Durch Bessarabien				74
	Die Balkanhäfen am Schwarzen Meere				81
	Nach der Hauptstadt Bulgariens				86
	Das Herz von Alt-Bulgarien				96
	Das Marißatal und Philippopol				103
Die Europäische Türkei. Adrianopel					110
	Konstantinopel				113
	Das alte Serail von Stambul				125
	Die Ringmauern von Stambul				135
	Der Bosphorus				142
	Diesseits und jenseits des Marmarameeres				150
	Die Prinzeninseln				153
	Durch die Dardanellen				159
Am Ägäischen Meere. Mytilene					165
	Längs der Küste des Ägäischen Meeres				170
	Saloniki				181
	Die Juden von Saloniki				186
	Die Mönchsrepublik des Athos				190
	Im südlichen Mazedonien				199
	Piräus und der Korinth-Kanal				206
	Das heutige Athen				210
	Rorfu				214
Die Küstenländer der Adria. Albanien und die Albanier					222
	Stutari und sein See				232
	Von Antivari nach Cetinje				238
	Montenegro und sein Volk				246
	Süddalmatien, Bosnien und die Herzegowina				255
	Längs der dalmatinischen Küste				260
	Im Golf von Quarnero				265
	Längs der Küste von Istrien				272
	Triest				278
Die Bagdadbahn					283

Empfehlenswerte Reisewerke

D. C. Artbauer, Afrikanische Spiegelbilder

Die Welt des Halbmonds wie sie weint und lacht. 8°. 168 Seiten. Mit 1 Titelbild und 9 Illustr. im Text. In Original-Leinwandband M. 2.40

Urteile der Presse: „Der bekannte Wiener Afrikaforscher bietet uns hier nicht nur eine sehr anregende Schilderung von Land und Leuten, sondern auch eine treffliche Jugendschrift.“ (Der Buchkritiker, Wien.) — „Dem Leben der Bewohner Nordafrikas — von Marokko bis zum Nil — sind eine Anzahl Skizzen entnommen, die teils dramatischen, teils humoristischen Inhaltes, teils nur beschreibend, ein prächtiges, fesselndes Bild von den Bewohnern der Länder Marokko und Tripolis, Tunis und Ägypten geben.“ (Londoner Zeitung.) — „Man vertieft sich gerne in diese lebendig geschriebenen Reiseeskizzen und verfolgt mit lebhaftem Interesse die bunten Erlebnisse und Menschenschicksale, die einem hier vor Augen treten. Das muselmanische Afrika mit seinen Sitten und Gebräuchen bietet ja so viel des Besonderen und Merkwürdigen. Unsere Jugend wird ebenso gerne nach dem Buche greifen wie der Erwachsene.“ (Trierische Landeszeitung.) — „Einzelne Skizzen sind kleine Meisterwerke.“ (Stimmen aus Maria-Laach.) — „Artbauer gilt allgemein als einer der besten Kenner von Land und Leuten jenes wichtigen Teiles Nordafrikas.“ (Rhein. Volkszeitung.)

Frik Mielert, Im Lande des Khedive

Mit vielen Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers. 8°. 320 Seiten. In Originaleinband M. 6.80

Ein Ägyptenbuch im wahrsten Sinne des Wortes! Mielert, der fleißige Beobachter und vielgereiste Orientkenner, bietet uns hier ein Werk über das Wunderland am Nil, wie es eigentlich schon seit langem auf dem Büchermarkt erwartet werden durfte. Wie der bekannte Alpinist Steiniger uns ein Buch über das unbekannte Italien geschenkt hat, so würdigt hier als erster Mielert das in so vielfacher Beziehung interessante Ägypten umfassenderer Schilderungen. Er führt uns in bisher von der Reisewelt wenig und gar nicht aufgesuchte Gebiete im Lande des Khedive, so in das Mariutland, das Natrontal, das nordöstliche Strandseengebiet, das Fajum, die Oasen Chargeh und Gennah usw. und betont folgermaßen, daß Ägypten nicht nur aus Alexandrien, Kairo und dem eigentlichen Niltal besteht, sondern daß es auch ein unbekanntes Ägypten gibt, welches kennen zu lernen recht sehr am Platze ist. — „Wir können dieses Ägyptenbuch aufs wärmste empfehlen. Es ist in leichtflüssigem Erzählerton geschrieben, schildert Land und Leute mit großer Anschaulichkeit, bringt vortreffliche Naturbeobachtungen und flücht spanuende Reiseerlebnisse in den Gang der Darstellung. Der Verfasser vergißt auch nicht auf in Ägypten ja so naheliegende geschichtliche Rückblicke. Im Zusammenhang mit den schönen, zahlreichen und originalen Abbildungen bildet das ganze Buch ohne Zweifel eines der besten Reisewerke, die wir über das „Land des Khedive“ besitzen, das jetzt so sehr in den Vordergrund des politischen und militärischen Interesses gerückt ist.“ (Augsburger Postztg.)

Verlag von Friedrich Pustet, Regensburg
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Empfehlenswerte Reisewerke

Johannes Mayrhofer,

Türkische Lenzestage

Reisebilder vom Goldenen Horn. Mit 14 Illustr. 4.—6. Tausend.
12°. 64 Seiten. In zweifarbigem Umschlag geheftet M. —.80

Durch Länder und Meere

Reisebilder. Mit 2 Farbendruckbildern und 18 Illustrationen im Text.
8°. 124 Seiten. In Originaleinband M. 3.—

Zauber des Südens

Reisebilder. Mit 27 Illustrationen. 8°. 120 Seiten.
In Originaleinband M. 2.40

Nordische Wanderfahrt

Reisebilder. Mit 55 Illustrationen. 8°. 250 Seiten.
In Originaleinband M. 3.60

Urteile der Presse: „Reisebilderungen eines Mannes von scharfer Beobachtungsgabe, dem unverkennbarer Sinn für das Wesentliche, Charakteristische eignet.“ (Berliner Morgenpost.) — „Mayrhofer, der die Wunder der Welt mit dem Blick des künstlerischen Genießers in sich aufgenommen hat, ohne deswegen das Recht der Kritik an Menschen und Dingen preiszugeben, plaudert in dem reich, zum Teil farbig illustrierten Werkchen anmutig und lebendig über alles, was er mit der Freude des Entdeckers sah.“ (Berliner Börsen-Courier.) — „Der liebenswürdige Cicerone Mayrhofer hält sich in seinen Reisebildungen diskret und unaufdringlich im Hintergrunde, schwelgt weder in im- noch in expressivistischer Ausdrucksweise und unterstreicht nur hier und da mit leiser Gebärde eine besondere Schönheit oder Wertwürdigkeit.“ (Tägliche Rundschau, Berlin.)

Dr. W. Rothemann,

Russisches und Polnisches

Reisebilder u. Kulturstudien. Reich illust. 12°. 184 Seiten. Kart. M. 2.—

Urteile der Presse: „Warschau, Petersburg, Moskau, Kiew, Krakau, Posen und Gnesen sind die Stätten, an welche der Verfasser uns führt und welche er uns geschichtlich, sowohl kultur- wie kunstgeschichtlich, näher zu bringen sucht... Sein ansprechender und gewandter Stil, die knappe und doch erschöpfende Darstellung erhalten uns in Spannung und machen das Buch zu einem wahren Genuß.“ :: :: :: :: :: :: :: :: (Rheinische Volkszeitung, Wiesbaden.)

Verlag von Friedrich Dustet, Regensburg

6. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

✓

~~Die Balkanstaaten~~

4007	10-33	25M-S
------	-------	-------

4097 10-33 25M-S

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 05670 7410

